This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06819809 6

MONGOLISCHE
MÄRCHEN-SAMMLUNG.

DIE NEUN MÄRCHEN

DES

SIDDHI-KÛR

NACH DER AUSFÜHRLICHEREN REDACTION

UND DIE

GESCHICHTE DES

ARDSCHI-BORDSCHI CHAN.

MONGOLISCH

MIT DEUTSCHER UEBERSETZUNG UND KRITISCHEN ANMERKUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD JÜLG.

(MIT UNTERSTÜTZUNG DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN IN WIEN).

INNSBRUCK.

VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.

1868.

—31792—

ASTOR LIBRARY
APR
1895
NEW YORK

DRUCK DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI.

SCHRIFTEN AUS DER WAGNER'SCHEN SCHRIFTGIESSEREI.

Dem Herrn

WIRKLICHEN STAATSRATH

PROFESSOR

DR. J. ST. KOWALEWSKI

IN

WARSCHAU.

Vorwort.

Durch die huldvolle Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ist mir die Möglichkeit geboten worden, die vorliegende mongolische Märchensammlung gemäss dem im Vorworte zum Specimen aus Ardschi-Bordschi (Innsbruck 1867) S. 6 gegebenen Versprechen zu veröffentlichen. Ich fühle mich aus innerstem Herzen gedrungen, dem hohen Institute nochmals hier öffentlich meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Ausserordentlich verpflichtet bin ich auch der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg für die seltene Liberalität, mit welcher sie mir die zwei kostbaren Handschriften, die Unica sind, auf das bereitwilligste zur Verfügung gestellt hat. Möchte eine solche Liberalität bei manchen andern Instituten eine preiswürdige Nachahmung finden!

Dem in der folgenden Einleitung Bemerkten habe ich nur weniges vorauszuschicken.

Bei der Umschreibung der mongolischen Wörter sind in allen zweifelhaften Fällen Vocale und Consonanten nach der sichern kalmükischen Aussprache gegeben wor-

den. Es kann natürlich, wie bei jeder Transcription, nur darauf ankommen, dass man im Stande ist, vermittelst der angewandten Zeichen das Wort in die Ursprache zurück umzuschreiben; für die wirkliche Aussprache, die oft verschieden sein kann, folgt daraus nichts. — Bezüglich der Orthographie ist noch zu bemerken, dass wegen Mangels des Typus [illegible] immer [illegible] gedruckt worden ist.

Bei den Nachtrags-Erzählungen zum Siddhi-Kûr wolle man sich immer gegenwärtig halten, dass wir nur auf eine einzige Handschrift angewiesen sind. Das ist immer misslich. Es gibt viele schwierige und verderbte Stellen, denen vor der Hand keine Heilung zu geben ist; werden später noch andere Handschriften erworben, dann wird die bessernde Hand leicht nachhelfen können. Ich wollte lieber eine Stelle unsicher lassen, als ins Blaue hinein Conjecturen aufstellen.

Die Vergleichung des in beiden Sammlungen niedergelegten Sagenstoffes mit andern Märchenkreisen muss ich auch diesmal bewährteren Forschern auf diesem Gebiete überlassen.

Allen denen, die mich bei dieser Arbeit mit Rath und That unterstützt haben, spreche ich meinen wärmsten Dank aus. Dieser gebührt vor allen im vollsten Masse dem edlen, liebenswürdigen Herrn Wirklichen Staatsrathe Professor Kowalewski in Warschau für die beispiellose aufopfernde Mühe, mit der er mir den ganzen Ardschi-Bordschi abschrieb, sowie für alle die gehaltvollen Mit-

theilungen, die er mir aus dem reichen Borne seines Wissens auf meine vielfachen Anfragen stets unermüdet und auf das zuvorkommendste machte. Semper honos nomenque Tuum laudesque manebunt!

Ebenso bin ich Hrn. Professor Golstunski in St. Petersburg für mehrfache Aufklärungen zu innigem Danke verpflichtet. Es thut mir dabei in der Seele weh, dass er in seinen „Kritischen Bemerkungen“ zu meiner Ausgabe des Siddhi-Kûr (Beilage zum XI. Bande der „Zapiski“ der kais. Akad. der Wiss. No. 4. St. Petersburg 1867) so vieles an meinem Buche auszusetzen hat. Es ist hier nicht der Ort, auf die mir gemachten Ausstellungen näher einzugehen; ich tröste mich mit dem Gedanken, dass unverdienter Tadel niemanden etwas schaden kann. Der verehrte Gelehrte imputirt mir unter grundlosen Voraussetzungen eine Menge von Dingen, an die ich nimmermehr gedacht habe und gegen deren Voraussetzung ich von vorn herein annehmen durfte geschützt zu sein. Ich habe vor mehr als 20 Jahren meine „Initia linguae Calmuccicae“ der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften vorgelegt; das Urtheil, das darüber gefällt wurde, beruhigt mich vollkommen (s. Bulletin de la classe historico-philologique. T. IV. 1848. S. 359. 361). Wenn Hr. Golstunski meint, ich müsse keine andern kalmükischen Handschriften gesehen haben, so kann ich auch hier die Beruhigung geben, dass ich deren viele Hunderte nicht nur gesehen, sondern sogar eigenhändig abgeschrieben habe

(wie z. B. die ganze reiche Sammlung der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden), und dass ich ausserdem noch eine grosse Anzahl kalmükischer und mongolischer Original-Handschriften besitze. Meine kalmükische Siddhi-Kür-Handschrift mit ihren Mongolismen ist ebenso echt, wie z. B. die Gabelentz'sche mongolische Ardschi-Bordschi-Handschrift mit ihren zahlreichen Kalmükismen. Was Hr. Golstunski von S. 17 an zur Erklärung einzelner dunkler Stellen beibringt — und deren gibt es noch manche — ist sehr dankenswerth, wiewohl sich auch da über manches rechten liesse (man vergleiche z. B. seine Verdammung des „üje chojor“ auf S. 18 bei ihm mit S. 84. Z. 9 des Ardschi-Bordschi). Aber ein grosser Theil der Bemerkungen, der mich wahrlich nicht treffen kann, muss durch den Ton, in dem das Ganze gehalten ist, empfindlich berühren; ich möchte um keinen Preis der Welt je einen solchen Ton anschlagen. Möge Hr. Golstunski, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn ich bewundere, diese Worte, die ich nur schweren Herzens niedergeschrieben, gütig aufnehmen! An meinem Dankesgefühl werden sie nichts ändern.

Meinen Freunden, den Herren Wirklichen Staatsrath und Akademiker v. Schiefner in St. Petersburg, Geheimen Rath von der Gabelentz auf Poschwitz bei Altenburg, Schulrath Halder in Innsbruck danke ich gleichfalls für die Förderung meiner Arbeit.

Innsbruck am 30. Juni 1868.

Bernh. Jülg.

Einleitung.

In der Einleitung zu meiner Ausgabe des Siddhi-Kûr S. IXf. ist der verschiedenen mongolischen Märchensammlungen, die mit dem Buddhismus aus Indien zu den Mongolen gekommen sind, in Kürze gedacht worden. Es sind das die in Indien bekannten Sammlungen Vetâlapankavinçatî, Çukasaptati und Vikramakaritra. Die nähere Untersuchung darüber verdanken wir Th. Benfey und A. v. Schiefner im Bulletin der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, historisch-philologische Classe, 1858. XV. 1—25. 63—74 (oder Mélanges Asiatiques 1858. III. 170—203. 204—218), und besonders dann Th. Benfey in seinem Pantschatantra. Die Vetâlapankavinçatî hat Benfey in den mongolischen „Erzählungen des Siddhi-Kûr“, und das Vikramakaritra v. Schiefner in der mongolischen „Geschichte des Ardschi-Bordschi Chân“ wiedergefunden. Die dritte indische Sammlung, „Çukasaptati“ (70 Erzählungen eines Papagai), ist noch nicht als selbständiges Werk bei den Mongolen nachgewiesen, aber eine Erzählung daraus ist in die zweite Sammlung, die Geschichte des Ardschi-Bordschi, eingeflochten, woraus

man sieht, dass auch die Çukasaptati den Mongolen nicht unbekannt war. Die Erzählungen des Siddhi-Kûr sind in einer kürzeren Redaction von 13, und in einer ausführlicheren von 23 Sagen vorhanden (s. Siddhi-Kûr S. X und XVI). Die 13 Erzählungen wurden schon früher durch die Bergmann'sche Übersetzung bekannt; der Originaltext derselben in westmongolischer oder kalmükischer Mundart erschien zuerst lithographirt von Golstunski (St. Petersburg 1864), dann mit deutscher Übersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch dazu von mir (Leipzig 1866). Die aus der Çukasaptati entnommene oder mit dem Rahmen derselben in Verbindung gebrachte und im Ardschi-Bordschi sich findende Erzählung ist von mir, nur mit Weglassung der Rahmen-Einfassung, als Probe eines ersten mongolischen Druckes in Deutschland mit Übersetzung besonders herausgegeben worden (Innsbruck 1867). Nebenbei sei noch erwähnt, dass nun endlich auch die Bearbeitung der indischen Vetâlapankavinçatî, wie sie von Somadeva seinem grossen Werke einverleibt wurde, in Brockhaus' trefflicher Ausgabe vorliegt (Kathâ Sarit Sâgara. Buch IX—XVIII. Leipzig 1866); sie ist in Buch XII. Cap. 75—99. S. 288—393 enthalten. Auch eine Hindi-Bearbeitung ist uns neulich durch H. Österley's Übersetzung von 9 Erzählungen sammt der Rahmen-Einfassung zugänglicher geworden (Baital Pachisi oder die 25 Erzählungen eines Todtengespenstes. „Ausland“ 1867. No. 5—9).

Nachdem Benfey den Mongolen in der Verbreitung des indischen Sagenstoffes eine so namhafte Rolle zugewiesen hat, darf es gewiss als zeitgemäss angesehen werden, alles, was von diesen mongolischen Vermittlungsquellen uns zugänglich ist, in authentischer Fassung kennen zu lernen. Während ich nun in der Ausgabe des kalmükischen Siddhi-Kûr die gewöhnliche Recension von 13 Erzählungen gegeben habe, blieben dagegen die 9 Erzählungen, die sich noch in der ausführlicheren Redaction neben den 13 andern befinden, im Rückstande. Sie sind bis jetzt nur in einer einzigen mongolischen St. Petersburger Handschrift enthalten (s. Siddhi-Kûr S. XVI und das nähere hinten unter „Kritische Bemerkungen" S. 103—105). Eine Abschrift derselben erhielt ich durch Galsang Gombojew. Durch die seltene Liberalität der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ward es mir aber auch möglich, die Handschrift selbst einer genauen Durchsicht zu unterziehen, indem sie mir dieselbe mit der grössten Bereitwilligkeit auf längere Zeit zur Benutzung übersandte. Der Text der 9 Erzählungen dieser Handschrift sammt der Übersetzung, welch beides zum ersten Mal hier erscheint, bildet den einen Theil des vorliegenden Werkes.

Die zweite Sammlung, Ardschi-Bordschi, gehört in den Kreis des Vikramakaritra („Abenteuer des Vikramâditja") oder der Sinhâsana-dvâtrinçati („die 32 Erzählungen vom Throne des Vikramâditja"). Es sind das Sagen und Märchen, die sich an den Thron des ge-

feierten Königs Vikramâditja knüpfen. Diesem Thron wird göttlicher Ursprung zugeschrieben; die Sage lässt denselben durch den König Bhoǵa von Mâlava (5. Jahrh. n. Chr.) wieder aufgefunden werden. An diesen König Bhoǵa knüpft die mongolische Benennung an; aus Bhoǵa râǵâ haben sich die Mongolen ihr Ardschi-Bordschi mundgerecht gemacht. Von indischen Bearbeitungen des Vikramakaritra ist noch wenig bekannt (s. Benfey Pantschat. I. 22f.). Neuerdings hat Emil Schlagintweit im „Globus" 1866 Bd. IX. S. 240—242 und S. 273—276 („die Märchen über den Thron des Königs Vikramâditya von Malva") Auszüge aus einer Sanskrit- und hindustanischen Recension veröffentlicht und dabei auch die mongolische Fassung unter Benutzung derselben Handschrift, die bei mir als P erscheint, berücksichtigt. Mongolische Handschriften des „Ardschi-Bordschi" sind nicht selten (s. hinten unter „Kritische Bemerkungen" S. 113f.). So viele deren aber bis jetzt vorliegen, sind sie wahrscheinlich nur ein Auszug aus einer vollständigeren Sammlung, die freilich von den ursprünglichen 32 Erzählungen auf ein bedeutend kleineres Mass beschränkt worden sein muss. Auf einen solchen Auszug lassen auch schliessen die nicht in der ordnungsmässigen Reihe folgenden Bezeichnungen der Abschnitte (s. S. 63. 68. 81. 89. 100 des mongolischen Textes).

Es gibt allerdings noch eine mongolische Sammlung. die in der That 32 Erzählungen enthält und diesem Kreise angehört, sie führt aber den Titel „Geschichte

von Gasna - Chân" (der Name lautet auch gasana, kisana, kisna, und kann noch anders gelesen werden). Ein Exemplar derselben besitzt Hr. von der Gabelentz aus dem Nachlasse M. A. Castrén's. Das umfangreiche Manuscript zählt 122 Blätter des grössten Formats und besteht aus drei Theilen mit besonderer Paginirung eines jeden Theiles. Es sind 32 Doppelerzählungen mit einer Einleitung und einem Epilog. Der erste Theil schliesst mit der Erzählung 9^a, der zweite beginnt mit 9^b und schliesst mit 21^a, und der dritte beginnt mit 21^b. Die Rahmen-Erzählung ist der Einkleidung und Motivirung nach ganz dieselbe, wie bei Ardschi-Bordschi, dem Inhalte nach freilich völlig verschieden. Der die Stelle des Ardschi-Bordschi vertretende König heisst Gasna-Chân; der Thron und die Holzfiguren spielen dieselbe Rolle. Gasna-Chân lässt bei dem Versuche den Thron zu besteigen durch einen Abgesandten jedesmal eine schöne Handlung von sich erzählen, vermittelst welcher er seine Ansprüche auf den Thron begründen zu können glaubt, worauf dann jedesmal eine der Holzfiguren eine Erzählung aus dem Leben Vikramâditja's folgen lässt, welche die andere überbietet. So ergeben sich, da es 32 Holzfiguren sind, 32 Doppelerzählungen. Doch hat keine dieser 64 Erzählungen auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einer der im Ardschi-Bordschi vorkommenden. Der Schluss des Msc. lautet: „Diese Geschichte des hochheiligen Königs Vikramâditja und des Kisana hat des grossen Meisters Târanâtha Schüler

Baha Pandita Atschara aus dem Indischen ins Mongolische übersetzt". Vielleicht entschliesst sich Hr. von der Gabelentz doch einmal zur Herausgabe dieser wirklichen Sinhâsana-dvâtrinçati. Freilich sind unter diesen 64 Erzählungen kaum ein Paar, deren Inhalt ein allgemeineres Interesse erregen oder für uns geniessbar gemacht werden könnte.

Es muss also der Kreis der an den Thron Vikramâditja's geknüpften Erzählungen sehr umfangreich sein und es scheinen ganz von einander verschiedene Sammlungen zu bestehen. Haben doch, mit Ausnahme des Kernes der Rahmen-Erzählung, Ardschi-Bordschi und Gasna-Chân nichts wesentliches mit einander gemein! Was aber der Sammlung Ardschi-Bordschi jedenfalls ein besonderes Interesse verleiht, ist, abgesehen von dem allgemein anziehenden Inhalt, die Anknüpfung an die Çukasaptati, die sich in der letzten Erzählung von den 71 Papagaien so unabweislich darbietet.

Der Text des Ardschi-Bordschi wurde nach 3 Handschriften hergestellt, von denen wieder eine von der russischen Akademie mir zur Verfügung gestellt wurde. Der bisher ebenfalls nicht veröffentlichte Ardschi-Bordschi mit der Übersetzung bildet somit den zweiten Bestandtheil des gegenwärtigen Buches.

Als Beitrag zur mongolischen Handschriftenkunde mögen die kritischen Bemerkungen zu Ardschi-Bordschi betrachtet werden; durch diese Vorführung der Varianten dreier Handschriften lässt sich ein anschauliches

Bild von der Beschaffenheit solcher Manuscripte gewinnen.

Seit der Herausgabe meines Siddhi-Kûr ist noch als opus postumum Galsang Gombojew's, von v. Schiefner herausgegeben, erschienen eine russische Übersetzung des ganzen Siddhi-Kûr (**Шидди-Куръ, собраніе Монгольскихъ сказокъ. - Переводъ съ Монгольскаго на русскій языкъ Ламы Галсана Гомбоева.** 8° (102 стр.). (Abdruck aus **Этнографическій Сборникъ росс. географ.** общ. 1865). Die ersten 13 Erzählungen sind nach einer mongolischen Handschrift der gewöhnlichen Recension übersetzt, die Nachtragserzählungen aber natürlich nach derselben Handschrift, deren Text ich hier gebe. Schon früher hatte Galsang Gombojew eine Übersetzung des Ardschi-Bordschi geliefert ebenfalls nach der von mir benutzten Handschrift (P) in dem St. Petersburger Journal „**Общезанимательный Вѣстникъ**“ 1858, No. 1, welche auch besonders abgedruckt ist (**Арджи-Бурджи. - Монгольская повѣсть, переведенная съ Монгольскаго Ламою Галсанъ-Гомбоевымъ.** 4° (19 стр.). С. Петерб. 1858). Beide Übersetzungen sind aber sehr häufig eine blosse Paraphrase; ganze Satzglieder sind eingefügt, von denen im Original keine Spur; anderes hinwiederum ist unübersetzt geblieben. Treuer und richtiger ist jedenfalls der Siddhi-Kûr denn der Ardschi-Bordschi. Eine treue Wiedergabe von Galsang Gombojew's russischer Übersetzung des Ardschi-Bordschi ist Benfey's deutsche Übertragung derselben im „Ausland“ 1858, No. 34. 35. 36. Eine nur ober-

flächliche Vergleichung mit meiner Übersetzung wird den Unterschied sofort erkennen lassen.

Zwei Märchen des Siddhi-Kûr, das 14. und 17., nebst einem Bruchstück aus dem 21., hat auch v. Schiefner im Revalschen Almanach für 1860 (S. 37—46) nicht so sehr übersetzt, als vielmehr deutsch nacherzählt.

Ich habe bei meiner Übersetzung, nach den gleichen Grundsätzen wie beim Siddhi-Kûr (s. daselbst S. XIV), mich möglichst eng an das Original angeschlossen und das ursprüngliche Colorit, so weit es mit dem Genius der deutschen Sprache vereinbar schien, beizubehalten gesucht. Die Mühe, eine lesbare und doch treue Übersetzung herzustellen, ist wahrlich keine geringe. Es ist auch hier eine unverhältnissmässige Zeit aufgewendet worden, um die ungelenke und spröde Masse der Urschrift nur einigermassen geschmeidig und für uns geniessbar zu machen. Wie weit ich vom erstrebten Ziele noch entfernt bin, fühle ich nur zu sehr.

Abgesehen von dem Interesse, das sich in literar- und culturhistorischer Hinsicht an diese Erzählungen knüpft, dürfte auch die Veröffentlichung neuer mongolischer Texte, an denen wir eben keinen Überfluss haben, nicht unwillkommen geheissen werden.

I.

Siddhi-Kûr.

◎ [illegible] ⁘

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1*

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] ⁘ ᠉ ⁘

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

⊚ [illegible]

⁘

[illegible] ⁘

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] ⁘

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

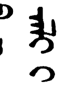
Kritische Bemerkungen.

[illegible]

I. Siddhi-Kûr.

Die 9 Erzählungen des Siddhi-Kûr, welche die ausführlichere Recension bietet, sind, so viel bis jetzt bekannt, nur in einer einzigen mongolischen Handschrift enthalten, welche der Bibliothek des Asiatischen Museums der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg angehört und aus dem Nachlasse des Barons Schilling von Canstadt stammt. Diese Handschrift enthält den vollständigsten Text des Siddhi-Kûr, nämlich die bisher bekannten 13 Erzählungen, wie sie meine kalmükische Ausgabe bietet, und dann noch weitere 9, nämlich die 14. und 15., die 16. fehlt, dann die 17.—23. Erzählung, im Ganzen also 22 oder mit Einschluss der Rahmenerzählung 23. Die Handschrift, bezeichnet mit „Schilling 110. Mus. Asiat. Acad. Scient.", scheint aus neuerer Zeit zu stammen und ist auf gewöhnliches starkes Papier geschrieben; wahrscheinlich gehört sie unter die Zahl jener im Auftrage Schilling's gefertigten Abschriften, deren Zustandekommen er so drastisch schildert im Bulletin historico-philologique. 1848. T. IV. No. 21. S. 328. Sie ist sehr schön und deutlich geschrieben. Sie zählt

123 Blätter in der gewöhnlichen länglichen Blätterform der mongolischen Handschriften; das Titelblatt der Handschrift mit dem auf rückwärts beginnenden Anfang fehlt; das Blatt 1 beginnt dem Inhalt der Erzählung nach ungefähr mit Zeile 7 auf S. 3 meiner kalmükischen Ausgabe. Die 13. Erzählung hat den gewöhnlichen Schluss wie die übrigen, nicht wie in der kalmükischen Ausgabe bei mir S. 48 Z. 13 ff., endet aber mit den Worten ..... arban gutagar dsüil bölök ün dsüil nigen tegüsstschü oroschibai ∴ ∴. An dieser Schlussformel sieht man, dass auch diese Handschrift unterscheidet zwischen den ersten 13 und den folgenden Erzählungen. Die 14. Erzählung beginnt auf der Rückseite von Bl. 91 mit 4 Zeilen und geht also dann von Bl. 92—123 (letztes Blatt bis zu Ende beschrieben). Da diese Handschrift bis jetzt als Unicum der ausführlicheren Redaction des Siddhi-Kür dasteht, so habe ich gesucht, sie buchstäblich sogar mit Fehlern und allen orthographischen Eigenthümlichkeiten genau wiederzugeben. Doch fusst der Abdruck zunächst auf einer mir von Galsang Gombojew gefertigten Abschrift; und wenn ich diese auch nach der Handschrift selbst noch einmal sorgfältig durchgegangen habe, so wäre es doch möglich, dass hie und da eine kleine unbedeutende orthographische Verschiedenheit stehen geblieben sein könnte. Galsang Gombojew hat in seiner Abschrift an vielen Stellen oft willkürlich, ganz ohne Noth geändert, namentlich wo ihm der Sinn nicht gleich klar sein mochte; manches hat er sogar verschlimmert, oft Wörter, ja ganze Zeilen ausgelassen. Alle diese Änderungen, selbst die

Verbesserungen habe ich wieder fallen lassen, wenn auch manches davon ansprechend war. Bei einer einzigen Handschrift muss als Grundsatz gelten, dieser treu zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, hie und da unrichtiges bieten zu müssen. Werden in der Folge weitere handschriftliche Mittel entdeckt, so wird sich leicht nachhelfen lassen. So ist der hier gebotene Text im wesentlichen durchaus der beglaubigte handschriftliche. Über allfällige Änderungen geben die folgenden Bemerkungen Rechenschaft. Kleinere Unebenheiten der Handschrift, die jeder als Nachlässigkeit des Schreibers erkennt, sind stillschweigend verbessert worden. Sehr häufig steht im Accus. ji statt i, z. B. S. 13, 11. 22, 11. 27, 11. 32, 7. 34, 10 u. s. w.; es wurde unverändert stehen gelassen. — An vielen Stellen schreibt die Hdschr. z. B. 32, 5, 18, 10. 32, 10. 11, 36, 7, 36, 10, 34,8 u. s. w., wo der n-Punkt zu denken ist, so dass  so viel ist als u. s. w. An andern Stellen ist dieser n-Punkt auch wirklich gesetzt, z. B. 15, 4. 11. 26, 5 und anderwärts, wo ich ihn (wegen Mangel des Typen) bald mit gegeben, bald unbezeichnet gelassen habe. Anderswo wieder steht er ganz überflüssig, z. B. 18, 5 bei zwischen und , und so 22, 1. 27, 10. 42, 5. 43, 2. 3. 11 u. s. w. — Häufig ist und verwechselt; bald wird bald , und ge-

schreiben. — Bei abaraschika 11, 6 ff. musste wegen Mangels des mit Punkten ein gesetzt werden.

XIV. ERZÄHLUNG.

S. 6 Z. 9. Die Hdschr. hat . Das gehört wahrscheinlich zu Kow. I. 284 a „sauer werden, gähren“, also aufbrausen, zürnen u. dgl., schwerlich ist daraus mit Galsang Gombojew zu machen.

S. 8, 4. Die Hdschr. tschinu tulum olukssan tulum .... Ich habe das erste tulum weggelassen.

S. 9, 2. Die Hdschr. . Das nach dur dürfte wohl ein abgekürztes sein; ähnlich steht ein solches auch S. 48, 3 eber jer i.

XV. ERZÄHLUNG.

S. 10, 4. Die Hdschr. hat nach blama dur ein , welches ich ausgelassen. — Z. 9. und das ji nach edüge weiss ich nicht zu erklären. — Z. 10. Die Hdschr. ; das gewöhnliche ist alchu (Kow. I. 80 a).

S. 12, 4. Die Hdschr. ; Galsang Gombojew verbesserte es in das gewöhnliche (Kow. I. 170 b). — Z. 5 , die Hdschr. .

S. 13, 4. die Hdschr.; es ist wohl so viel als

[illegible] (Kow. III. 2300 b). — [illegible]. Man könnte an [illegible] (Kow. III. 2241 a) denken, und so übersetzt Galsang Gombojew „mit drohendem Geschrei“. Ich halte [illegible] aber eher für ein Synonymon von [illegible] (Kow. III. 2238 a).

XVII. ERZÄHLUNG.

S. 15, 11. [illegible] [illegible]. Die Hdschr. hat den letzten Theil des ersten Wortes deutlich so, nur der Anfangsvocal ist verwischt. Es dürfte aber kaum zweifelhaft sein, dass die Verbindung ein Synonymon ist zu [illegible] [illegible]. [illegible] ist = [illegible], von [illegible], wie z. B. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible].

S. 16, 6. [illegible], die Hdschr. hat [illegible].

S. 17, 3. [illegible] [illegible] [illegible]. Die Hdschr. hat so: [illegible] ∴ [illegible] Galsang Gombojew in seiner Übersetzung S. 78 wusste daraus nichts zu machen. In der mir gefertigten Abschrift schrieb er aber nicht [illegible], sondern [illegible], und das ist sicher das richtige; [illegible] ist wahrscheinlich verschrieben für [illegible]. Daher glaube ich herstellen zu dürfen [illegible] [illegible] [illegible]. — Z. 7. [illegible] so die Hdschr.; das Wort lautet sonst [illegible] (Kow. I. 256 b), wie es auch S. 18, 10 vorkommt.

S. 18, 10. [Mongolian script], die Hdschr. [Mongolian script].

S. 19, 8. [Mongolian script]. Die Hdschr. hat [Mongolian script]. Galsang Gombojew schrieb in der mir gemachten Abschrift ülemdschiledschü, während seine spätere Übersetzung (S. 80): „die Menschen werden einer nach dem andern hier erscheinen“ offenbar wieder auf ulamdschilachu schliessen lässt. Beide Constructionen sind zulässig. Bei ulamdschilachu ist etse eben allein von olan regiert = „viele vor ihm“, d. i. mehr Menschen als er werden nach und nach kommen. Natürlicher ist aber, dass der comparative Begriff verstärkt ausgedrückt ist durch ülemdschiledschü: „über ihn hinausgehend viele Menschen“ = noch mehr Menschen als er. Desshalb nahm ich letzteres in den Text auf. — Z. 9—10. Ob ich mit meiner Übersetzung glücklicher gewesen als Galsang Gombojew, weiss ich nicht. Die Hdschr. wenigstens bietet das nicht, was Galsang gibt (S. 80): „wenn man dumme Gefährten nicht verlässt, so kommt man selbst um, wie diese Alte.“ Das sieht fast aus, als habe er -[Mongolian script] etwa in -[Mongolian script] (Kow. III. 2003 b) verwandelt. Ausserdem hat er auch in meiner Abschrift schon das deutliche -[Mongolian script] der Hdschr. in [Mongolian script] verwandelt. Dem Sinne nach würde allerdings für das erste Satzglied [Mongolian script] besser passen und es wäre dann, dem Gang der Erzählung gemäss, zu übersetzen: „da die Frau von unserm Freunde durchaus nicht lassen wollte“; statt des sonderbaren „von unserm Freunde“ sollte man freilich erwarten: „von ihrem Manne“; nökür

heisst auch „der Gatte", aber manu geht nicht. Das zweite Satzglied kann aber auf keine Weise mit Galsang Gombojew übersetzt werden. Meine Übersetzung des ersten Satzgliedes billigt auch Golstunski. — Z. 11 dolodugar, die Hdschr. dologudugar.

XVIII. ERZÄHLUNG.

S. 20. 6. [illegible] die Hdschr. so; aber s. Kow. II. 819 a. — [illegible] s. Kow. III. 1612 a, wo tass (Adlerart). Die Endungen sind jedenfalls verdorben. Galsang Gombojew übersetzt „Greif".

S. 21, 1. [illegible] die Hdschr.; Galsang schrieb [illegible]. — Z. 2. [illegible] die Hdschr.: „er band, sattelte" (?); mir scheint die Änderung Galsang Gombojew's in [illegible] unnöthig. — Z. 3. eldschigen dur jen. Hier fehlt etwas wie: „er fand Platz für, er liess", talbigad oder dgl. — Z. 5. Die Hdschr. hat unrichtig [illegible] [illegible] statt [illegible].

S. 22, 1. [illegible] ist wahrscheinlich eine zu [illegible] (Kow. III. 2499 b) vorauszusetzende Wurzel: [illegible] [illegible]; die Bedeutung „faire le fanfaron" passt ganz gut.

S. 23, 4. [illegible] wohl, die Hdschr. [illegible]; wohl „rösten" — [illegible] (Kow. II. 748 a). — Z. 6. adali, die Hdschr. aldai; — weiter eme etse, ich habe etse weggelassen; dann assaguran. — Die Stelle ist kaum heil.

Kritische Bemerkungen.

verbessert zwar handlicher [Mongolian], was aber nicht gerade nöthig ist.

XXIII. ERZÄHLUNG.

S. 46, 6. Die Hdschr. hat hier [Mongolian].

S. 47, 6. [Mongolian], die Hdschr. hat [Mongolian]. — Z. 7. Hier hat die Hdschr. die Form [Mongolian], ebenso S. 51, 11, sonst gewöhnlich *dsakirbai*. — Z. 8 wurde *bidan dur* statt des handschriftlichen *bidan* geschrieben; Galsang Gombojew schrieb *bidan a*.

S. 48, 4. *bösse* die Hdschr. — Z. 8 *kidsagar a dur* die Hdschr.

S. 49, 1. Die Hdschr. [Mongolian]; ebenso Z. 10 [Mongolian]. — Z. 6. 8. Ich habe versucht, das bisher unerklärliche und die verschiedensten Auslegungen erfahrende Wort auf eine wenigstens vorhandene Wurzel zurückzuführen [Mongolian] [Mongolian] (Kow. III. 2000 b, zu [Mongolian] 2000 a oder [Mongolian] 2026 b). Es ist nach meiner Ansicht ein scherzweise gebildetes Wort, um etwa einen Dickbauch, Fettwanst zu bezeichnen, ein Füllhorn u. dgl., etwa wie wir in ähnlicher Weise von einem „Dukatenscheisser“ sprechen. [Mongolian] Z. 8 ist, wie schon [Mongolian] zeigt, dasselbe was [Mongolian]; wäre es Gerundium eines andern Wortes, so müsste es [Mongolian] geschrieben sein.

S. 51, 3. Die Hdschr. [illegible], es fehlt wohl ein [illegible], es ist [illegible] Kow. I. 444 b. „mit einer Schlinge gefangen werden." — Z. 9. Die Hdschr. hat verschrieben [illegible], es muss heissen [illegible], wie Galsang Gombojew in seiner Abschrift.

S. 52, 6. Die Hdschr. hat [illegible] statt [illegible].

II. Ardschi-Bordschi Chân.

Während man beim Siddhi-Kûr nur auf eine einzige Handschrift angewiesen ist, scheinen dagegen beim Ardschi-Bordschi die Handschriften nicht so gar selten zu sein. Wenigstens hatte ich das Glück, bei Feststellung des Textes drei Handschriften benutzen zu können. Die eine gehört dem Asiatischen Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg (P) und wurde 1857 von Galsang Gombojew aus einer dem verstorbenen Popow gehörigen Handschrift für das Museum abgeschrieben. Die zweite Handschrift stammt aus dem Nachlasse Alexander Castrén's und befindet sich gegenwärtig im Besitz des Herrn von der Gabelentz (G). Die dritte gehört Herrn Professor Kowalewski in Warschau (K),

der sie mir in eigenhändiger Abschrift zustellte. Nebstdem besitzt Kowalewski noch eine zweite Handschrift in Warschau, welche hie und da auch zu Rathe gezogen wurde. Auch in seiner noch in Kasan zurückgelassenen Bibliothek glaubt Kowalewski noch eine Handschrift des Ardschi-Bordschi zu haben. Mit diesen Hilfsmitteln liess sich der Text des Ardschi-Bordschi auf ziemlich sicherer Grundlage feststellen. Alle drei benutzten Handschriften stimmen übrigens, Kleinigkeiten, Orthographie, Schreibversehen u. dgl. abgerechnet, in Ansehung des Textes fast ganz überein. Um jedoch einen Beitrag zur mongolischen Handschriftenkunde zu liefern und die Beschaffenheit solcher Handschriften zum ersten Mal etwas näher zur Anschauung zu bringen, theile ich in nachstehendem die hauptsächlichste varietas lectionum der drei Handschriften mit, wobei ich nur die ersichtlichen Schreibversehen und anderes unbedeutendes der Art (ob z. B. oder , oder , oder , oder u. s. w.) nicht mit aufgeführt habe.

Als genaueste und fehlerfreieste Handschrift habe ich die Kowalewski'sche zu Grunde gelegt, und nur hie und da besseres aus den beiden andern herübergenommen. Galsang Gombojew's Abschrift zeigt auch hier dieselbe Ungenauigkeit, wie beim Siddhi-Kûr, doch hat er auch manche Verbesserungen angebracht.

In G sind fast allenthalben bei g ( ) die diakritischen Punkte weggelassen, während sie umgekehrt bei ch ( ) und k ( ) hie und da gesetzt sind;

am Anfang der Silbe entbehrt auch fast überall des diakritischen Punktes. Sehr häufig steht auch [illegible] statt [illegible], z. B. [illegible], [illegible] statt [illegible], [illegible], und umgekehrt [illegible] statt [illegible], z. B. [illegible], [illegible] statt [illegible], [illegible]. Oft steht z. B. [illegible], so viel als [illegible], [illegible] so viel als [illegible]; oft [illegible], [illegible], wo [illegible], [illegible] genug wäre u. s. w. Derartiges ist natürlich nicht oder nur in besondern Fällen verzeichnet.

Wo nur **eine** Abweichung erwähnt ist, stimmen die beiden andern Handschriften jedesmal überein. Wo es nicht darauf ankam, die Abweichung im mongolischen Gewande vor sich zu sehen, habe ich der Raumersparniss halber die Umschreibung angewendet.

Seite 55.

Z. 1. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] . . . . . . [illegible] . . G. Ohne [illegible] P. — 2. [illegible] [illegible] [illegible] G. — 3. [illegible] G, charigulun P. Besser wäre die Form charagulchu. — 5. edür ün P. anu mün kü ssaid tüschimel P. — 6. bolun fehlt in K. — 7. jossotschilan P. — 8. baichu adsugu P. — 9. tulada P. — 10. medekssen tere uluss i G.

Seite 56.

1. Vor kelebe fehlt chagan in G. [illegible] [illegible] P, [illegible] G. nagadchu P. — 4. ilgebe G; in G lautet die Form

fast überall ilgekü, daher ich sie nicht weiter anführe. — 5. öber jen fehlt in G. chudaldadschu P. adsugu P. — 6. [illegible] P. — 8. tere utschir, P ohne tere. — 10. nach neretü fehlt kümün etse ene in G. dsük kümün ohne neretü P. kümün ü erdeni P. — 11. öggüle bi mit G. öggülei bi P. öggülebei K.

Seite 57.

1. lüge P. [illegible] G. [illegible] K. dörbegülen GP, ebenso Z. 3. — 2. [illegible] [illegible] beide K. garubassu P. [illegible] G, was aber so viel als [illegible] ist, da zwischen [illegible] der n-Punkt zu denken ist, der sich hie und da auch gesetzt findet. 5. tan i chagan i G. [illegible] P. — 6. ajokssan P. — 7. ssagolgad P. [illegible] P. — 8. ta dörbegülen G, ta dörbegüle P. — schiroi P. — 9. irektun kemen GP. Nach chojar ist un ausgefallen in G. — 10. adali fehlt in G. [illegible] G (ebenso 11 und S. 58, 3). — 11. [illegible] G, das zweite Mal [illegible] G. dörbegülen i P, in G das [illegible] in [illegible] radirt.

Seite 58.

1. abtschi G. — 2. [illegible] GP, [illegible] K, ebenso Z. 3, und so schwankt es stets bei diesem Verbum, bald [illegible] bald [illegible], so dass ich es nicht weiter anführe. — 3. tüschimel törö G. — 5. chojar fehlt in P. — 6. [illegible] P, ebenso 8. mün dsük P. [illegible] [illegible] P; [illegible] ist mit

zu denkendem n-Punkt gerade so zu lesen wie in G. — 7. chudaldadschu P, und so stets in dieser Form in P, so dass ich es nicht weiter anführe. — 8. G. — 9. dsakiradschu P. G, P. — 10. chojar i G, ünen chudal i P ohne chojar. G. ssünessün ü tschinu P.

Seite 59.

1. P. bitschik ji (für i) P. P. — 2. GP. GP. G, P, ebenso 3—4. — 3. bussu P. Für ene anu hat G manu. — 4. nar un P. GP (bis). kümün ü uchagan i P. tong P. — 6. GP, und auch weiter fast überall so. — 8. chojagula ohne jin G. — 9. alin i fehlt in G. — 10. chojar kübegüd anu P, kübegün G.

Seite 60.

1. alin i bui P, G, was dasselbe heissen soll. chojolan G. — 2. G und beide K, P. P, G, GP, beide ohne, welches beide K halten, und kaum eine Dittographie aus dem jedesmaligen Schluss des Wortes ist. — 3. garadschu G. — 4. G. — 5. togalabai P. inakschi P. G. — 7. P.

— 8. jabutala fehlt in P. — 9. [illegible] statt [illegible] P. [illegible] GP, K bloss [illegible]; es ist [illegible] = [illegible]-[illegible], hier ganz passend: vor „seiner“ Majestät. — 10. kübegüd K. — 11. bolumui bi, schigümüi P.

Seite 61.

1. chan P. tan u P. ene fehlt in G. — 2. ber fehlt in P. — 3. [illegible] ohne etse G. churugu anu G. — 4. chubilagad P. anu G. — 5. [illegible] GK; ich gehe mit P als der richtigern Form. [illegible] dsakiran P. [illegible] [illegible] G, [illegible] [illegible] P. — 6 (und 7) buju [illegible] G. üriji P. — 7. [illegible] G (bis), offenbar [illegible] so viel als [illegible] [illegible] (bolba ele). — 8. amitan u P. dsobagadschu P. dsakiradschu P. — 9. G ohne tere. — 10. neilegüleged GP. [illegible] P, [illegible] GKP, richtig [illegible] Singular. — 11. [illegible] P, [illegible] G. keüked edür büri uruldugad P.

Seite 62.

1. adsugu P. tüschimel P. daguladschu P daguldschu G. — 2. dotor etse nige P. — 3. [illegible] P, [illegible] GK; das gewöhnliche, auch zum Kalmükischen stimmende, wäre [illegible] Kow. III. 2526; Schmidt 201 a hat [illegible]. — [illegible] GP. — 4. [illegible] P, und so überall, so dass ich es nicht weiter anführe. chotan dur G. — 5. kenggerege G. oroschigulan P. — 6. [illegible] P.

P. — 7. GP beide Male, so viel als , , K bloss . urida P, uriduki G. nigen GP. choina dakigad P. — 8. nigen GP. — 9. tengri G überall, daher führe ich es nicht weiter an. G gewöhnlich, nur hie und da . — 10. chairalaktschi G. — 11. tschidamu G.

Seite 63.

2. erten P. uridu G. 2—3. kemekssen ü tabudugar P. — 4. uridu G. G, P. chagan i G. — 5. G, P. üri G. — 6. üdsessküleng tu P. ailadchamui GP. — 7. chagan minu a P. üri G. dsobodschu G. kemeküi dür P. — 8. nige GP. — 10. namai ji GP.

Seite 64.

1. G. — 2. daguladschu P. — 4. dsobodschu G. mürgübe tschi P. — 5. P. — 6. bolurun G statt bolugad. G. G, P. — 7. G. — 8. mit P, G, K. G. nigen fehlt in G. P. — 9. ssara GP. P, G. — 10—11. ekilen chamuk uluss P., GK haben bloss ; chamuk uluss wurde mit P eingefügt.

Seite 65.

1. [Mongolian script] G, [Mongolian script] P. — 3. jen fehlt in G. — 5. dsobodschu P. [Mongolian script] G. — 6. uluss i jen G. [Mongolian script] P. idekssen dür neilegülekü P. — 7. etse fehlt in P. — 8. [Mongolian script] P. minggan schimnus P und ein K, [Mongolian script] G, [Mongolian script] ein K. — 9. [Mongolian script] G, [Mongolian script] P. küdege dür P. — 10. schigui du P.

Seite 66.

1. [Mongolian script], [Mongolian script] G. — 2. [Mongolian script] G. boldak P. [Mongolian script] G. — 4. [Mongolian script] G, [Mongolian script] P. tib i G, tib P. [Mongolian script] GP. [Mongolian script] GP, auch im folgenden überall. — 5. iregüleged P. — 6. buju GP. [Mongolian script] G, [Mongolian script] P. — 7. amitan i G. kelen i P. bilik ji G. — 8. [Mongolian script] G. töröksen choina G. — 9. [Mongolian script] G. — [Mongolian script] P, [Mongolian script] G. [Mongolian script] (ohne [Mongolian script]) P. — 11. [Mongolian script] P, [Mongolian script] G. chad ba, dörben tib un fehlt in P. [Mongolian script] P, [Mongolian script] G. —

Seite 67.

1. tsuklaguladschu P. neilegüleků P. nigen GP. — 2. [illegible] P. tüschimed G. — keüken i G. [illegible] G. [illegible] GP. — 4. bossun güidschü fehlt in P. [illegible] P, [illegible] G. — 5. [illegible] G. [illegible] P. — 6—7. [illegible] P (bis), [illegible] G (bis). — 8. [illegible] P. dotor GP. [illegible] GP. — 9. [illegible] G, beide K, [illegible] P. [illegible] P. — 10. namantschilan P. chan kürküi dür loss P. chagan P. — 11. kümün G statt kübegün.

Seite 68.

1. bokda ber. Ich kann mich nicht entschliessen, dieses ber für die gewöhnliche mongolische Partikel zu nehmen. Es dürfte eher so viel als [illegible] sein, wie es in der That in der Hdschr. manchmal gelesen werden kann, und dieses bir wäre dann das skr. vîra (heros). Auch in den im „Ausland" 1867 Nr. 5—9 aus dem Urdu übersetzten „Baital Pachisi" heisst der König wiederholt „Bir-Bikramajit", wo man doch kaum an etwas anderes als vîra denken kann. kemen nereidbei P. — 2. mini bokda P, minu tere bokda G. — 4. ssagodschi G. gebe P. — 6. ssaguja gedschi gartala fehlt in G. — 7. ber fehlt in P (ebenso 9. 10). küdege ork... ohne dur P. — 8. [illegible] G (auch

chagan chamuk P. — 9. jabudal anu P.
10. chagan i G.

1.

dsobod
P. ide
in P.
K,
P.

Seite 69.

1. GP. burchan i GP. — 2. bolukssan i
ü. ü. P. üdsesskülleng goo a G. — 4.
ü. — 5. üdsesskülleng tu P. medemüi P.
— 6. üdsegür P. — 7. charidschu
mit P. G, K. — 9. P.
irekuiP. chagan u P. — 8. chagan i G. beje P. cha-
10. P. P. — 11. chatun G. tan u mini K,
gatsabai GP. tan i minu mit P,
tan i mini G.

Seite 70.

1. tserik GP. P. garbassu G. — 2. chatud
— 3. chagan i G. duradun P. üküdkedschü
— 4. gassalabatschu GP. — 5. daguli G. garan
P. charin beide K, wohl auch G, wenn gleich nicht
P. deutlich. üdsekdebei GP. — 7. chatun u P. dso-
P, gok lassan G. K. — 8. keüken i orkimui P,
jagakidschu. — 9. niraichan i P. nassutai
ohne tschissutai. — 10. künessün jen P.
P stechota K. tarija jin P.
11.

Seite 71.

1. Statt [illegible] GK hat P [illegible]. chatun i G. — 2. jagobi GP. — 3. ailadchabai GP. chagan i G (bis); an der letzten Stelle ist chagan i oder chagan u = chagan inu. [illegible] K statt [illegible]. — 4. üdsügülbe G. chagan u P. — 5. nach boluksssan hat P noch choina. — 6. [illegible] statt [illegible] P. [illegible] P, bloss [illegible] G. — 7. ene chagan keüken P. chatun u P. — 8. baischin G. — 9. ssagolgabassu P. — 10. ilbitschin etse ilbi ssurba fehlt in P. — 11. chudaltschin etse chudal i ssurba fehlt in GP.

Seite 72.

2. keleltserün fehlt in P. jagakin kümün ü P. kümün i G. — 3. kümün i G. Für tschi bis achu hat P: [illegible] kümün ü keüken mün ü tula tschino a luga jabuchu jossun ügei etse. — 4. namaji P. — 5. [illegible] GP (in P ist nur [illegible] vergessen). — 6. chotan G, choton P. — 7. tochoi P. enedkek ün G spricht namentlich für die gegebene Übersetzung. [illegible] überall in G, nur 73, 1 [illegible]. [illegible] P überall bis 76, 4. [illegible] K nur 72, 7 und 8, sonst überall [illegible]. — 7–8. tere keüken etse tere tchino a jago kelekssen dür P. 8. bölüge P statt buju. — 9. mani GP. 10. [illegible] P, [illegible] G. [illegible] GP. [illegible] K.

daldaridschu garchu bui P. — 11. tegün dür P. minu charidschu manu dergede ire, tschinu P.

Seite 73.

1. kije oira G, kije kemen oir P. [mong.] ..... [mong.] (verschrieben für [mong.]) G, [mong.] .... [mong.] P. — 2. [mong.] G. [mong.] G, orochu ji P. — 3. getedschü P. — 4. [mong.] mit P, [mong.] GK. — 5. burugan G. tere vor chudaldutschin fehlt in GP. öber e fehlt in P. — 6. ssang ökbei P statt schingnaba. tochoi P. chagan P. — 7. getedschi K. bassa urida jin mit P, urida jin bassa G, in K fehlt bassa. — 9. mani GP. [mong.] G. [mong.] G. — 10. kememü P. untari P. — 11. nigen GP. kümün i GP. barigad lässt G aus, und es sieht in der That einer Dittographie aus baragon ähnlich. chujan dur P.

Seite 74.

1. erdeni ji P. — 2. chagan GP. [mong.] G. — 3. uktadschu P. chujan a chagaladschu tschindamani P, chujandu ki tschindamani G ohne chagaladschu. 5. [mong.] P. kümün i G. — 6. kiged [mong.] P. — 7. chudalduga P. [mong.] P. — 8. [mong.] (statt ilbi) ber chudaldatschin u [mong.] P. — 9. chagan a G, chagan du

P. eldedschü G, P (wo offenbar wegge-blieben ist). — 10. G. in P fehlt . G. — 11. G, P. GP. tserik GP. ilegekü P, ilgeküi G.

Seite 75.

1. tere bik... P. chuluguksan P. P. — 2. G. — 3. G, P. — 4. ene fehlt in GP. keüken i GP. baraga ji bulijaba abubaP. — 5. G, P. — 6. chulaguksan P. — 7. G. — 7—8. bida üneger bida chu-laguksan bügessü jeke P. — 9. G. GP. tsengmen i P. — 10. chudaldugatschin P. — 10—11. G beide Male.

Seite 76.

1. tani GP. ohne i P. keüken fehlt in P. alaguladschu P. — 2. ögüj e gebe P. — 3. mani G. chojar ta P. — 4. ben baridschi P. von jetzt an P. — 5. kümün i P. bik... luga otschibai fehlt in P, ist auch in G erst zwischen die Zeilen gesetzt. — 6. talbidschu fehlt in G. — 7. anu GP. ene fehlt in G. — 8. G. minu fehlt in G. bossun G. tan u P. — 10. anu GP (auch 11). keüked K.

Seite 77.

1. öber ün eke degen P. P, G. dagaguladschu P. — 2. choton P, chotan G. eke anu GP. — 3. ber nach choor tan fehlt in G. — 4. choton P. — 5. beide K, G überall, ( ) P überall. P überall, G überall. buruguladschu P. — 6. chagan i G. tegüntse P. — 8. chagan GP. gertü P. G. Es ist wohl = Kow. III. 1947 b; vielleicht aber auch so viel als (Kopf). 9. G, P. chagan G. — 10. G. gassulun G. gaschigodaba mit G, gaschigodan P, K. — 11. G.

Seite 78.

1. choton i P. nigen taidschi GP. — 2. nigen GP. alba dur G. — 6. G. gassaldschu G. G. — 7. P. — 8. gertü P. gaschigoda G. — 11. dagaguladschu P. choton jen P. üdseje G.

Seite 79.

1. G. dsobolang G. — 2. alba fehlt in G. chagan P. — 3. gassalchui G. GP. — 5.

töröl dür egüntse P. [illegible] P. — 6. chan G für ene KP. otschitugai GP. charigulan P. — 7. anu fehlt in P. chagan P. — [illegible] GP. man i G. — 8. [illegible] G. — 9. [illegible] G. choton P. — 10. tegün P, tegün i G. arssalan G. tegüni G. — 11. [illegible] P. [illegible] G, [illegible] P. [illegible] G. [illegible] G.

Seite 80.

2. tassulachula P. — 3. nach dergede habe ich vor [illegible] das Z. 4 stehende [illegible] eingesetzt; es dürfte, vielleicht veranlasst durch [illegible], ausgefallen sein; von den Handschriften hat es freilich keine. [illegible] G, [illegible] P. — 4. chagan P. 'tserik GP. — 5. [illegible] GK, [illegible] P. ssoktaguran P. [illegible] G. — 6. chan kümün P. — 7. chagan P. — 8. chagan GP. ssoktodschu G. — 9. kemekssen P. nere G. alakssan nere anu degere P, alakssan gekssen nere degere G. — 10. sch. un chagan P. ssereged K. [illegible] G, [illegible] P.

Seite 81.

1. kürübei K. chagan P. arssalan G, arssulan P. — 2. talbaridschu GP. chagan u P, chan i G. schimnus un P. — 3. toktagad beide K. dschirgalang tu P, — tan G. — 4. ber fehlt in P. — 5.

P. G. bussu P. ssagodschi G. — 6. kümün i G. ögülekssen anu ohne dabtugar bölök P. dabtagar G. — 7. chagan chagan schiregen in G. ssagossugai P. tschi fehlt in P. — 8. bolumui P. bokda bik .... P. ögülessügei; ene üliger ün P (offenbar verschrieben). — 9. dschirgagulan P. — 10. für hat 1 K . etse fehlt in GP. ssonggadschu G.

Seite 82.

1. baichu jin GP. dsobodschu P. chagan fehlt in G. — 2. G, P. ger tü P. — 3. gaschigodam G für -anam. — 4. önggürükssen GP. uluss ohne un G. — 5. utschir G. minu chagan kübegün G. — 6. gassulnam G. — 7. G. G. — 8. tüschimed G. ailadchar a G. — 9. jin fehlt in G. nigen edür ohne chagan P. — 10. P. G, P. — 11. nige GP.

Seite 83.

1. bik. chan kübegün P. — 2. jeke fehlt in P. — 3. G dreimal . bokda bik .. P. — 4. G. — 5. garbai G. chagan i G. barimui P. — 6. ein K. — 7. erdeni ber G. chuwarak ji tsuklagulgad

G, chuwarak od i tsuklagulan P. oroschigulan P. — 9. dsobogachui G. — 11 [illegible] G. [illegible] P.

Seite 84.

1. jagon ber P. — 2. [illegible] P. — 3. [illegible] G. baling ji G. — 4. baling od un i G. garaba P. baling ji G. — 5. nada etse GP. boltu ji P. — 6. chabssuran P. — 7. kündüi P (ter). jin fehlt in K. amassar G. — 8. magui P. üdsedschi G. kündüi P. — 9. [illegible] GP. tegün ü emün e ken . . . . . P. — 10. dagun gargaj a fehlt in G. [illegible] G. — 11. gertü P. [illegible] mit G, [illegible] KP.

Seite 85.

1. [illegible] GP. — 2. irebetschi G. dakini ji medeged, bürine G, dakini ji bürine P. — 3. tabugulan GP. — 5. ene fehlt in P. dakini ji G. erke hat K überall. [illegible] [illegible] G. — 6. ji fehlt in G. dörbegülen (bis) GP. ilgebei G. — 7. choina orogad P, choina etse ni or . . . G. — 8. jagober G. — 10. [illegible] P. [illegible] [illegible] G, [illegible] [illegible] P. — 11. [illegible] P.

Seite 86.

1. garabassu P. — 2. bischilgachui G. — 4. tsak tur P. — 5. moduber nigen em e P; sowohl hier

als Z. 9 haben beide K und G modun ber. — 6. inije gedschü P, inije kemeged G, inije gedschü kemeged beide K (das ist wohl inijegekü in der Bedeutung „lachen machen“). — 7. [Mongolian script] G. abchui P. — 8. moduber P. — 9. in G fehlt kememü nach orogulba, dann anu nach nigen. [Mongolian script] P. 10. dörbegülen GP. ken dü manu G. — 11. gardak P (bis), garadak G, das zweite Mal G garudak.

Seite 87.

1. jagakidschi G. baim K. togolodschu P. — 2. dotor G. dsokisstai esse ilgabatschu G, ilgagachu ügei P. — 3. angchan u G. — 5. [Mongolian script] kemen .... P. — 6. [Mongolian script] GP. — 7. [Mongolian script] P. — 8. garäl P. inu P. — 9. mini P. kelen fehlt in P.

Seite 88.

1. [Mongolian script] G. tschingnamui P. — 2. [Mongolian script] G und beide K, [Mongolian script] bi kemen jabutala P, bi fehlt in G. [Mongolian script] G. — 4. [Mongolian script] P. — 5. [Mongolian script] GP. [Mongolian script] P. [Mongolian script] P, [Mongolian script] G. kümün ohne i G. — 6. [Mongolian script] G. ssonosstokssan P. — 7. daguni P. [Mongolian script] G. mini P. — 8. [Mongolian script] P. [Mongolian script] P(bis). — 9. nara G. ber fehlt in P. Bei ene naran chatun fehlt

naɤan in G. 10. [illegible] mit P und 1 K, [illegible] GK. — 11. ebędtschitu P.

Seite 89.

1. nara G. dörbegüle K. — 2. [illegible] P. nigen GP. [illegible] (= [illegible]) G. [illegible] G, [illegible] P. — 3. ebedtschitu P. [illegible] P, [illegible] G. — 4. [illegible] G (statt [illegible]). teɤe fehlt in G. [illegible] G. — 5. dagun doppelt in G. — 6. dagulun G, dagagulan P. urida jin GP. chada G, chara KP, gertü P; chada ger scheint mit Rücksicht auf das frühere tschilagun gerte den Vorzug zu verdienen. — 7. oron a dagan hat 1 K. [illegible] P. tsuklaguladschu P. [illegible] P, [illegible] G, nom ohne i G. — 8. dschirgagulan P. chagan G. — 9. ene doppelt in P. [illegible] [illegible] G, teimu schaschin P (ohne törö). — 10. chagan G. kümün i GP. In P schliesst ögülekssen.

Seite 90.

1. [illegible] G. chatun vor bölüge fehlt in G. — 3. schiregen dü P. — 4. tegün etse G. — 5. üliger i GP, bei K fehlt i. ebedtükssen P. — 6. tarki P. [illegible] P. ebedtschin inu P. — 7. [illegible] P. — 8. [illegible] G. — 9. [illegible] P, und so überall.

Seite 91.

1. dörben K, dörbö P. tschilagun degere P. — 2. gadsara P. — 3. modun dur (statt etse) P. irebe fehlt in 1 K. — 4. odumui P. bejendü G. — 5. dsetker vor kürbe fehlt in P. [illegible] P. — 7. bussud anu P. — 8. assakba G. — 9. [illegible] P, [illegible] G. — 10. manu K. [illegible] P. gedürge P. — 11. [illegible] G, micha jin P.

Seite 92.

1. [illegible] G. aladschu P. kümün ü P. man u P. — 2. nüken dür GP. [illegible] G, [illegible] P, [illegible] 1 K, [illegible] eine 2. K. [illegible] P. — 3. [illegible] G, [illegible] P. urida ohne jin P. man i K. — 4. nigen kemeküi dür G, nige gemektse PK1, nigen kemektschi K2. kürtschü P statt kümün. — 5. [illegible] G. dsobagakssan [illegible] G. [illegible] G. — 6. gedürge P. boltu ji P. — 7. togalan P. — 8. [illegible] K. adsugu KP. nige P. [illegible] . . [illegible] . . [illegible] P, [illegible] G. — 10. [illegible] P. edüge kürtele P. [illegible] K. — 11. ji nach toti fehlt in K. amitui P. schildschirtele P.

Seite 93.

1. [illegible] P. ügei fehlt in P. — 2. tsaktu P. [illegible] G. etse P. [illegible] G. — 4. chudaldabassu P. mönggün dü P. — 5. [illegible] K. — 6. [illegible] G, [illegible] P. chudaldudschu G. — 7. abubai G. toti ab . . ohne ji P. üilen GP. öber ün mit P, öber e GK. — 9. minu tere eme G. tere bei eress fehlt in G. ed baragan i G. — 10. [illegible] minu P. [illegible] P. — 11. bütegedschü P.

Seite 94.

1. [illegible] GP. amuraba P. — 2. garatala G. anu GP. — 3. tschilügen GP. — 4. mini P. ssagatagulaj a P. — 5. namai G. tschimai G. — 6. tschi ssonosschu ügei tschi P. [illegible] P. [illegible] GP. — 8. erte urida P. chagan u P. — 9. nidü anu P, nidü inu G, nidün inu K. [illegible] [illegible]chagan bölüge P. — 10. adogossun K. — 11. tabun a P. garadschu G. [illegible] GP statt [illegible].

Seite 95.

1. dotakschi G. kiged eme kümün fehlt in P. — 2. garabassu P, gargabassu G. tarchaba G. mün fehlt in G. tabun a P. — 3. kürijelgülün

G, kürijegülen P. [illegible] P. — 4. [illegible] mit KP, G hat überall [illegible] ([illegible]) [illegible]. assar dotora etse degere mit G; assar a dotor a degere P; assar dotor a degere K. — 5. ergigülebe P. — 6. chabssurugad P. iren G. — 8. jagakikü P. anu P. keüken i GP. — 10. modu GP. [illegible] G. [illegible] G. — 11. iren P verschrieben. chabssurukssan P.

Seite 96.

1. [illegible] P, bloss [illegible] G. — 2. [illegible] P. inu G. [illegible] P. [illegible] P, [illegible] G. — 3. [illegible] P, [illegible] G. ilgebe GP. [illegible] P. — 4. chojagula K. — 5. nara K. kürije G. — 6. abatschigad K. tere utschir tur doppelt bei P. chan fehlt bei P. [illegible] P. — 7. kedüi esse P ohne tschinege. — 8. olan uluss üküle G. kümün i GP, ebenso Z. 9. — 10. dokij a gi G.

Seite 97.

1. tschimadu G. — 2. [illegible] P. — 3. kümün dü G. amitu K. [illegible] P. [illegible] P. — 4. gurban tan G. tongschigadP.—5.tongschinP. [illegible] G. [illegible] G. — 6. ben fehlt in K. [illegible] G. [illegible] G. — 7. churijaktschi

G. P. — 8. anu fehlt in P. G. — 9. kememüi K. G, wohl verschrieben für . — 10. orodschu fehlt in P. G. P. — 11. G.

Seite 98.

2. kemekssen P (für gekssen). — 3. chagan u P. tsetsek ji G. P verschrieben. — 5. P, K1, GK. G. — 6. K. — 7. erei ji GK. Nach arbai fehlt du in P. — 8. arbai nach üker fehlt in G. — 9. bolchu jeke G. — 11. amalduj a P. chagan P.

Seite 99.

1. bolgodschu P. ketüken ü P. — 2. ji nach arbai fehlt in P. tsak tu G. kül ohne nigen P. — 3. anu fehlt in P. – 4. G, P. P. — 5. G. P. — 6. G. atalan G. — 7. chulagai ji fehlt in G. — 8. G. fehlt in G; wegen des doppelten irrte das Auge beim Schreiben ab. bassa fehlt in P. G, wo nur nach fehlt (Kow. I. 1). lüge G. — 9. Statt liest G , ebedtschitu P. — 11. chaniladschu G. P, G, K. amaben P.

Seite 100.

1. boltola P, bolutala G. — 2. egüntse P. — 4. [illegible] G. tüschimel ohne i K. — 5. gargabai G. [illegible] G. iren G. medekü bui G. — 6. [illegible] G. [illegible] P, ail du P, [illegible] P; sonst KP übereinstimmend. G dagegen hat: tüschimel eme degen itegeltü bolba gem, tegün dür adali ere degen itegeltü bolba gem, ail dur etschitügei. — 7. ail du otschidschu P. kemen fehlt in G. — 8. otschichui P. tsetseng P. — 9. teimu chatun bolchula GK, in P fehlt bolchula. — 10. bolumui P. — 11. kümün ü P. Mit ögülekssen schliesst P. Nach bölök hat G [illegible]; in K fehlt nur tegüssbe, und der Schluss lautet [illegible].

Übersetzung.

I. Siddhi-Kûr.

XIV. ERZÄHLUNG.

Ohne Aufenthalt gelangte der Chân auf den ihm vom Meister Nâgârguna gewiesenen Weg, und indem er es bezüglich der Art und Weise sich auf dem Wege zu benehmen wieder wie bisher machte, gelangte er an Ort und Stelle, nahm den Siddhi-Kûr auf den Rücken und wandelte mit ihm dahin. Weil der Tag lang war, so empfanden sie Langeweile. Auf die Aufforderung Siddhi-Kûr's, eine schöne Geschichte zu erzählen, erwiederte der Chân nichts. Siddhi-Kûr sprach: „Wenn du erzählen willst, so gib ein Zeichen; willst du dagegen zu mir sagen: ‚erzähle du', so gib mir das durch eine auf mich weisende Rückbewegung mit dem Hinterhaupte zu verstehen". Und als der auf gutem und glücklichem Wandel begriffene Chân das Hinterhaupt rückwärts bewegend auf Siddhi-Kûr hingedeutet hatte, erzählte dieser folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten in einer Stadt im Westen Indiens zwei Brüder. Da der ältere Bruder ohne Ver-

mögen war, so wurde er von den Leuten nicht beachtet; mit dem Verkaufe von Kräutern und Holz suchte er sein Leben zu fristen. Während der jüngere Bruder reich war, gewährte er doch seinem ältern Bruder keine Unterstützung. Einstmals als der jüngere Bruder alle Leute um sich versammelte und ein grosses Freudenfest veranstaltete, lud er seinen ältern Bruder nicht ein und brachte ihn so um seinen Antheil am Gastmahle. Da sprach die Frau des ältern Bruders: „Ach mein lieber Mann, es wäre besser, wenn du stürbest; abgesehen davon, dass du beständig ohne Unterstützung bleibst, bist du auch jetzt wieder um deinen Antheil am Feste gekommen.“ „Diese deine Bemerkung“, versetzte der Mann, „ist richtig; ich will denn auch sterben“. Mit diesen Worten ergriff er Beil und Strick und entfernte sich. Viele Berge durchstreifend gelangte er endlich an den Saum eines dichten Waldes. An einem daselbst befindlichen Flusse gab es eine Fülle von Löwen, Tigern und zahlreichen andern derartigen reissenden Thieren. Indem er dem Ursprung des Flusses nachgieng, bemerkte er auf einmal in der Nähe einer grossen Felswand, wie unter den Tönen einer rauschenden Musik eine Anzahl rüstiger Ḍâkinîs, die Lüfte erfüllend, herabstiegen und sich niederliessen. Aus der Mitte der Schaar flog eine beflügelte Ḍâkinî empor und holte aus einer Felsenwölbung einen Sack herab. In Gegenwart aller öffnete sie denselben, zog daraus einen eisernen Hammer hervor, und sobald sie mit demselben auf den Sack zu schlagen be-

ınn, bewirkte sie, dass verschiedene Gegenstände, Speisen, Gewänder, kurz alles was man nur wünschte, aus dessen Innerem zum Vorschein kam. Nachdem die zahlreiche Versammlung ein Mahl veranstaltet hatte, entlockte man abermals dem Sacke Gold, Silber und dergleichen verschiedenartige Kostbarkeiten, Diademe, flatternde Seidenbänder und dergleichen. Die Ḍâkinîs schmückten sich damit, und nachdem sie Tänze und dergleichen Unterhaltungen in manchfaltiger Weise aufgeführt hatten, verschwanden sie in den Lüften. Die erwähnte Ḍâkinî flog mit dem Sacke empor, legte ihn gerade an der frühern Stelle des Felsens nieder und entschwand dann unter dem Rauschen harmonischer Töne gleichfalls in die Lüfte.

Als der Mann an die Stelle kam, wo die Ḍâkinîs versammelt gewesen waren, war daselbst durchaus nichts zu finden. Er hatte aber nicht so bald den auf dem Fels befindlichen Sack bemerkt, als er mehrere Bäume fällte, sich daraus eine Leiter machte, auf der Leiter emporkletterte und den Sack herabholte. Er nahm sofort den im Sack befindlichen Hammer heraus und begann damit loszuklopfen, wobei er dachte: „Möchte doch jegliche Speise, die ich mir nur wünsche, zum Vorschein kommen!“ Als die gewünschten Speisen aller Art zum Vorschein kamen, ass er sich an denselben vollkommen satt, und kehrte dann, Sack und Hammer mit sich nach Hause nehmend, zurück.

Seine Frau hatte ihn schon so gut wie todt geglaubt. „Weine doch um meinetwillen nicht“, sprach

er, „ich habe auch etwas mitgebracht, uns beiden das Leben zu fristen.“ Mit diesen Worten gab er seiner Frau den Sack in die Hand. Diese öffnete ihn, sah hinein und zog daraus allerlei Habseligkeiten und Speisen hervor, so viel sie nur wünschte. In der Folge gaben sie ihren Holz- und Kräuterhandel auf und lebten glücklich und zufrieden.

Die Leute aber steckten die Köpfe zusammen und sprachen zu einander: „Kraft welches Umstandes ist dieser auf einmal so reich und vermögend geworden?“ Die Frau des jüngeren Bruders äusserte sich dahin: „Sicherlich ist dein älterer Bruder dadurch, dass er aus unserem Schatze gestohlen hat, so reich geworden.“ Der Mann fand das wahrscheinlich und rief seinen ältern Bruder zu sich, wobei er ihn fragte: „Wer hat dir solchen Reichthum gegeben? woher hast du ihn bekommen?“ und fügte noch weiter hinzu: „Von meinen Schätzen hast du gestohlen; wenn du sie mir nicht zurückgibst, so werde ich dich beim König anzeigen; er wird dir die Augen ausstechen lassen.“ Darauf entgegnete der ältere Bruder: „Als ich an einen fernen, deinem Auge nicht sichtbaren Ort gieng in der Absicht zu sterben, habe ich an einem Felshügel diesen Sack und Hammer hier gefunden.“ Dabei erzählte er ihm ausführlich den seitherigen Verlauf der Sache. „Wo ist diese von dir besuchte Stelle?“ fragte der jüngere Bruder, „zeige sie mir“. Und kaum hatte er ihm die Stelle bezeichnet und angegeben, als der jüngere Bruder nach dem Bei-

spiele des älteren Beil und Strick mit sich nehmend nach dieser Richtung sich in den Wald begab. Da gewahrte er, dass neben dieser Felswand acht Reihen von Geistern versammelt waren und unablässig laut zusammen heulten. Mit einem Male war er nicht mehr im Stande sich zu verbergen, und während er sich hin und her wendete, ergriffen ihn die acht Geisterreihen. „Das ist sicherlich der Mensch“, riefen sie, „der unsern Sack gestohlen; wir wollen ihn tödten“. So verabredeten sie unter einander in ihrer Erbitterung. Da sprach einer der Dämonen aus ihrer Mitte also: „Was sollen wir ihn tödten? wir wollen lieber seinem Körper ein schlimmes Zeichen aufdrücken und ihm ein solches Aussehen geben, dass er sich nicht in die Nähe der Menschen wagt“. Alle waren mit seinem Vorschlag einverstanden. „Wir wollen“, sagten sie unter einander, „dem Manne die Nase lang ziehen und ihm daran neun Knoten knüpfen und anlegen“. Da knüpften ihm acht Dämonen acht Knoten in die Nase. Ein einzelner Dämon mit langen Haaren rief: „Knüpfe ihm einer für meinen Antheil noch einen Knoten“, und so knüpften sie neun Knoten und legten sie ihm an, worauf die acht Reihen der Dämonen spurlos verschwanden.

Seine Nase schleppend kam der Mann spät in der Nacht nach Hause. Als seine Frau die Nase erblickte, lief sie vor Schreck eiligst davon. „Flieh nicht vor mir,“ rief er, „ich bin doch wahrlich derselbe Mensch wie früher; mir ist, als ich mich in der Sache umsehen

wollte, ein solches Unglück begegnet! Eine Zeit lang will ich mein Leben noch erhalten, hernach will ich sterben". Und da die Leute sich von allen Seiten erkundigten, rief er stets nur: „O weh, was ist aus mir geworden!"

Zu der Zeit wohnte in seiner Nähe in einer Felsengrotte ein Lama, der sich dem beschaulichen Leben hingegeben hatte. „Diesen will ich rufen lassen", dachte er bei sich, „und wenn er erschienen, will ich den Segen von ihm empfangen und dann sterben". Er liess den Lama rufen. Dieser erschien. Als jener beim Empfang des Segens so dasass, ohne seine Nase zu erheben, sprach der Lama zu ihm: „Was ist dir begegnet? zeig' es mir doch". Allein der Mann erwiederte: „Es ist unmöglich es zu zeigen; wenn ich von dir den Segen gehört, dann will ich sterben". „Es verschlägt ja nichts, zeige doch", sagte der Lama. Als nun der Mann seine Nase zeigte, da lief der Lama vor Schreck davon. Doch rief er ihn wieder zurück, überreichte ihm reichliche Gaben und erzählte ihm ausführlich die ganze bisherige Geschichte. Auf die Frage, ob der Lama wohl ein Mittel habe, die Knoten seiner Nase zu lösen, antwortete dieser: „Ich weiss keines; ich will in den Schriften nachsehen; doch dürfte sich eine Angabe über die Ausführung eines solchen barmherzigen Werkes in den Büchern schwerlich finden. Dein Tod wäre aber eine Sünde". „Bis morgen", versetzte jener, „will ich mich an deinen Befehl halten; findet sich aber dann kein Mittel, wie sollte ich da nicht sterben?"

Als der Lama wieder kam, sprach er seine Meinung dahin aus: „Mit dem von deinem ältern Bruder gebrachten Sacke und Hammer wird man diese Nasenknoten lösen können; ein anderes Mittel sie zu lösen gibt es nicht; in meinen Büchern findet sich nicht das geringste darüber". Sofort schickte er seine Frau zu seinem ältern Bruder und liess ihm sagen, dass er mit dem von ihm gefundenen Sack und Hammer kommen möge. Allein der ältere Bruder dachte: „Er will mir offenbar diesen meinen Sack und Hammer entreissen". Da gab ihm jener das Versprechen, ihm die Sachen nicht wegzunehmen. Den Hammer in seinen Gürtel steckend begab er sich nun zu ihm. Er sprach zu seinem jüngeren Bruder: „Was für ein Unglück ist dir begegnet?" Der jüngere Bruder sagte: „Sieh, so schlimm und jammervoll ist es mir ergangen! Ich will dir an Schätzen, so viel nur dein Begehr ist, geben, doch löse mir diese Knoten, indem du mit deinem Hammer meine Nase berührst. Wenn du mich von diesem Leiden befreist, so sollst du von meinem Land und meinem Vermögen die Hälfte erhalten". Der ältere Bruder sprach: „Wenn das dein Ernst ist, so versprich es mir mit Brief und Siegel". Als jener darauf das schriftliche Versprechen gegeben, dass, wenn er die neun Knoten sämmtlich löse, er von dem Vermögen und Grund und Boden die Hälfte erhalten solle, und der ältere Bruder dieses schriftlich in seiner Hand hatte, begann er seinen Hammer zu schwingen und um die Nase zu fahren mit dem Aus-

rufe: „Mögen die Knoten der acht Geisterreihen sich lösen!“ Und so oft er ein Mal ausholte, war auch jedes Mal ein Knoten gelöst. Als zuletzt nur noch ein Knoten übrig war, dachte die Frau des jüngeren Bruders: „Mich dauert unser Hab und Gut und das Land; die Knoten zu lösen ist offenbar leicht“, und rief desshalb: „Den einen Knoten brauchst du nicht zu lösen, halt ein!“ Der ältere Bruder entgegnete hierauf: „Ihr haltet nicht Schrift und Siegel“, und eilte, sein Beil zu sich nehmend, davon, indem er bei sich dachte: „Wenn ich diesen einen Knoten nicht löse, so ist die Sache noch lange nicht in Ordnung“. Die Frau lief ihrem Schwager nach, und während der ältere Bruder eben zu seiner Thüre eintreten wollte, entriss sie ihm den im Gürtel steckenden Hammer und eilte damit nach Hause. „Sie hat mir den Hammer entrissen“, rief der ältere Bruder und stürzte der Frau nach; doch während er sie noch verfolgte, war sie bereits in ihre Wohnung eingetreten. Indem sie nun unter dem Ausrufe: „Möge der Knoten der acht Geisterabtheilungen sich lösen!“ den Hammer nach dem früheren Beispiele schwenkte, schlug das Weib, da sie den Massstab nicht kannte, ihrem Manne die Stirne entzwei, und da ihm das Gehirn heraustrat, so musste er sterben. Die bisherigen Ländereien, die Teiche, die übrigen Habseligkeiten, die Frau, kurz alles nahm der ältere Bruder in Besitz.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der auf gutem und glücklichem Wandel begriffene Chân: „Diese beiden

Brüder hat offenbar die Frau gegen einander aufgestiftet!“ Und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen“, und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ wand er sich los.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 14. Capitel: Von den beiden Brüdern.

XV. ERZÄHLUNG.

Indem er abermals in der früheren Weise mit seiner Last auf dem Rücken dahin wanderte, erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte:

Früh vor Zeiten lebte im Westen Indiens ein König, der einen gar klugen Sohn hatte. Diesen Prinzen sandte er mit dem Sohne eines Ministers, mit der Bestimmung jegliches Wissen von Grund aus zu lernen und recht weise zu werden, in das Diamantenreich Mittelindiens, wobei er jedem von beiden ein halb Mass Gold mit auf den Weg gab. Nach ihrer Ankunft im Diamantenreich überreichten sie zweien Lamas jeder sein besonderes Geschenk und blieben zwölf Jahre lang bei ihnen in der Lehre. Da machte der Sohn des Ministers dem Königssohn den Vorschlag, jetzt in die Heimat zurückzukehren. Und nachdem jeder von ihnen es seinem Lehrer gemeldet, gaben die Lamas ihre Zustimmung

dazu. Auf dem Heimwege, der eine weite Strecke betrug, konnten sie kein Wasser finden. Während sie dem Tode nahe so dalagen, liess eine Krähe den Ruf „ikerek“ ertönen. Kaum hatten sie das vernommen, als der Königssohn sagte: „Jetzt wollen wir weiter gehen, es wird sich Wasser finden“. Doch der Ministersohn sagte: „Wie sollte sich Wasser für uns finden?“ „Jetzt, da ich den Ruf einer Krähe gehört“, sprach der Königssohn, „verspreche ich Rettung; wenn wir uns von hier in südlicher Richtung wenden, so wird sicherlich dort in der Entfernung von 500 Schritten ein gutes, frisches, wohlschmeckendes, reines, vortreffliches Wasser sich finden. Kaum dass wir es gesehen, werden wir uns wieder erholen“. Darauf giengen die beiden eine Strecke von 500 Schritten weiter, wo sie in der That Quellwasser fanden. Beide tranken von diesem Wasser, löschten ihren Durst und nahmen davon auch noch auf den Weg mit. Unterwegs dachte der Sohn des Ministers bei sich: „Der König hat uns beiden den Unterhalt gleichmässig gewährt; dieser ist nun so klug und weise geworden, ich aber habe nicht den Umfang seines Wissens erreicht“. Auf diese Weise fasste er böse Absichten gegen den Königssohn. Desshalb sprach er zu ihm: „Des Nachts wollen wir beide auf einen Berg steigen und dort übernachten; wenn wir die Nacht auf der Ebene zubrächten, könnten wir leicht von Dieben geplündert werden“. Damit entführte er ihn in den Wald auf einen Berg und tödtete ihn dort; der Königssohn rief nur noch das eine

Wort aus: „abaraschika". Darauf kehrte der Sohn des Ministers in seine Heimat zurück, und als er bereits nahe war, kam ihm der König sammt den Ministern zur Begrüssung entgegen. Da der Königssohn nicht mit erschien, so war die erste Frage: „Wo ist der Königssohn hin?" „Der Königssohn", erwiederte er, „ist gestorben". Der König rief in heftigem herbem Schmerze: „Ach ihr, viele Hunderte zählenden, Städte! ach du meine Herrschermacht! wie seid ihr nun verwaist!" Unter diesen beständigen Klagen und in bitterer Wehmuth kehrte er in seine Residenz zurück. Er dachte bei sich: „Mein Sohn ist gestorben; sollte er nicht vielleicht irgendwie seinen letzten Willen kund gegeben haben?" Er befragte darüber den Sohn des Ministers. Dieser sprach: „Da ihn eine heftige rasche Krankheit befallen, so hat er nicht eben viel gesprochen; als er sein Leben aushauchte, rief er bloss: „abaraschika". Der König meinte, diesem Worte müsse doch wohl irgend ein Sinn zu Grunde liegen. Desshalb berief er aus dem ganzen grossen Reiche alle auf Berechnungen sich verstehenden Gelehrten, die Zauberer, Wahrsager, Ärzte insgesammt und legte ihnen die Frage vor, was es für einen Sinn habe, wenn man „abaraschika" sage? Doch insgesammt wussten sie es nicht. Da sprach der König: „Das Wort des meinem Herzen theuern Sohnes habt ihr nicht zu deuten vermocht; nun, innerhalb sieben Tagen sehet alle eure Schriften durch, suchet die Deutung und saget sie mir alsdann; wenn ihr euch irret und sie

mir nicht richtig angebt, so lasse ich euch sämmtlich in ein Burgverliess einsperren und hinrichten". Man schloss tausend Gelehrte in ein Gebäude zusammen; doch hatten sie während sechs Tagen nichts herausgebracht. „Morgen müssen wir sicherlich sterben" hiess es allgemein. Die einen flehten zu den Himmelsgöttern, die andern weinten, indem sie ihrer Eltern und Verwandten gedachten.

Inzwischen hatte sich aus ihrer Mitte einer davongeschlichen, ein niederer Geistlicher, und die Flucht ergriffen. Er verbarg sich am Fuss eines im Walde stehenden Baumes. Während er so dasass, fieng auf einmal vom Gipfel des Baumes ein kleiner Junge zu weinen an. Der Vater desselben rief: „Weine nicht, mein Sohn! morgen wird der König dieses Landes tausend Menschen hinrichten lassen; wenn wir das Fleisch derselben nicht verzehren, wer wird es verzehren?" Abermals nach einer Weile rief der Junge weinend: „Ich habe Hunger!" Da tröstete ihn die Mutter mit den Worten: „Weine nicht, mein Sohn! morgen wird der König dieses Landes tausend Menschen hinrichten lassen; wer anders als wir wird ihr Fleisch und Blut verzehren?" Auf die Frage des Jungen: „Warum lässt er denn die tausend Menschen hinrichten?" antwortete der Vater: „Weil sie die Bedeutung des Wortes ‚abaraschika' nicht wissen. desshalb lässt er sie hinrichten". „Welches ist denn seine Bedeutung?" fragte der Junge. „Die Bedeutung desselben", versetzte der Vater, „ist leicht. Es heisst:

‚Dieser mein Busenfreund hat mich in einen dichten Wald geführt; während er mir dort Verwundungen beibrachte, trat er mir zugleich mit den Füssen auf den Hals, und mich hauend hat er mir mit einem scharfen Schwerte den Hals abgeschnitten'".

Kaum hatte der niedere Geistliche diese Worte vernommen, so eilte er über Hals und Kopf nach dem Gebäude zurück und als er bei Tagesanbruch das Thor erreichte, gab er sofort das Zeichen mit der Trommel. Die Pförtner fragten: „Wer bist du?" „Ich bin", sprach er, „ein College der Gelehrten, lasst mich nur ein zu ihnen". Sie führten ihn zu seinen innen befindlichen Gefährten. „Ängstigt euch nicht", sprach er zu seinen Gefährten, „ich werde die Bedeutung des Wortes erklären". Als sie darauf der König alle um sich versammelte und die Frage nach der Bedeutung des Wortes an sie richtete, erzählten sie den bisherigen Verlauf der Sache. Ohne dem Sohn des Ministers hievon auch nur das geringste zuvor zu erwähnen, sprach der König plötzlich zu ihm: „Zeige mir die Gebeine meines Sohnes". Da nahm der König des Sohnes Gebeine und errichtete ihm einen Grabhügel; den Sohn des Ministers liess er hinrichten, den Vater desselben aber, den Minister, entsetzte er seines Amtes, und hundert gelehrte Geistliche zeichnete er mit hohen Ehren aus.

Bei diesen Worten der Erzählung sprach der in Wohlstand und Glück wandelnde Chân: „Schade, dass dieser in den fünf Zweigen des Wissens gebildete Königs-

sohn getödtet ward!" Und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!" und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!" flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 15. Capitel: Vom Sohne des Königs und des Ministers.

XVII. ERZÄHLUNG.

Abermals verfuhr er in der Art und Weise den Weg zu wandeln wie bisher; an Ort und Stelle gelangt, lud er sich den Siddhi-Kûr auf den Rücken und zog mit ihm dahin. Da der Tag lang war, so wurde ihnen die Zeit lang. Auf Siddhi-Kûr's Aufforderung an den Chân, eine schöne Geschichte zu erzählen, antwortete dieser nichts. Da sagte Siddhi-Kûr: „Wenn du erzählen willst, so gib ein Zeichen; willst du dagegen zu mir sagen: ‚erzähle du', so gib mir das durch eine auf mich weisende Rückbewegung mit dem Hinterhaupt zu verstehen". Und nachdem der in Wohlstand und Glück wandelnde Chân das Hinterhaupt rückwärts bewegend auf Siddhi-Kûr hingedeutet, so machte es dieser wie früher das erste Mal. Desshalb musste der Chân abermals in den kühlen Todtenhain, um den Siddhi-Kûr zu holen. Dort angelangt nahm er ihn auf den Rücken und während sie des Weges zogen, erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte.

Wieder einmal früh vor Zeiten lebten in einer Stadt Nordindiens mit Namen Tabun Minggan (die 5000 zählende) ein Greis mit seiner Frau, die kinderlos waren. Sie besassen keine andere Habe als bloss neun Kühe. Da der Alte ein Liebhaber von Fleisch war, so pflegte er alle Kälber, sobald sie zur Welt gekommen waren, zu schlachten und zu verzehren; die Alte aber pflegte sich nur von der aus der Milch geschlagenen Butter zu nähren. Einmal dachte der Alte bei sich: „Ich will von den neun Kühen eine schlachten und das Fleisch verzehren. Zwischen der Zahl acht und neun, was ist da für ein Unterschied? Wenn es die andern Leute bemerkt haben, wird es heissen: ‚acht bis neun Kühe‘; was ist das für ein Unterschied?“ Und so schlachtete er eine von seinen Kühen und verzehrte sie. Als er mit dem Verzehren des Fleisches derselben zu Ende war, schlachtete er abermals eine seiner Kühe. „Sieben oder acht, was macht das wohl für einen Unterschied?“ sagte er, schlachtete eine und verzehrte sie. Abermals dachte er: „Zwischen sechs und sieben, was ist da für ein Unterschied?“ Und so schlachtete er ausser einer Kuh die übrigen ohne Ausnahme und verzehrte sie. Da nur noch eine einzige von ihren Kühen übrig war, so konnte es die Alte nicht mehr länger aushalten; wo sie nur immer hingieng, da führte sie ihre Kuh mit sich. Einstmals aber, da der Alte betrunken sich schlafen gelegt hatte, gieng die Alte aus, um Wasser zu holen, bei welcher Gelegenheit sie die Kuh zu Hause zurück-

liess. Kaum war sie fortgegangen, so stund der Alte auf und schlachtete die Kuh. Als die Alte mit dem Wasser zurückkam und sah, dass ihre Kuh geschlachtet sei, so brach sie in Weinen aus und versank in bittern Kummer. „Womit“, sprach sie, „soll ich auf dieser Welt mein Leben fristen? eine einzige Kuh war mir noch übrig geblieben, und die hast du geschlachtet und aufgezehrt!“ Während sie bei diesen Worten hastig davon lief, schnitt der Alte von der Kuh seiner Frau noch ein Euter ab und warf es vor sie hin. Die Alte hob das Euter auf, begab sich in ihrem Kummer in eine Einöde und gelangte dort zu einer Felsenhöhle. Hier wendete sie sich in aufrichtigem Gebete an die drei kostbaren Kleinodien und an die Beherrscher des Himmels und der Erde und flehte zu ihnen also: „Jetzt hast du, mein Alter, mich um das letzte gebracht, was mir zum Unterhalt auf dieser Welt noch übrig geblieben. Gewähret nun ihr, ihr drei kostbaren Kleinodien an der Spitze, und du, Himmel und Erde, im Vereine mit einander mir gnädig das erforderliche Mass an lebenfristendem Unterhalt!“ Dabei schlug sie mit dem Kuheuter an den Fels, allein sie war nicht mehr im Stand, das Euter abzunehmen. Wie sie daran melkte, strömte Milch heraus; indem sie, diese Milch rührend, Butter zu gewinnen suchte, kam in der That Butter in reichlicher Menge zum Vorschein.

Einstmals dachte die Frau: „Mein Alter könnte vielleicht Hungers sterben“ und machte sich mit einem

Schlauch Butter auf den Weg. Sie stieg auf das Dach der Wohnung und als sie durch ein oben befindliches Loch hinab blickte, da sass eben der Alte damit beschäftigt, Asche mit einem hölzernen Löffel zu schöpfen und sie in seine Schale zu thun, wobei er die Worte sprach: „Das esse ich heute, und das esse ich morgen“. Da warf sie ihren Butterschlauch von der Decke der Hütte hinab und eilte rasch von dannen. Der Alte aber dachte: „Wer beschert mir diese Gabe, der Himmel oder die Erde?“ Nach einiger Zeit kam ihm der Gedanke: „Gewiss hat meine liebreiche Alte, indem sie dachte, dass ihr Alter hätte Hungers sterben können, mich damit überrascht! Wenn heute Nacht Schnee gefallen, will ich ihren Spuren nachgehen“. Und als in der That in dieser Nacht Schnee gefallen war, gieng er auch sofort den Spuren nach. Er gelangte zu der Felsenhöhle und fand daselbst von der Frau aufgehäufte Butter in reichlicher Menge. Als er das am Felsen haftende Euter gewahrte, schnitt er es unwillkürlich mit dem Messer ab und verzehrte es. Die Alte, hierüber aufgebracht, lief ihm eiligst davon, er aber lud sich sofort die Butter der Frau auf den Rücken und trug sie nach Hause.

Die Frau war, nachdem sie flüchtig geworden, an einen ausgedehnten unzugänglichen quellreichen Wiesengrund gelangt, wo ein Rudel Hirschkühe weidete. Obgleich die Alte an die Hirschkühe herantrat, so ergriffen diese doch nicht die Flucht; und wiewohl sie sie an Nase und Mund anfasste, wurden sie doch nicht scheu. Dess-

halb machte sie sich daran die Hindinnen zu melken, und gewann daraus Butter in reichlicher Menge. Nach einiger Zeit nahm die Alte einen Schlauch Butter und gieng damit abermals zu ihrem Mann. Als sie in gleicher Weise wie früher zusah, und ihn abermals damit beschäftigt fand, die Asche in Portionen für morgen und übermorgen mit dem Löffel einzutheilen, da warf sie ihm durch den Rauchfang der Hütte ihren Schlauch mit Butter zu und eilte rasch davon. Da aber in dieser Nacht Schnee gefallen war, so war er auf den Spuren folgend ihr nachgegangen und gelangte zur Melkstätte der Hirschkühe. Kaum war er angelangt, als er sein Messer hervorzog und den Hindinnen den Garaus machte. Abermals floh die Alte in heftige Klagen ausbrechend auf und davon und gelangte auf einer grossen sonnigen Berghalde in eine Felskluft, in welcher sie Häute und Fleisch fand, woran sie sich sättigte, so gut es eben für sie angieng. Da sie daselbst keine Stelle finden konnte, um sich heimlich zu bergen, so kroch sie in das Heu, das in der Höhle ausgebreitet war, und lagerte sich darin. Diese Felskluft war eine Höhle, wo alle wilden Thiere sich versammelten. So erschienen denn auch in dieser Nacht Löwe, Tiger, Bär und alle dergleichen reissenden Thiere dort zur Versammlung. Der Wächter der Höhle war aber ein Hase. Nach dem Abendessen, da der Hase nichts davon ahnte, dass die Alte sich eingeschlichen, als bereits alle versammelt waren, knisterte das Heu in der Nähe des Hasen. Da sprach

er zum Tiger: „Mein theurer, was war das wohl hier?“ „Hast du denn nicht“, erwiederte der Tiger, „das Haus gehütet? morgen bei Licht wollen wir die Sache aufklären und untersuchen“. Als es hell geworden, wühlten sie im Heu umher und hielten Nachforschung. Und wie sie da die Alte im Heu entdeckten, gerieth der Tiger in Zorn und verschlang die Alte mit Haut und Haaren. Da sprach der Hase: „Wenn du die Alte nicht verschlungen hättest, so hätte sie die Wächterin unserer Höhle werden können. Was für einen Vortheil hast du davon, sie verschlungen zu haben?“ Der Tiger fand diese Bemerkung des Hasen richtig und würgte die Alte wieder heraus. Weil sie noch lebendig zum Vorschein kam, so bestellten sie die Alte als Wächterin, wobei sie ihr einschärften, über die Felsenhöhle strenge Aufsicht zu führen, und wer auch immer komme, niemanden einzulassen.

In der Folge machte sich die Alte wieder einmal bei einer Gelegenheit auf und gieng in derselben Weise wie früher zu ihrem Mann, indem sie für ihn einen Wildschlägel mitnahm. Als sie vom Dache der Hütte hinab sah, war der Alte auch diesmal wie früher damit beschäftigt, die Asche mit dem Löffel einzutheilen. Die Alte warf die Keule durch den Rauchfang hinab und eilte wieder von dannen. Da rief der Alte: „Wer sollte diese Gabe hieher spenden, der Himmel oder die Erde? Gewiss hat meine liebreiche Alte sie mir beschert“. Da in dieser Nacht Schnee gefallen war, so folgte er wieder

den Spuren der Alten und gelangte zur Wildhöhle. Die Alte aber sprach grollend zu ihrem Manne: „Warum bist du hieher gekommen? Hier ist ja der Sammelplatz der reissenden Thiere; sie werden uns alle beide sicherlich auffressen“. „Wenn sie dich nicht aufgefressen haben“, versetzte der Alte, „warum sollten sie da mich auffressen?“ Mit diesen Worten trat er ihr entgegen. Sie versteckte den Alten ins Heu. Als nun in der Nacht die wilden Thiere wieder daselbst zusammen gekommen waren und sich lagerten, sagte auf einmal der Hase zum Tiger: „Mein theurer! in unserer Behausung muss irgend etwas liegen, sieh doch einmal zu“. Abermals versetzte dieser: „Was auch immer hier sein mag, wir wollen morgen früh zusehen“. Als es sich nun neuerdings regte, wiederholte der Hase dasselbe wie zuvor. Wiederum sagte der Tiger: „Bei Tagesanbruch wollen wir die Sache aufklären und untersuchen“. Als sie in der Frühe, nachdem es hell geworden, zusahen, fand sich natürlich der Alte. Man zog ihn hervor und die Versammlung der Thiere erkannte zu Recht: „Wenn noch mehr Menschen ausser ihm kommen, so werden sie uns nur Nachtheil bringen“. In Folge dieses Urtheilsspruches zerfleischten sie beide, den Alten und die Alte, und zerstreuten sich dann, ein jedes nach seinem Lieblingsplatz.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân: „Weil dieser Mann unsere Freundin gänzlich dem Elend preisgegeben hatte,

so haben die wilden Thiere zuletzt die Alte zerfleischt!“ und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 17. Capitel: Die Geschichte der beiden Alten.

XVIII. ERZÄHLUNG.

Darauf gelangte er wieder in der früheren Weise an Ort und Stelle, um Siddhi-Kûr zu holen, lud ihn sich auf den Rücken und während der Wanderung ward folgende Geschichte erzählt.

Im Süden Indiens lebte ein reicher Mann, der einen sehr einfältigen Sohn hatte. Nach dem Tode seiner beiden Eltern gelangte dieser junge Mann in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und heiratete ein treffliches Weib. Weil er nun ohne allen Umgang lebte und sehr beschränkten Verstandes war, kam er gar nicht nach aussen, band nie seinen Gürtel um, kurz er verliess zu keiner Zeit sein Haus. Da waren einmal bei einer Gelegenheit aus irgend einer Gegend her zahlreiche Kaufleute dahin gekommen, mit welchen die Frau einen Handel abschloss. Nachdem diese Kaufleute abgezogen waren, legte die Frau an jener Stelle das Gefieder eines Greifs

nieder. Darauf sprach sie zum Manne: „Zwar verstehst du nicht zu handeln; warum aber sollte, wenn du geschäftig aus- und eingiengest, sich nicht etwas erwerben lassen? ist ja der zu erwerbende Gewinn für den Mann ein offenes Feld! Womit sollen wir, wenn das vom Vater überkommene Vermögen erschöpft ist, unser Leben fristen? Geh hinaus und wende dich nach jener Stelle, wo die Kaufleute gewesen“. Als der Mann diesen Worten gemäss ausgegangen war, fand er die zwei Flügel des Greifs und nahm sie in grosser Freude mit sich nach Hause. „Deine Worte“, sprach er zu seiner Frau, „sind wahr gewesen; sieh, ich habe das mitgebracht! Von morgen an will ich auf den Handel ausgehen; gib mir nur den nöthigen Vorrath auf den Weg mit“. Die Frau dachte bei sich: „Auch ohne zu bitten, wäre ihm das gewährt worden“, gab ihm die nöthigen Lebensmittel, lud ihm auf einen Esel Reis auf und mit der Anweisung den Reis zu verkaufen machte sie ihn reisefertig. Des andern Tages in der Frühe sattelte er den Esel und ritt davon. Er erreichte den Strand eines grossen Meeres und gelangte dort zu einer steilen Felswand, welche einer Räuberbande zum Aufenthalte diente. Während er in der hintern Ecke einer Felsenhöhle für seinen Esel einen Platz fand, kletterte er selbst auf ein Felsstück am Eingang der Höhle empor und setzte sich da nieder, seine Mahlzeit zu verzehren. Während er so dasass, kam eine Schaar Kaufleute. Am Eingang der Felsengrotte stappelten sie ihre Waaren auf, in einem Winkel am

Ende derselben lagerten sich die Kaufleute selbst, ihre Trompete aber legten sie aus Furcht vor den Räubern über dem Eingang der Felsenhöhle nieder. Weil nun der einfältige Mensch, als er seine Mahlzeit verzehrte, sich gewaltig angegessen hatte, und gegenüber seinem Hintern, der einen Wind fahren liess, gerade die Öffnung der Trompete zu liegen gekommen war, so gab die Trompete einen mächtigen Schall von sich. Die Kaufleute, in dem festen Glauben, die ganze Räuberbande sei angekommen, liessen ihre Waaren im Stich und machten sich in hastiger Flucht auf und davon. Als er des Morgens in der Frühe sich erhob und nirgends auch nur einen Menschen erblickte, lud er sämmtliche zurückgelassene Waaren auf und kehrte damit nach Hause zurück. Alle Leute betrachteten ihn mit Staunen und sprachen unter einander: „Ist der doch reich und mächtig geworden! indem er so viele Feinde besiegt, hat er eine reichliche Beute davon getragen!“ Doch seine Frau dachte: „So viel wegzunehmen, dazu hätte er die Kraft nicht im geringsten; wahrscheinlich ist er durch irgend eine Windbeutelei dazu gekommen; durch eine List will ich es schon herausbringen“. Während sie noch so bei sich dachte, sprach der Mann: „Ich will jetzt auf die Jagd gehen“, worauf die Frau sagte: „Wenn du gehen willst, so gerath nur nicht in die Gesellschaft böser Menschen“. „Für mich“, versetzte er, „dürfte nicht leicht jemand unüberwindlich sein!“ Die Frau sprach: „Bei weitem stärker als du ist der Held Sûrja-Bagatur; mit ihm

nimmst du es nicht auf; der wird dich erschlagen“. Doch mit den Worten: „Vor dem habe ich keine Angst!“ setzte er sich auf ein vortreffliches Pferd und ritt davon. Seine Frau bestieg inzwischen ein treffliches Ross, zog Mannskleider an, gürtete sich ein Schwert um, und ohne sich ihrem Manne zu zeigen, kam sie auf einem Umwege ihm zuvor. Kaum hatte er sie nach einiger Zeit auf einer grossen Ebene erblickt, so ergriff er, ohne seine Frau zu erkennen, vor ihr die Flucht; doch die Frau eilte ihm nach, erfasste ihn und, ohne einen Laut von sich zu geben, zog sie das Schwert, holte damit aus und jagte ihm einen gewaltigen Schreck ein. Bogen und Pfeile sammt Ross, von welchem er abstieg, überreichte er ihr. Die Frau kam von ihrem Pferde herabgestiegen, setzte sich rittlings auf ihren Mann, und begann, indem sie so auf ihm sass, ihn wie ein Pferd anzutreiben. „Ach“, flehte er wiederholt, „tödte mich nicht, Bogen und Pfeile sammt Ross nimm hin“. „Nun denn“, sprach sie, „so führe deinen Mund mir mitten zwischen die Schenkel, dann will ich dich frei lassen“. „Deinem Worte werd' ich nachkommen“, sagte er, und nachdem die Frau ihre Beinkleider aufgenommen und die Scham sich hatte küssen lassen, liess sie ihn frei. Nachdem die Frau seinen Bogen und die Pfeile umgenommen und auf das Pferd gestiegen war, sprach der Mann ganz traurig: „Du bist gewiss der Held Sûrja-Bagatur!“ „Ich bin es in der That“, versetzte die Frau und ritt zurück. Spät nach ihr in der Nacht kam auch

der Mann nach Hause. Die Frau fragte: „Wo sind Bogen und Pfeile und dein Ross?“ „Heute“, antwortete er, „bin ich mit dem Helden Sûrja-Bagatur zusammengetroffen; weil ich bis zu Ende des Tages mit ihm mich schlagend meine Kraft erschöpfte, so hat er mir Bogen und Pfeile sammt Ross weggenommen“. Die Frau röstete hierauf Getreidekörner zum Essen und setzte sie ihm vor. „Du musst mir“, sagte sie, „ausführlich erzählen, wie ihr beide mit einander gerungen habt?“ Als er sich satt gegessen, sprach er: „Ausgenommen dass er bartlos ist, sieht er deinem Vater gleich“. Und als ihn die Frau weiter fragte, fuhr er fort: „Dieser Sûrja-Bagatur ist ein Mensch mit zwei Hintern, am übrigen Körper aber sieht er einem Weibe ähnlich“. Da brach die Frau in Lachen aus.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân: „So war also das offenbar ein Mensch, der nicht einmal Weib und Mann von einander unterscheiden konnte!“ Und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 18. Capitel: Vom Sohne des reichen Mannes.

XIX. ERZÄHLUNG.

Darauf machte er sich wie früher auf den Weg und gelangte bei seiner Verfolgung bis in den kühlen Todtenhain, um den Siddhi-Kür zu holen. Als er mit ihm auf dem Rücken die Wanderung angetreten, erzählte Siddhi-Kür wiederum folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten in einer Stadt im Norden Indiens Vater und Sohn Namens Sanggasba. Da sie kein Vermögen besassen, so pflegten sie durch Holzhandel ihr Leben zu fristen. Einstmals waren sie mit einer Tracht Holz auf dem Rücken von der Spitze eines Berges herab in einen dichten Wald gekommen. Bei dieser Gelegenheit, als sie mitten in diesem Dickicht auf einem Stück unbewaldeten Wiesengrundes sich zum Ausruhen niedersetzten, sprach der Vater Sanggasba zu seinem Sohne: „Während der in dieser Gegend wohnende Sanggasba so mächtig und einflussreich war, bin ich ganz ohne irdische Güter geblieben; wenn ich einmal sterbe, so bring meine Gebeine auf diesen Platz und bestatte sie hier; was meine Armut und Dürftigkeit anlangt, so bin ich desshalb in diese Lage gekommen, weil eine unglückliche Stätte meines Vaters Gebeine beherbergt hat. Wenn du meine Gebeine hier birgst, so wirst du mit einer Fülle von Macht und Glanz ausgestattet werden, welche die eines Königssohnes an Um-

fang erreicht“. Weil nun ihr Holz nach allen Richtungen gieng, so konnte der Sohn während dieser Zeit, wo er seines Vaters Geschäft betrieb, sonst nichts lernen; nur ein Tuchweber war er geworden. Einst nachdem er um Brennholz zu sammeln weggegangen war, starb der Vater. Da nahm er denn die Gebeine seines verstorbenen Vaters auf die Schultern, trug sie auf die ihm früher gewiesene Stelle und bestattete sie daselbst. Da er die Anweisungen seines Vaters nicht alle verstanden, so zog er in den dortigen Städten umher und verschaffte sich durch den Verkauf der gewobenen Tücher seinen Lebensunterhalt. Einstmals hatte er sich in eine jenseits eines Berges gelegene Stadt begeben. Nachdem er das für seine Webereien angeschaffte Garn zusammen genommen, verweilte er auf dem Rückweg im Walde, woselbst er sein Garn in einander zu schlingen und Tuch zu weben begann. Während er von Hunger und Durst gequält bei sich dachte: „ich will gehen, Wasser zu suchen“, kam eine Lerche und setzte sich auf den Webstuhl. Er schlug mit dem Weberschiffchen nach ihr und tödtete sie. Um sie zu braten und dann zu verzehren, suchte er die früher von seinem Vater besprochene Stelle auf. Dabei dachte er: „Die Worte meines Vaters: ‚wenn diese Stätte meine Gebeine aufnimmt, so wirst du reich werden‘ sind offenbar falsch gewesen. Jetzt ist dieses Tuchweben in der Welt ein herabgekommenes Geschäft. Ich will von dem heutigen Tag an mein Webergeschäft aufgeben, die Gewebe verbrennen und um die Tochter des

Königs von Indien werben und so dessen Eidam werden". Mit diesem Entschluss machte er sich auf den Weg.

Da die Heimkehr der Königstochter zur Burg sich lange verzögert hatte, so hatte man gerade zu der Zeit in der Nähe des fürstlichen Palastes auf einem Berge bei dem Bilde eines Garuḍa-Vogels von der Residenz aus ein öffentliches Dankfest veranstaltet. Auf diesen Berg stieg er empor. Er ass von den bei dem braunen Brandopfer gebräuchlichen Teigfiguren, und die an dem Garuḍa befestigten Seidenstoffe steckte er sich in den Busen. Zur Königsburg gelangt rief er den Pförtnern zu: „Öffnet das Thor!". Als diese nicht öffneten, rührte er die grosse fürstliche Gesetzverkündigungs-Trommel. Auf die Frage des Königs, was das zu bedeuten habe, meldeten die Pförtner: „Ein Taugenichts wartet draussen, der sagt, er habe dem König eine Mittheilung zu machen". Da der König den Auftrag gab, den Mann seine Mittheilung vor ihm selbst machen zu lassen, so liess man ihn vor den König. „Wesshalb", sprach der König, „bist du gekommen? was ist dein Begehren?" „Um die Tochter des Königs zu freien und dein Eidam zu werden", antwortete er, „bin ich gekommen". Die Minister in der Umgebung des Königs äusserten ihre Entrüstung und riethen dem König, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Doch der König sprach: „Man tödte ihn nicht: dabei ist kein Unglück; freit ja doch der Sohn des Bettlers um die Königstochter, und wählt wiederum der König eines Bettlers Tochter! man behalte ihn hier

und lasse ihn nicht weggehen". Bald darauf kam die Gemahlin zum König. „Dieser Mann", sprach der König zu seiner Gemahlin, „ist gekommen, um unsere Tochter zu freien". Die Königin gerieth in gewaltigen Zorn. „Der Mensch muss wahnsinnig sein!" rief sie, „man tödte ihn". Doch der König sagte: „Lass ihn nicht tödten; die Sache hat ja nicht so viel auf sich". Inzwischen war auch die Königstochter erschienen. Der König sagte im Scherze zu seiner Tochter: „Dieser Mann wirbt bei mir um dich; du musst ihn heiraten". Allein die Tochter versetzte: „Daraus wird nichts; so ein Mann, das ist doch nur ein Scherz!" „Wenn du ihn nicht heiratest", sprach der König, „was für einen Mann willst du künftig heiraten? Für ein Mädchen dürfte es keine so feststehende Regel sein, sich an das Beispiel der Eltern zu halten". „Soll ich denn", sprach die Tochter, „einen solchen Bettler heiraten?" „Nun", fragte der König weiter, „was für einen Mann willst du denn heiraten?" worauf die Tochter antwortete: „Einen Mann, der aus Seide Stiefel zu machen versteht, möchte ich heiraten!" Unter diesen Umständen zog man dem Manne die Stiefel aus, und wie man sie näher untersuchte und in der That Seidenstoffe aus den Stiefeln hervorzog, da sah man ihn mit allgemeiner Verwunderung an und sprach kein Wort mehr. „Das ist kein gewöhnlicher Mensch", rief der König, und gewährte ihm einstweilen den Aufenthalt. Die Königin aber dachte also: „Wenn dieser Mann hier bleibt, so kann man nicht wissen, ob er

nicht meine Tochter doch noch bekommt; ich will ihn vermittelst einer List aus dem Weg zu räumen suchen". In dieser Absicht fragte sie den Mann: „Auf welchen Grund hin machst du denn Ansprüche auf die Prinzessin? willst du sie erlangen, indem du Schätze für sie bietest? oder willst du sie durch deine Tapferkeit dir verdienen?" Der Mann erwiederte: „Ich habe keine Schätze; ich will sie verdienen, indem ich dem König und der Königin Proben meines Muthes ablege".

Zu der Zeit dieses Gespräches war gerade ein Fürst der Ungläubigen herangerückt, den König zu bekriegen. In Folge dessen sprach die Königin zu dem Manne: „Wenn du dieses feindliche Heer zurückschlägst, so wollen wir dir unsere Tochter geben". „So mag es geschehen!" versetzte er; „man gebe mir nur ein gutes Ross, Panzer und Bogen und Pfeile". Die Königin war mit diesem Anerbieten zufrieden; man gab ihm Panzer, Bogen und Pfeile, gab ihm auch starken Wein, und gab ihm endlich ein Ross unter den Leib und sandte ihn so dem Feinde entgegen. Er nahm einige Leute von seiner Mannschaft zu sich; doch kaum hatte er sich etwas entfernt, so liessen ihn diese mit den Worten: „reit jetzt nur du allein!" im Stich. Da er aber sein Pferd nicht im geringsten mit dem Mundstück zu lenken im Stande war, so trug es ihn in ein Dickicht. Unter dem Ausrufe: „ich bin des sicheren Todes!" hielt er sich an den Zweigen eines Baumes am Gipfel desselben fest; allein da die Wurzel des Baumes

ausriss, so schmetterte der Stamm viele Leute vom feindlichen Heere nieder. Die Feinde riefen: „Das ist kein gewöhnlicher Mensch; das muss sicher ein unter einer angenommenen Hülle auftretender Held sein", und ergriffen eiligst die Flucht. Er aber nahm sofort ihre Waffen und Rosse sämmtlich mit, und als er sie dem König überreichte, freute sich dieser ungemein und versprach ihm die Tochter zu geben. Doch die Königin war damit nicht einverstanden. „Er soll erst seine Tapferkeit zeigen", sprach sie. „Wie soll ich denn", sprach der Mann, „meine Tapferkeit zeigen?" „Auf unserem Gebirge hier", versetzte die Königin, „hält sich ein neun Spannen langer Fuchs auf, der mitten auf seinem Rücken ganz gestreift ist. Erlege diesen Fuchs und bring mir den Balg". Er nahm darauf ein Pferd, ein Rind, Bogen und Pfeile und Lebensmittel in Empfang und machte sich auf den Weg. Viele Tage lang suchte er den Fuchs, ohne ihn zu finden. Schon kehrte er wieder um und war bereits in die Nähe der Königsburg gelangt. Da bemerkte er, dass er seinen Bogen verlören. „Ohne den Fuchs gefangen zu haben, ist der Verlust des Bogens ein Unglück für mich!" dachte er, und machte sich auf seinen Bogen zu suchen. Auf einem Bergrücken an einer Stelle, wo er sich zum Ausruhen niedergesetzt hatte, war der Bogen zurückgeblieben. Bevor der Mann aber noch dahin gelangte, war der Fuchs, indem er die Bogensehne entzwei zu beissen versuchte, vom Bogen, als er seine Stirne durch-

zwängen wollte, erschlagen worden. Auf diese Weise bekam er den Fuchsbalg und überbrachte ihn dem König und der Königin.

Die beiden stellten die neue Forderung: „Du musst noch eine Probe deiner Tapferkeit ablegen, dann geben wir dir mit Bestimmtheit das Mädchen“. Der Mann fragte: „Welche Probe soll ich denn noch ablegen?“ „In der Nordgegend“, hiess es, „sind sieben berittene Dämonen der Mongolen; führe uns diese her“. Die Königstochter veranstaltete, dass man ihm zu diesem Zwecke guten Reiseproviant gab, und ebenso liess sie ihm sieben Stück zerriebene Roggen-Brote und sieben Stück weisse Weizen-Brote reichen; dabei liess sie ihn ein starkes ausdauerndes Ross besteigen. So brachte sie ihn auf den Weg. Während des Nachtlagers ass er von seinen sieben Stück (schwarzen Roggen-) Broten. Bald gelangte er in das Land der Mongolen. Auf einem mitten in einer Ebene sich befindenden Hügel machte er Halt. Er zog seine sieben Stück weissen Brote hervor; als er sie aber besah, dachte er: „Ich will doch lieber eines von den schwarzfarbigen essen“. Doch kaum schickte er sich an eines derselben zu nehmen, als ihn plötzlich der Schlucken befiel. In demselben Augenblick aber erschienen auf einmal die sieben berittenen mongolischen Dämonen. Kaum war er ihrer ansichtig geworden, so liess er seine Brote im Stich und machte sich eiligst davon. Während sie ihm nachjagten, sprach einer von ihnen: „Was sollen wir ihm

nachsetzen?" Der Haufe aber rief: „Nehmen wir seine Lebensmittel!" Desshalb kehrten sie um und verzehrten sieben Stück Brote jeder von ihnen eines. Da aber in den sieben Stück Broten Gift eingemischt war, so starben die sieben Dämonen an diesem Gifte. Nachdem der Mann wieder umgekehrt war, nahm er die Pferde, sieben Köcher sammt Bogen und Pfeilen und überbrachte sie dem König. Der König war hocherfreut, gab ihm seine Tochter, errichtete einen Thron dem seinen ganz gleich, versammelte seine zahlreichen Unterthanen, veranstaltete ein grosses Fest und übergab ihm sein Reich zur Hälfte. Und von da an wurde er dem König so theuer wie sein eigenes Leben.

„Weil der Vater Sanggasba eine glückliche Stätte gefunden, desshalb ist dieser so glücklich geworden!" sprach bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân, und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!" und mit dem Ausrufe: „In der Welt bleibe ich nicht!" flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 19. Capitel: die Geschichte vom Sohne des Sanggasba.

XX. ERZÄHLUNG.

Abermals folgte der auf gutem und glücklichem Wandel begriffene Chân hinter Siddhi-Kûr her und ge-

langte in die Nähe des Mango-Baumes. Als er mit seiner Axt, „weisser Mond“ benannt, den Fuss des Baumes umzuhauen begann, sprach Siddhi-Kûr: „Fälle meinen Baum nicht“. Nachdem er aber herabgestiegen war, hielt er es in der Art und Weise sich aus dem Staube zu machen wie das erste Mal. Der Chân begab sich daher abermals in den kühlen Todtenhain, um Siddhi-Kûr zu holen. Während er dann mit ihm auf dem Rücken dahin wandelte, erzählte Siddhi-Kûr neuerdings folgende Geschichte.

Wieder einmal früh vor Zeiten hauste in Indiens Nordland auf dem Schneegebirge in einer Löwenhöhle eine Löwin. Nachdem sie eben ein Junges zur Welt gebracht hatte und nirgends etwas zu essen vorfand, war sie schon auf dem Punkte ihr Junges zu verzehren. Doch da sie es nicht über sich bringen konnte dasselbe zu opfern und zu verzehren, so machte sie sich auf, um in der Richtung zwischen einem Berge und der Ebene Nahrung zu suchen. Während nun die Rinder einer Heerde den Geruch der Löwin spürten und sich eiligst davon machten, war eine Kuh nicht geflohen. Die Löwin packte die arme Kuh, schlürfte ihr das Blut aus und schleppte Fleisch und Knochen mit sich fort. Das Kalb folgte ihr. Während die Löwin von dem Schlürfen des Blutes berauscht dalag, saugten ihr Junges und das Kalb zusammen an ihr. Weil sie berauscht war, hielt die Löwin alle beide für ihre Jungen und nährte sie. Nach einiger Zeit wurde die Löwin krank,

indem ihr der Knochen eines wilden Thieres im Halse stecken geblieben war. Als sie dem Tode nahe war, gab sie ihren zwei Jungen in ihrem Testamente noch folgende Lehre: „Ihr beide sollt friedlich mit einander leben; wenn ein Feind naht und eure Kraft von ihm durch unrechte und schlechte Mittel zu gewinnen gesucht wird, so dürft ihr seinen Worten kein Gehör schenken". Darauf starb die Mutter. Der junge Löwe begab sich hierauf in einen Wald, das Kalb aber auf die Sonnenseite eines Berges. Zur Zeit des Wassertrinkens tranken sie gemeinschaftlich und pflegten dann mit Spielen zusammen sich zu unterhalten. Nach einiger Zeit fasste ein Fuchs, der seither dem Löwen gefolgt und vom Fleische der von ihm erlegten Thiere zu leben gewohnt war, einstmals als Löwe und Rind wieder mit einander zur Tränke gegangen waren, während des Trinkens den Entschluss, die beiden zu reizen und zu entzweien, indem er bei sich dachte: „Von des Löwen Beute habe ich bisher allein gezehrt; da nun dieses Rind gekommen ist, so müssen wir künftig mit einander von derselben zehren". In solchen die Aufreizung beider bezweckenden Worten liess er sich aus. Eines Tages hatte der Löwe ein Thier ergriffen und begann es zu zerfleischen. Während er das Blut schlürfend so dalag, trat der Fuchs, ohne das Fleisch des vom Löwen ergriffenen Thieres anzurühren, zum Löwen hinzu, und da er seinen Schweif einziehend und seine Ohren hängen lassend so dastund, sprach der Löwe: „Fuchs, was ist dir geschehen? letze

dich doch an diesem Fleisch hier". Der Fuchs erwiederte: „Wie könnte ich dieses Fleisch verzehren? du hast einen Feind; darüber grämt sich mir, deinem Oheim, das Herz". Doch der Löwe versetzte: „Ich dürfte kaum einen Feind haben, verzehre das Fleisch nur ruhig". Allein der Fuchs sprach: „Wenn du den Worten deines Oheims kein Gehör schenkst, so wirst du es später bereuen", und legte sich nieder. „Nun, wer ist denn mein Feind?" fragte der Löwe. „Ein Rind dort muss es wohl sein", sprach der Fuchs; „es sagt immer: ‚der Löwe hat meine Mutter getödtet, jetzt will ich dafür den Löwen tödten'". „Wir beide sind ja zwei Brüder", sagte der Löwe; „da ist für mich keine Gefahr". Der Fuchs versetzte: „Weisst du denn nicht, dass du in Wahrheit die Mutter deines schlimmen Bruders getödtet hast?" Indem der Löwe bei sich dachte: „Dieser Fuchs ist ja doch wahrlich mein Oheim", begann er weiter: „Wie will denn das Rind mich tödten? sag' es mir doch", worauf der Fuchs antwortete: „Wenn morgen früh das Rind aufsteht und mit den Hörnern die Erde aufwühlt, sich ausstreckt, den Schwanz hängen lässt und in einem fort brüllt, so ist dies das Zeichen, dass es dich tödten will". Der Löwe, Argwohn fassend, sprach: „Nun, wenn das der Fall ist, so werde ich auf der Hut sein".

Darauf begab sich der Fuchs auch auf des Berges Sonnenseite und trat zu dem Rinde, das sich eben gelagert hatte, nachdem es am Grase sich gesättigt. Indem er den Schweif einziehend, die Ohren hängen lassend

und weinend vor ihm stand, sagte das Rind: „Fuchs, was ist dir geschehen?“ „Mein Mütterchen“, sprach der Fuchs, „weil du einen Feind hast, desshalb gräme ich, dein Oheim, mich so und muss weinen“. Doch das Rind sprach: „Ich habe durchaus keinen Feind, der mir etwas anhaben könnte“, worauf der Fuchs versetzte: „Auf des Berges Rückseite haust ein Löwe; der sagt: ‚früher hat meine Mutter seine Mutter zerfleischt, jetzt will ich ihn zerfleischen‘“. „Da sei du nur ganz ruhig“, erwiederte das Rind, „wir beide sind zwei Brüder; er wird gegen mich keine Feindseligkeit beginnen“. Allein der Fuchs sprach: „Wenn du jetzt meinen Worten kein Gehör schenkst, so wirst du es später bereuen“. „Du bist doch wahrlich mein Oheim“, versetzte das Rind; „nun, wenn die Sache so steht, wie will denn der Löwe mich tödten? sag' es mir doch“. Da sprach der Fuchs: „Wenn morgen früh der Löwe aufsteht und sich ausreckt, seine Mähnen emporschüttelt, seine Klauen ausstreckt und mit den Füssen die Erde in einem fort aufwühlt, so ist dies das Zeichen, dass er dich tödten will“. „Wenn das so ist“, sprach das Rind, „so will ich auf der Hut sein“.

Den andern Tag in der Frühe, als sie aufstunden und einander beobachteten, da zeigte sich alles so, wie der Fuchs es gesagt. In Folge dessen erhob sich in beiden der Groll, und als sie um Sonnenaufgang beide zu gleicher Zeit eintreffend Wasser zu trinken gekommen waren, liessen sie, weil jedes von beiden beim Aufstehen

seine besondere Art hatte und eines des andern Gewohnheit nicht kannte, von den aufreizenden Worten des Fuchses sich hinreissen. Da machte der Löwe mit voller Wucht einen Satz und packte das Rind am Hals, das Rind dagegen fuhr gleichzeitig mit seinen Hörnern dem Löwen zwischen die Füsse empor. Auf diese Weise giengen alle beide, der Löwe und das Rind, zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit liess sich eine geheimnissvolle Stimme vom Himmel vernehmen: „Man darf nie schlechten Freunden trauen; sehet, wie der Fuchs, als der Löwe und das Rind dem schlechten Freunde trauten, sie beide entzweit hat!“

„So hat also der böse Fuchs zwei theure Brüder entzweit!“ rief bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân, und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend sind dem Munde des Chânes Worte entschlüpft!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 20. Capitel: die Geschichte vom Fuchs und Rind.

XXI. ERZÄHLUNG.

Darauf hielt er es in der Art und Weise sich auf den Weg zu machen wie bisher. Im kühlen Todtenhaine erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten im Norden Indiens im Lande Nepal an einem Flusse, welcher der „goldfarbige“ heisst, ein Greis und seine alte Frau, welche keine Söhne und nur eine einzige Tochter hatten. Da die beiden Alten betagt waren, dachten sie stets daran, ihre Tochter einem braven Schwiegersohne zu geben und ihn in den Besitz ihres Vermögens gelangen zu lassen. Nun war einem armen greisen Paare ein Sohn geboren worden. Dem Sohne dieses Paares gaben sie ihre Tochter. Während sie ihn zum Eidam machten, gaben sie den beiden armen alten Eltern reichliche Geschenke und liessen diese dann zurückkehren.

Nach Verlauf einiger Zeit machte sich einmal der Sohn der armen Leute mit der Frau auf, um seine Eltern zu besuchen. Da sie aber die Eltern nicht fanden, so waren sie Almosen suchend bei allen Stämmen umhergezogen. Bei einer solchen Gelegenheit versammelte ein Grosskönig alle Armen, jedem wurden die Gaben nach seinem Wunsche verabreicht, und nur bei der Vertheilung des Reisbranntweins war eine Zögerung eingetreten. Nachdem die Leute die verschiedenen königlichen Gaben in Empfang genommen und sich zerstreut hatten, da sprach der Mann zu seiner Frau also: „Wenn wir in dieser Welt reich werden, so müssen wir, da wir es nicht über uns gewinnen könnten dabei das Vieh zu weiden, dem König Abgaben entrichten; wenn wir dagegen von Almosen lebend bei allen Stämmen umherziehen, was brauchen wir da zu geben? von ihnen

[illegible] und ernähren [illegible] brauchen wir uns [illegible] Habe und das Vieh [illegible]: bei den Leuten auf [illegible] suchen und sich so zu [illegible] Vergnügen. Wenn ferner [illegible] könnten wir, was für ein [illegible] Besitz bekommen, dennoch [illegible] Einen nimmer ausgehenden [illegible] milde Gaben sich zu erwerben, [illegible] Unterhalt“.

[illegible] auf diese Weise in manchen Städten [illegible] und, indem sie um Almosen ansprachen, [illegible] suchten und fanden, geschah es, dass [illegible] Wanderlebens die Frau einen Sohn ge- [illegible] Die Frau dachte: „Meine Eltern sind reich; es [illegible] passend, wenn ich zu ihnen hingienge. Allein das Kind auf dem Rücken mitzunehmen bin ich nicht im Stande; es hier zurückzulassen geht nicht an; der Vater könnte es ums Leben bringen; und da man bei diesem wilden Stamme nur Branntwein gibt, so halte ich es nicht aus hier zu bleiben“. Daher sprach die Frau zu ihrem Manne: „Was würde es denn verschlagen, wenn wir von meinen Eltern ein Reitthier holten? wir wollen dann, indem wir den Jungen darauf setzen, uns weiter mit Almosensuchen abgeben“. Der Mann war mit diesem Vorschlag einverstanden. Sie stiegen längs des goldfarbigen Flusses hinab; allein die Eltern waren

gestorben. Da auch nicht das geringste Vermögen übrig geblieben war, so machten sie sich wieder auf den Rückweg. Während sie von milden Gaben lebend dahin wanderten, fanden sie auf einer Erhöhung auf der Spitze eines grossen hohen Berges einen Klumpen Schafwolle, der in einem Ameisenhaufen hängen geblieben und liegen gelassen worden war. Die Frau hob die Wolle auf und sprach: „Wir wollen sie sammeln und uns daraus ein Stück Tuch machen lassen“. Sie stiegen von der Höhe herab, und da sie viele Zelte erblickten, sprach die Frau abermals: „Wir wollen uns unsern Unterhalt dadurch verschaffen, dass wir diese Leute um Gerste und Reis ansprechen. Wenn unser Tuch sich mehrt, so kaufen wir einen Esel dafür und setzen unsern Jungen darauf. Wird das nicht eine Freude sein? Und wenn wir doch einmal kaufen, so muss eine Eselin genommen werden; wenn von ihr ein Junges zur Welt gebracht wird, so werden es ihrer zwei“. „Das ist wahr“, erwiederte der Mann, „wenn wir eine Eselin nehmen, so werden es ihrer zwei werden“. Da rief der Knabe der armen Leute: „Wenn ein Junges zur Welt kommt, so werde ich dasselbe besteigen und auf diese Weise Almosen einsammeln“. „Du wirst den Rücken des jungen Esels zerbrechen“, rief die Mutter und schlug mit einem Stocke das Kind auf den Kopf. In Folge dessen starb das Kind.

Nachdem die Eltern der Frau, weil Tochter und Schwiegersohn nicht wieder kamen, ihr Leben aushauchend gestorben waren, so hatten, weil niemand da

war, der Habe und Vieh in Besitz nahm, Wölfe und Schakale die unzähligen Schafe angegriffen und aufgezehrt; nur noch ein einziges Lamm war davon übrig. Dieses hatte sich in eine Höhle geflüchtet; unter Tags pflegte es in seiner Höhle zu liegen, Nachts aber aus der Höhle hervorzukommen und sich Futter zu suchen. Einstmals war ein Hase, dessen Oberlippe ohne Scharte war, zur Öffnung dieser Höhle gekommen. Da er Spuren bemerkte, dachte er: „In dieser Höhle muss gewiss irgend ein Wesen sich befinden“. Mittlerweile war das Schaf herausgekommen. „Wer bist du?“ sprach der Hase. Auf diese Frage versetzte das Lamm: „Ich bin von den zahlreichen Schafen eines reichen Mannes allein noch übrig“. „Wohin ist denn dein Herr gerathen?“ fragte der Hase. Das Lamm sprach: „Mein Herr hat sich über die Abwesenheit seiner Kinder im Herzen zu Tode gegrämt. Inzwischen haben Wölfe und Schakale die zahllosen Schafe angegriffen. Jetzt bin ich allein davon noch übrig und bin in dieser dunkeln Höhle zurückgeblieben. Von heut' an will ich dich, o Hase, als Beschützer erwählen“.

Als das Schaf in so wohlgesetzten Ausdrücken sprach, antwortete der Hase: „Wie wäre es möglich für dich, so ganz allein hier zu bleiben? ich will dich zu einer Heerde von Schafen und Böcken bringen“. Das Lamm versetzte: „Ach Hase, wenn die Wölfe kommen, wirst du nicht im Stande sein mich zu schützen“. „Lass das gut sein“, erwiederte der Hase, „ich werde dich

schon hingeleiten". In der Nacht des fünfzehnten, als der Mond aufgieng, machte er sich mit dem Lamm auf den Weg. Unterwegs fanden sie ein Weberschiff. Er rief dem Lamm zu es aufzuheben und gebot ihm dasselbe mitzunehmen. Als sie weiter giengen, fanden sie ein Stück gelben Zeuges; wiederum befahl er dem Lamm dasselbe mitzunehmen. Weiter gehend liess er das Lamm auch ein beschriebenes Papierblatt mitnehmen. Auf dem weiteren Wege begegnete ihnen ein Wolf. Kaum hatten sie den Wolf erblickt, als der Hase sprach: „Bring mir meinen Thron und mache ihn zurecht; breite meine rothe Decke darüber aus und reiche mir das vom Monde des fünfzehnten (vom Vollmonde) an mich gerichtete Schreiben". Indem das Lamm den Hasen auf den Thron setzte, überreichte es ihm das Schreiben. Nachdem der Hase den Brief durchgesehen, las er: „Allerhöchster Befehl vom Gotte Churmusta (Indra) an den auserwählten, ehrsamen Hasen. Gegenstand des Schreibens: Von tausend verderbenbringenden Wölfen will ich die Felle geliefert erhalten". Und als der Hase nach dem Verlesen seine langen Ohren in die Höhe richtete und den Wolf zu verfolgen Miene machte, da ergriff dieser, ohne sich nach rückwärts umzuschauen, schleunigst die Flucht. Darauf geleitete der Hase das Lamm weiter und brachte es glücklich zu einer Schafheerde in Nepal.

„Möchtest du so klug wie der Hase werden!" rief bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân. Und Siddhi-Kür versetzte:

Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!" und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!" flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kür's Erzählungen das 21. Capitel: Vom jungen Hasen.

XXII. ERZÄHLUNG.

Darauf benahm er sich in Bezug auf die Art und Weise des Weges wieder wie die früheren Male, gelangte in den kühlen Todtenhain, um Siddhi-Kür zu holen, und trat mit ihm auf dem Rücken die Wanderung an. Abermals erzählte Siddhi-Kür folgende Geschichte.

Wieder einmal früh vor Zeiten lebte in Schwarz-China an Indiens Ostseite ein König Namens Daibang (Tai-ping Ruhe, Glück), der einen Sohn hatte. Dieser Sohn zeigte sich, seitdem er den königlichen Thron bestiegen hatte, den Leuten auch nicht ein einziges Mal. Jeden Tag liess er aus dem Volke einen schönen Jüngling holen, und nachdem er sich von ihm seine Haare hatte kämmen lassen, pflegte er ihn zu tödten. Nachdem er Jahre lang auf diese Weise die Jünglinge hatte tödten lassen, fand sich einmal bei Gelegenheit eines solchen Tages der einzige Sohn einer alten Frau. Als nun die Reihe das Haar des Königs zu kämmen an diesen Jüngling kam, ward die Mutter bei dem Gedanken an die Tödtung des Sohnes gar schwermüthig; sie zog ihrem

Sohne ein neues Gewand an, knetete Mehl mit der Milch ihrer Brust zu einem Teig und machte Brotkügelchen daraus, welche sie ihm in den Busen steckend mit folgender Weisung mitgab: „Bei deinem Kämmen der Haare des Königs mache es so, dass du in einem fort davon essend kämmest, dann dürfte er dich kaum tödten".

Der Jüngling begab sich zum König, und als er ihm mit goldenem Kamme die Haare kämmte, da zeigte es sich, dass die Ohren des Königs Eselsohren gleich waren. Das war der Grund, warum der König die Jünglinge tödten liess, indem er besorgte, dass sie diesen Umstand unter die Leute bringen würden. Während er nun die Haare des Königs kämmte und dabei fortwährend seine Brotkügelchen ass, fragte der König: „Was isst du denn da?" „Reisbrötchen sind es", sagte der Jüngling. „Gib mir auch davon", bat ihn der König. Darauf hin reichte er dem König ein Brötchen. Als dieser es verzehrt hatte, sprach er: „Geruch und Geschmack sind sehr angenehm; was ist denn das für eine Mischung?" Der Jüngling erwiederte: „Meine Mutter hat es mit Milch der eigenen Brust geknetet und mir mitgegeben". Da dachte der König: „Ihn zu tödten geht nicht an; wo in aller Welt wäre das möglich, da es ja, indem wir beide einer Mutter Milch getrunken haben, unnatürlich ist, das eigene Geschlecht zu tödten?" Zu dem Jüngling aber sprach er: „Ich will dich nicht tödten; aber dass ich Eselsohren habe, darfst du keinem andern Menschen sagen". „Niemanden, o König", sprach

seine besondere Art hatte und eines des andern Gewohnheit nicht kannte, von den aufreizenden Worten des Fuchses sich hinreissen. Da machte der Löwe mit voller Wucht einen Satz und packte das Rind am Hals, das Rind dagegen fuhr gleichzeitig mit seinen Hörnern dem Löwen zwischen die Füsse empor. Auf diese Weise giengen alle beide, der Löwe und das Rind, zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit liess sich eine geheimnissvolle Stimme vom Himmel vernehmen: „Man darf nie schlechten Freunden trauen; sehet, wie der Fuchs, als der Löwe und das Rind dem schlechten Freunde trauten, sie beide entzweit hat!"

„So hat also der böse Fuchs zwei theure Brüder entzweit!" rief bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân, und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend sind dem Munde des Chânes Worte entschlüpft!" und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!" flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 20. Capitel: die Geschichte vom Fuchs und Rind.

XXI. ERZÄHLUNG.

Darauf hielt er es in der Art und Weise sich auf den Weg zu machen wie bisher. Im kühlen Todtenhaine erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten im Norden Indiens im Lande Nepal an einem Flusse, welcher der „goldfarbige“ heisst, ein Greis und seine alte Frau, welche keine Söhne und nur eine einzige Tochter hatten. Da die beiden Alten betagt waren, dachten sie stets daran, ihre Tochter einem braven Schwiegersohne zu geben und ihn in den Besitz ihres Vermögens gelangen zu lassen. Nun war einem armen greisen Paare ein Sohn geboren worden. Dem Sohne dieses Paares gaben sie ihre Tochter. Während sie ihn zum Eidam machten, gaben sie den beiden armen alten Eltern reichliche Geschenke und liessen diese dann zurückkehren.

Nach Verlauf einiger Zeit machte sich einmal der Sohn der armen Leute mit der Frau auf, um seine Eltern zu besuchen. Da sie aber die Eltern nicht fanden, so waren sie Almosen suchend bei allen Stämmen umhergezogen. Bei einer solchen Gelegenheit versammelte ein Grosskönig alle Armen, jedem wurden die Gaben nach seinem Wunsche verabreicht, und nur bei der Vertheilung des Reisbranntweins war eine Zögerung eingetreten. Nachdem die Leute die verschiedenen königlichen Gaben in Empfang genommen und sich zerstreut hatten, da sprach der Mann zu seiner Frau also: „Wenn wir in dieser Welt reich werden, so müssen wir, da wir es nicht über uns gewinnen könnten dabei das Vieh zu weiden, dem König Abgaben entrichten; wenn wir dagegen von Almosen lebend bei allen Stämmen umherziehen, was brauchen wir da zu geben? von ihnen

erbetteln wir uns das, was wir wünschen, und ernähren uns damit; vor Dieben und Räubern brauchen wir uns nicht zu fürchten; der Sorge, unsere Habe und das Vieh zu bewachen, wären wir überhoben; bei den Leuten auf diese Weise seinen Unterhalt zu suchen und sich so zu ernähren, das ist kein übles Vergnügen. Wenn ferner deine Eltern auch sterben, so könnten wir, was für ein künftiges Erbe wir auch in Besitz bekommen, dennoch damit bald zu Ende sein. Einen nimmer ausgehenden Lebensunterhalt durch milde Gaben sich zu erwerben, das wäre für uns ein Unterhalt".

Während sie auf diese Weise in manchen Städten umherzogen und, indem sie um Almosen ansprachen, ihren Unterhalt suchten und fanden, geschah es, dass während dieses Wanderlebens die Frau einen Sohn gebar. Die Frau dachte: „Meine Eltern sind reich; es wäre jetzt passend, wenn ich zu ihnen hingienge. Allein das Kind auf dem Rücken mitzunehmen bin ich nicht im Stande; es hier zurückzulassen geht nicht an; der Vater könnte es ums Leben bringen; und da man bei diesem wilden Stamme nur Branntwein gibt, so halte ich es nicht aus hier zu bleiben". Daher sprach die Frau zu ihrem Manne: „Was würde es denn verschlagen, wenn wir von meinen Eltern ein Reitthier holten? wir wollen dann, indem wir den Jungen darauf setzen, uns weiter mit Almosensuchen abgeben". Der Mann war mit diesem Vorschlag einverstanden. Sie stiegen längs ldfarbigen Flusses hinab; allein die Eltern waren

gestorben. Da auch nicht das geringste Vermögen übrig geblieben war, so machten sie sich wieder auf den Rückweg. Während sie von milden Gaben lebend dahin wanderten, fanden sie auf einer Erhöhung auf der Spitze eines grossen hohen Berges einen Klumpen Schafwolle, der in einem Ameisenhaufen hängen geblieben und liegen gelassen worden war. Die Frau hob die Wolle auf und sprach: „Wir wollen sie sammeln und uns daraus ein Stück Tuch machen lassen“. Sie stiegen von der Höhe herab, und da sie viele Zelte erblickten, sprach die Frau abermals: „Wir wollen uns unsern Unterhalt dadurch verschaffen, dass wir diese Leute um Gerste und Reis ansprechen. Wenn unser Tuch sich mehrt, so kaufen wir einen Esel dafür und setzen unsern Jungen darauf. Wird das nicht eine Freude sein? Und wenn wir doch einmal kaufen, so muss eine Eselin genommen werden; wenn von ihr ein Junges zur Welt gebracht wird, so werden es ihrer zwei“. „Das ist wahr“, erwiederte der Mann, „wenn wir eine Eselin nehmen, so werden es ihrer zwei werden“. Da rief der Knabe der armen Leute: „Wenn ein Junges zur Welt kommt, so werde ich dasselbe besteigen und auf diese Weise Almosen einsammeln“. „Du wirst den Rücken des jungen Esels zerbrechen“, rief die Mutter und schlug mit einem Stocke das Kind auf den Kopf. In Folge dessen starb das Kind.

Nachdem die Eltern der Frau, weil Tochter und Schwiegersohn nicht wieder kamen, ihr Leben aushauchend gestorben waren, so hatten, weil niemand da

war, der Habe und Vieh in Besitz nahm, Wölfe und Schakale die unzähligen Schafe angegriffen und aufgezehrt; nur noch ein einziges Lamm war davon übrig. Dieses hatte sich in eine Höhle geflüchtet; unter Tags pflegte es in seiner Höhle zu liegen, Nachts aber aus der Höhle hervorzukommen und sich Futter zu suchen. Einstmals war ein Hase, dessen Oberlippe ohne Scharte war, zur Öffnung dieser Höhle gekommen. Da er Spuren bemerkte, dachte er: „In dieser Höhle muss gewiss irgend ein Wesen sich befinden“. Mittlerweile war das Schaf herausgekommen. „Wer bist du?“ sprach der Hase. Auf diese Frage versetzte das Lamm: „Ich bin von den zahlreichen Schafen eines reichen Mannes allein noch übrig“. „Wohin ist denn dein Herr gerathen?“ fragte der Hase. Das Lamm sprach: „Mein Herr hat sich über die Abwesenheit seiner Kinder im Herzen zu Tode gegrämt. Inzwischen haben Wölfe und Schakale die zahllosen Schafe angegriffen. Jetzt bin ich allein davon noch übrig und bin in dieser dunkeln Höhle zurückgeblieben. Von heut' an will ich dich, o Hase, als Beschützer erwählen“.

Als das Schaf in so wohlgesetzten Ausdrücken sprach, antwortete der Hase: „Wie wäre es möglich für dich, so ganz allein hier zu bleiben? ich will dich zu einer Heerde von Schafen und Böcken bringen“. Das Lamm versetzte: „Ach Hase, wenn die Wölfe kommen, wirst du nicht im Stande sein mich zu schützen“. „Lass das gut sein“, erwiederte der Hase, „ich werde dich

schon hingeleiten". In der Nacht des fünfzehnten, als der Mond aufgieng, machte er sich mit dem Lamm auf den Weg. Unterwegs fanden sie ein Weberschiff. Er rief dem Lamm zu es aufzuheben und gebot ihm dasselbe mitzunehmen. Als sie weiter giengen, fanden sie ein Stück gelben Zeuges; wiederum befahl er dem Lamm dasselbe mitzunehmen. Weiter gehend liess er das Lamm auch ein beschriebenes Papierblatt mitnehmen. Auf dem weiteren Wege begegnete ihnen ein Wolf. Kaum hatten sie den Wolf erblickt, als der Hase sprach: „Bring mir meinen Thron und mache ihn zurecht; breite meine rothe Decke darüber aus und reiche mir das vom Monde des fünfzehnten (vom Vollmonde) an mich gerichtete Schreiben". Indem das Lamm den Hasen auf den Thron setzte, überreichte es ihm das Schreiben. Nachdem der Hase den Brief durchgesehen, las er: „Allerhöchster Befehl vom Gotte Churmusta (Indra) an den auserwählten, ehrsamen Hasen. Gegenstand des Schreibens: Von tausend verderbenbringenden Wölfen will ich die Felle geliefert erhalten". Und als der Hase nach dem Verlesen seine langen Ohren in die Höhe richtete und den Wolf zu verfolgen Miene machte, da ergriff dieser, ohne sich nach rückwärts umzuschauen, schleunigst die Flucht. Darauf geleitete der Hase das Lamm weiter und brachte es glücklich zu einer Schafheerde in Nepal.

„Möchtest du so klug wie der Hase werden!" rief bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân. Und Siddhi-Kûr versetzte:

„Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 21. Capitel: Vom klugen Hasen.

XXII. ERZÄHLUNG.

Darauf benahm er sich in Bezug auf die Art und Weise des Weges wieder wie die früheren Male, gelangte in den kühlen Todtenhain, um Siddhi-Kûr zu holen, und trat mit ihm auf dem Rücken die Wanderung an. Abermals erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte.

Wieder einmal früh vor Zeiten lebte in Schwarz-China an Indiens Ostseite ein König Namens Daibang (Taiping = Ruhe, Glück), der einen Sohn hatte. Dieser Sohn zeigte sich, seitdem er den königlichen Thron bestiegen hatte, den Leuten auch nicht ein einziges Mal. Jeden Tag liess er aus dem Volke einen schönen Jüngling holen, und nachdem er sich von ihm seine Haare hatte kämmen lassen, pflegte er ihn zu tödten. Nachdem er Jahre lang auf diese Weise die Jünglinge hatte tödten lassen, fand sich einmal bei Gelegenheit eines solchen Tages der einzige Sohn einer alten Frau. Als nun die Reihe das Haar des Königs zu kämmen an diesen Jüngling kam, ward die Mutter bei dem Gedanken an die Tödtung des Sohnes gar schwermüthig; sie zog ihrem

Sohne ein neues Gewand an, knetete Mehl mit der Milch ihrer Brust zu einem Teig und machte Brotkügelchen daraus, welche sie ihm in den Busen steckend mit folgender Weisung mitgab: „Bei deinem Kämmen der Haare des Königs mache es so, dass du in einem fort davon essend kämmest, dann dürfte er dich kaum tödten“.

Der Jüngling begab sich zum König, und als er ihm mit goldenem Kamme die Haare kämmte, da zeigte es sich, dass die Ohren des Königs Eselsohren gleich waren. Das war der Grund, warum der König die Jünglinge tödten liess, indem er besorgte, dass sie diesen Umstand unter die Leute bringen würden. Während er nun die Haare des Königs kämmte und dabei fortwährend seine Brotkügelchen ass, fragte der König: „Was isst du denn da?“ „Reisbrötchen sind es“, sagte der Jüngling. „Gib mir auch davon“, bat ihn der König. Darauf hin reichte er dem König ein Brötchen. Als dieser es verzehrt hatte, sprach er: „Geruch und Geschmack sind sehr angenehm; was ist denn das für eine Mischung?“ Der Jüngling erwiederte: „Meine Mutter hat es mit Milch der eigenen Brust geknetet und mir mitgegeben“. Da dachte der König: „Ihn zu tödten geht nicht an; wo in aller Welt wäre das möglich, da es ja, indem wir beide einer Mutter Milch getrunken haben, unnatürlich ist, das eigene Geschlecht zu tödten?“ Zu dem Jüngling aber sprach er: „Ich will dich nicht tödten; aber dass ich Eselsohren habe, darfst du keinem andern Menschen sagen“. „Niemanden, o König“, sprach

der Jüngling, „werde ich es sagen“. „Nun, auch deiner Mutter sage es nicht; wenn du es jemanden verräthst, so werde ich dich tödten“. Also sprach er zu ihm.

Kein Mensch hatte davon erfahren. Der Jüngling kehrte nach Hause zurück. Die Jünglinge, die nach ihm dem Könige das Haar kämmten, liess dieser wie früher umbringen. Alle Leute priesen voll Verwunderung den Sohn der Alten glücklich. Jedermann fragte ihn: „Wie ist das doch zugegangen?“ Allein weder seiner Mutter noch den andern sagte er auch nur das geringste.

Während er es nun durchaus niemanden verrieth, dass die Ohren des Königs grösser waren als die anderer Leute, fiel der Jüngling, weil er in seinem Innern stets daran dachte, in eine heftige, schwere Krankheit; weder Arzneimittel noch Opfergaben und was man auch sonst dergleichen Vorkehrungen traf, halfen etwas. Als er bereits dem Tode nahe war, rief man einen Arzt, und als dieser erschien, liess man ihn seinen Puls befühlen. Der Arzt sprach: „Bei dir ist keine andere Krankheit als ein Gemüthsleiden; bei diesem Leiden wird eine Arznei nichts helfen; wenn du das, was du auf deinem Herzen hast, über die Lippen brächtest und es einem Menschen anvertrautest, dann könntest du genesen“. Alle Anwesenden drangen in ihn: „Wenn du auch nur das geringste Geheimniss auf dem Herzen hast, so sprich es jetzt aus; wann willst du das, was du bei deinem Sterben nicht mittheilst, später offenbaren?“ Doch der Jüngling betheuerte kein Geheimniss zu haben

und sagte nichts aus. Als aber später einmal bei einer Gelegenheit seine Mutter in ihn drang und ihn ausforschte, sprach er zu ihr: „Ich hätte allerdings ein Geheimniss; doch wenn ich es verrathe, so steht mir Bestrafung von Seiten des Königs in Aussicht". „Wenn das der Fall ist", versetzte die Mutter, „so geh in eine menschenleere Einöde und sprich es in eine Spalte der Erde oder in die Ritze eines Felsens oder eines Baumes, dann wirst du gesund". Der Sohn gieng hin und traf auf die Höhle eines Eichhörnchens. Da rief er hinein: „Unser König hat Eselsohren!" und nachdem er das vielmal wiederholend gerufen, wurde er von dieser Zeit an gesund. Da aber das in dem Loche befindliche Eichhörnchen seine Worte gehört hatte und sie weiter verbreitete, so wurden sie, vom Winde fortgepflanzt, bis zu den Ohren des Königs getragen. In Folge dessen ordnete der König, weil er dachte, dass offenbar nur der Jüngling diese Worte gesprochen haben könne, einen Boten ab, und nachdem ihn dieser vor den König geführt hatte, sprach derselbe: „Ich hatte dir befohlen, es keinem Menschen zu sagen; da aber dein Verhängniss genaht ist, so hast du wohl jenes Geheimniss verrathen?" Auf diese Frage versetzte der Jüngling: „Ich selbst habe niemanden zu Hause auch nur das geringste gesagt". „Du hast es augenscheinlich irgend einem Menschen gesagt", sprach der König, „denn jene Worte von dir wurden mir zugetragen; hättest du sie nicht gesprochen, wie hätten sie von mir gehört werden können?" Da

antwortete der Jüngling: „Nach Hause zurückgekehrt, befiel mich eine schwere Krankheit; aber auf alle Fragen meiner sämmtlichen Verwandten, was das zu bedeuten habe, habe ich nichts verrathen. Doch als ich darauf dem Tode nahe war, rief man einen Arzt und liess ihn meinen Puls-befühlen", wobei er des Arztes Ausspruch ausführlich erzählte; „ausser dass ich es in die Höhle eines Eichhörnchens hineingesprochen", fügte er hinzu, „habe ich es niemanden sonst mitgetheilt. Wenn nicht der Wind diese unglückseligen Worte verrathen, wer hätte sie sonst überbringen können?" Darauf sprach der König: „Sei dem wie immer, ich habe die Worte in der That, vom Winde fortgepflanzt, zugetragen erhalten; wozu soll ich ihn tödten?" und zu ihm sich wendend fuhr er fort: „Nun, weisst du vielleicht für diese meine Eselsohren irgend ein Täuschungsmittel?" Der Jüngling antwortete: „Wenn du, grossmächtiger König, auf meinen Vorschlag eingehen willst, so stünde mir wohl ein Mittel zu Gebote". „Nenne mir nur, o Jüngling", versetzte der König, „dein Mittel; ich will hören". Und der Jüngling begann: „Grossmächtiger König! lass für dein Haupt eine Mütze verfertigen, und zwar lass eine die Ohren an beiden Seiten des Hauptes verhüllende Klappen-Mütze verfertigen und setze sie auf; allen andern, die in deine Nähe kommen, wird es dann als geziemend erscheinen, wenn auch sie ihrerseits in derselben Weise angethan vor dich treten". Der König billigte diesen Vorschlag. Alle spendeten der Mütze, voll

Bewunderung sie betrachtend, ihren Beifall und allenthalben fand sie Anklang. Indem nun niemand wusste, dass die Ohren des Königs Eselsohren gleich seien, führte er die Mütze in die Mode ein, und unter dem Namen der Klappen-Mütze ward sie allgemein bekannt. Von nun an trugen die Würdenträger in der Umgebung Daibang-Chân's solche Mützen. Der Jüngling aber wurde zum Verwaltungs-Minister ernannt, und das Tödten der Leute von Seiten des Königs ward von da an eingestellt. Das ganze Volk erholte sich ausserordentlich und nahm zu an Wohlstand und Gedeihen.

Bei diesen Worten der Erzählung liess sich der auf glücklichem und gutem Pfade wandelnde Chân die Worte entschlüpfen: „Möchtest du so klug und weise werden wie der Sohn dieser Alten, durch den wegen der Ohren eines einzigen Königs so viele Menschen am Leben erhalten wurden!“ Und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausrufe: „In der Welt bleibe ich nicht!“ eilte er flugs durch die Lüfte davon.

Aus Siddhi-Kûr's Erzählungen das 22. Capitel: die Geschichte vom König mit den Eselsohren.

XXIII. ERZÄHLUNG.

Darauf richtete er die Art und Weise seines Weges wie das vorige Mal ein, gelangte in den kühlen Todten-

hain, um den Siddhi-Kûr zu holen, und während er mit ihm auf dem Rücken dahin wandelte, erzählte Siddhi-Kûr abermals folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebte im Osten Indiens ein König, welcher 30 Minister und 10.000 Städte hatte. Dieser König besass einen tanzenden Goldfrosch und einen kunstvoll sprechenden Papagai. Für die beiden war ein Aufseher bestellt, der sie alle Tage wartete. Jeden Tag führte er den Frosch und den Papagai vor den König, um ihre Künste zu zeigen; der Frosch führte ein Tanzspiel auf, der Papagai aber pflegte Proben seines kunstvollen wunderlieblichen Gesanges zum Besten zu geben. Einstmals erschien ein Fremder, an dessen Spielen des Königs Sinn grosses Gefallen fand; aus lauter Freude darüber gab ihm der König reichliche Geschenke, worauf der Mann sagte: „Von nun an hat wohl der König keinen grösseren Liebling als mich!“ Da sprach der Wärter des Goldfrosches und des Papagai: „O, der Goldfrosch und der Papagai gelten noch mehr als du!“ Indem sie so um den Vorrang mit einander stritten, begaben sie sich des andern Tages zum König. Als der fremde Sänger seine Lieder ertönen liess, schenkte der König dem Tanze des Goldfrosches keine Aufmerksamkeit mehr, während er sich an der Stimme des Sängers ergetzte und zufrieden lächelte. Der Aufseher schämte sich, weil ihm von dem Sänger der Vorrang streitig gemacht worden war; nach seiner Zurückkunft warf er den tanzenden Goldfrosch hinaus und liess ihn laufen.

Da kam eine Krähe, nahm den Frosch weg, und als sie ihn eben auf einem Fels zu verspeisen im Begriffe war, sprach der Frosch: „Du Krähe, wenn du mich verzehren willst, so wasche mich erst im Wasser und dann verzehre mich“. Die Krähe dachte: „Das ist wahr!“ und fragte den Frosch: „Wie ist dein Name?“ worauf der Frosch erwiederte: „Mein Name heisst Bagatur-Ssedkiltu (Heldensinn)“. Darauf nahm ihn die Krähe und setzte ihn in das Wasser, welches aus der Felsenhöhle unaufhörlich hervorströmte, der Frosch aber kroch in die Felsenhöhle hinein. Da rief ihm die Krähe nach: „Bagatur-Ssedkiltu!“ Doch der Frosch sprach: „Ich müsste nicht klug sein, wenn ich mich so von meinem kostbaren Leben trennen wollte; über meines Sinnes Muth und Stolz sollen die drei kostbaren Kleinodien (Buddha, Glaube, Priesterwürde) entscheiden!“ und mit diesen Worten hüpfte er in eine Felsenspalte hinein.

Inzwischen war der frühere Aufseher gekommen und als er das Erdreich aus einander zu werfen und zu graben anfieng, sprach der Frosch: „Du, decke den Ursprung der Quelle nicht auf; der König hat hier eine Wasserleitung errichten lassen, wozu er mir die Vollmacht übertrug; lege sie ja nicht bloss durch Aufwühlen des Erdreiches. Wenn du jetzt auch in Sorge und Angst sein solltest, so werde ich dir später dafür eine Wundergabe verleihen. Passe wohl auf“, fuhr er fort, „ich will dir was sagen. Ich bin die Tochter der die weissen Perlmuscheln hütenden Drachenfürsten. Als ich einmal gieng

des Königs Tochter baden zu sehen, hat sie mich mit einem goldenen Schaumlöffel aufgeschöpft und mitgenommen".

Als der Mann zurückkam, brachte er die Meldung: „Den Papagai muss wohl ein Habicht geraubt haben". Der König gerieth hierüber in Zorn und befahl den Mann abzuführen und die Todesstrafe an ihm zu vollziehen. Da sprach der königliche Minister Namens Ssain also: „Wenn wir diesen Mann tödten, so werden künftig weder Tänzer noch Sänger zu uns kommen; demnach wird es passender sein, wenn wir ihn durch Verbannung entfernen". Der König billigte diesen Vorschlag. Er liess ihn von drei Männern begleiten, lud einem Büffel Lebensmittel auf, liess ihm steinerne Stiefel anziehen, und mit dem Verbote, dass sie nicht eher zurückkommen dürften, als bis er diese Stiefel abgetragen, jagte er ihn in die Verbannung. Da sprach der Mann unterwegs: „Ich bin einmal ein gepeinigter Mann; aber warum sollt ihr alle drei mit mir leiden? Wenn man diese steinernen Stiefel im Wasser einweicht und mit Stein abreibt, dann sind sie gleich abgenutzt". Und als er bei diesen Worten die Stiefel abrieb, giengen sie entzwei und bekamen Löcher. Darauf kehrten die drei Leute nach Hause zurück.

Der Mann aber gelangte, seinen Büffel weiter führend, an das Ufer eines grossen Wassers. Da schlachtete er den Büffel und nährte sich davon; und nachdem das Fleisch ausgegangen, grub er mit den Hörnern Wurzeln

aus und nährte sich von diesen. Da sah er einmal, wie eine Eule eine weisse Schlange im Schnabel festhielt und mit ihr davon flog. Seinen Gürtel abnehmend und ihn im Munde festhaltend rief er, indem er die Eule verfolgte und ihr nachsetzte: „Aus dem Munde hat Feuer gebrannt!“ und bei diesen Worten nahm er den im Munde festgehaltenen Gürtel und warf ihn zur Erde. Da liess auch die Eule ihre Schlange, die sie im Schnabel festgehalten, fallen; der Mann hob die Schlange auf und legte sie auf einen Grasplatz, indem er sie mit der Mütze zudeckte. Darauf kamen aus der Mitte des Wassers zahlreiche Fürsten der Schlangendämonen auf Rossen an das Ufer des Wassers geritten; da sie aber nichts fanden, erschien ein weisser Mann, der ein weisses Pferd ritt und ein weisses Gewand anhatte. Dieser sprach zu dem Manne also: „Ich bin der Fürst der die weissen Perlmuscheln hütenden Drachen. Ich habe meinen Sohn verloren und nicht wiedergefunden; hast du, o Mann, ihn vielleicht gesehen?“ Auf diese Frage versetzte der Mann: „Wie sah dein Sohn aus?“ „Mein Sohn“, erwiederte jener, „war eine weisse Schlange“. „Nun“, versetzte der andere, „indem ein Garuḍa-Vogel eine weisse Schlange davon tragen wollte, habe ich bewerkstelligt, dass er sie fallen liess, und habe sie dann aufgehoben“. Mit diesen Worten holte er den Sohn hervor und überreichte ihm denselben. Der Drachenfürst hatte eine grosse Freude, empfieng seinen Sohn und nahm den Mann in seine Residenz mit. Weil der Sohn wieder-

gefunden war, versammelten sich alle Fürsten der Schlangendämonen und veranstalteten ein Freudenfest. Nachdem der Mann nicht länger mehr verweilen konnte und den Wunsch äusserte jetzt zurückkehren zu wollen, sprach der Fürst der die weissen Perlmuscheln hütenden Drachen also: „Du hast mir gutes gethan. Zuerst hast du meine Tochter befreit; jetzt hast du meinen einzigen Sohn gefunden und mir zurückgegeben. Dafür will ich dich jetzt belohnen“. Mit diesen Worten übergab er dem Manne eine rothfarbige Hündin, gab ihm einen buntbemalten Fettmacher Mirjalaktschi, und nachdem er noch einen Muschelstab beigefügt hatte, brachte er ihn an den Rand des Wassers und gab ihm folgende Anweisung: „Wenn du einmal in Verlegenheit sein solltest um die Mittel zu deinem Unterhalt, so berühre nur den Fettmacher Mirjalaktschi mit diesem Muschelstab, dann werden alle Arten von Speisen zum Vorschein kommen. Von dir werden vier Könige abstammen, welche diese Welt von Ǵambudvîpa beherrschen werden“.

Nachdem er ihm diesen Bescheid ertheilt hatte und ins Wasser zurückgekehrt war, machte sich der Mann auf den Weg, indem er seine Hündin mit sich führte. Während ihrer Wanderung verwandelte sich Nachts die Hündin in ein Mädchen und wurde seine Frau, am Tage dagegen warf sie wieder die Hundehülle sich um und zog in Gestalt einer Hündin dahin. Einstmals als ihr Mann sich entfernt hatte, warf sie die Hundehülle ab und liess sie liegen; in gar reizend schöner Gestalt war sie ans

Wasser gegangen, um zu baden. Bald darauf erschien der Mann und verbrannte die Hundehülle. Zurückgekehrt sprach die Frau zu ihrem Manne: „Jetzt kannst du mich nicht mehr auf deinen Wanderungen mitnehmen“, und fügte wiederholt noch manche herzbetrübende Worte hinzu.

Wieder einmal bei einer andern Gelegenheit, als sie gegangen war sich in diesem grossen Wasser zu baden, lösten sich ihr einige Haarlocken ab und schwammen im Wasser dahin. Eben war an die Mündung des Flusses die Magd eines mächtigen Königs gekommen, um Wasser zu holen; da die Locken in ihrem Schöpflöffel hängen blieben, nahm die Magd dieselben mit. Diese Haarlocken waren mit fünf Farben und sieben Kostbarkeiten ausgestattet.

Die Magd brachte die Locken zum König und als sie dieselben überreichte, sprach dieser: „Am Ursprung dieses Wassers muss offenbar eine reizende Frau, die Trägerin dieser Locken, wohnen; geht mit Mannschaft hinaus und schafft sie mir her“. Mit diesem Auftrag sandte er sie ab. Während nun die Leute am Flusse aufwärts zogen, gewahrte die Frau dieselben und sprach zu ihrem Manne: „Ach, jetzt können wir beide nicht mit einander gehen. Es gibt keinen andern Ausweg als folgenden: Bis in einem Jahr will ich dich vermittelst einer List erwarten; innerhalb desselben aber sei der Tag so verabredet, dass ich am fünfzehnten des Monates Pauscha (12. Monats der Inder) auf den Rand eines Berges

emporsteigen werde. Du aber mache dir aus dem Balg einer Elster einen Pelz und zieh ihn an; lass dich dann nieder zu mir und beginn lustig drauf loszutanzen; dann werde ich schon eine List anzuwenden wissen". Während sie noch so sprach, erschienen die Soldaten, nahmen sie mit und führten sie vor den König.

Darauf tödtete der Mann nach dem Worte seines Weibes eine in der Schlinge gefangene Elster, zog ihr den Balg ab, machte sich einen Pelz daraus und legte ihn an. Im folgenden Jahre am 15. Tage des Monates Pauscha verweilten der Fürst und die Fürstin auf dem Berge. Da erschien der Mann in seiner Elsterhülle, und wie er lustig drauf loszutanzen begann, fieng die Königin bei seinem Anblick laut zu lachen an. Da sprach der König zu seiner Gemahlin: „Was ich auch immer im Verlaufe des Jahres auf alle erdenkliche Weise veranstalten mochte, niemals hast du gelacht; warum lachst du denn jetzt bei dem Spiele dieses widerlichen Menschen?" Auf diese Frage versetzte die Königin: „Dass dieser widerliche Mensch eine solche Vogelhülle anhat, darüber habe ich so viel lachen müssen; wenn du, o König, sie anzögest, wie viel mehr würde ich erst dann lachen?" Der König fand Gefallen an diesen Worten, liess den Mann zu sich herauf bringen, und die Vogelhülle anziehend schlüpfte er hinein. Die Frau aber gab sofort den Mann für den König aus und liess folgendes verkünden: „Wenn etwa ein Mensch erscheinen sollte in einem nach aussen auf die verkehrte Seite ge-

wendeten Kleide, der sich für den König ausgibt, so hetze man die Hunde auf ihn und lasse ihn nicht bis hieher kommen“. Als gleich nach dieser Bekanntmachung ein Mensch in einer Elsterhülle erschien und sich für den König ausgab, da hetzte man von allen Seiten die Hunde auf ihn und erschlug ihn auf der Stelle.

In derselben Nacht wurden dem König vier Söhne geboren. Der älteste von diesen Prinzen übersetzte in einem Tage für die Himmelsgötter und Menschen die heiligen Bücher in 1000 Sprachen, errichtete 100.000 Tempel und machte sich berühmt als geistliches Oberhaupt von Indien. Der jüngere Bruder desselben war in voller Jugendblüte mit aller Kraft und Machtfülle ausgerüstet; wenn er in einem Zuge vier rasch eilenden Menschen den Pfeil in das Herz schoss, stürzten sie nieder zur Erde. Dieser zweite Prinz machte sich unter dem Namen Barin Tschidaktschi Erketu, „der mächtige Ferntreffer“, als Herrscher der Mongolen berühmt. Der nächst jüngere Bruder machte sich als Anführer eines Heeres von 100.000 Mann, die aus der Öffnung eines einzigen Härchens seines Körpers hervorsprangen, unter dem Namen Gesser-Chân berühmt. Der jüngste Bruder endlich, der an einem Tage nach vier Gegenden vier Karawanen mit Führern an der Spitze abgehen liess und sich dadurch den alle Wünsche befriedigenden Talisman Tschintâmaṇi verschaffte, wurde als Beherrscher der Schätze unter dem Namen Barss-Irbiss (Tiger und Leopard = als Schâh von Persien) hochberühmt. —

Zu der Zeit war die Welt von Ǵambudvîpa in einem überaus blühenden Zustand. Zu der Zeit hatte man auch dem Meister Nâgârǵuna den Siddhi-Kür überbracht. Jetzt ist dieser mit Wunderkraft ausgestattete Todte sowie die Leichenstätte, welche in der auf einem strahlenden Berge Südindiens belegenen und den Namen des „kühlen Haines“ führenden Felsengrotte sich befindet, hochgefeiert unter dem Namen Siddhitu-Altan. Bis auf den heutigen Tag existiren sie noch. In der Folge wurden sie so die Veranlassung, dass der Menschen Lebenszeit und Glückseligkeit erhöht und ihre Wirksamkeit erweitert, dass Gesetz und Glaube in allen Gegenden immer weiter verbreitet wurden.

II. Ardschi-Bordschi Chân.

Früh vor Zeiten herrschte in einem Reiche Indiens ein Grosskönig Namens Ardschi-Bordschi. Knaben aus der Bevölkerung des Hoflagers dieses Königs pflegten, während sie die Kälber hüteten, zum Behufe ihres Spieles auf den Gipfel eines Hügels zu steigen und von da einen allgemeinen Wettlauf anzustellen. Diejenigen Knaben, die dabei als Sieger hervorgiengen, setzte man jedesmal für eben diesen Tag zum König ein; die übrigen Knaben dagegen mussten als Würdenträger, Minister und Adjutanten fungiren. Wer diesem den König spielenden Knaben nahe kam, musste sich entschliessen, ihn nach der Art und Weise, wie die Menschen sich verbeugen, sich auf die Kniee werfen und tiefe Ehrfurcht bezeigen, gleich einem Könige zu ehren. Da des Knaben Herrlichkeit und Majestät gewaltig war, so war er in der That gewissermassen einem Könige ganz gleich. Als diejenigen, welche ein solches Auftreten gelegentlich erfahren hatten, es dem Herrscher des Landes Ardschi-

Bordschi Chân zur Kenntniss brachten, sprach der König: „Wenn es stets ein und derselbe Knabe bliebe, dann würde ich unter ihm einen Bodhisattva vermuthen; nachdem man aber wahrnimmt, dass bei dem alltäglichen Spiele vieler Knaben von denselben an jedem Tage andere mit der Würde und Majestät bekleidet werden, so dürfte wohl die Ursache im Innern der Stätte selbst liegen".

Mittlerweile hatte ein Unterthan des Grosskönigs sich an das Meer begeben, um Edelsteine zu suchen. Einem Bekannten, der eben im Begriffe war zurückzureisen, hatte er einen Edelstein mitgegeben, mit dem Auftrage, ihn seiner Frau und den Kindern zu überbringen. Der Mann nahm den Edelstein mit; ohne ihn aber der Frau und den Kindern übergeben zu haben, hatte er selbst ihn verkauft und so für sich verwendet. Als der Mann, der auf den Erwerb von Edelsteinen ausgezogen, nach Hause zurückgekehrt war, fragte er seine Frau: „Durch einen Mann Namens Dsük habe ich einen Edelstein übersendet; hat er ihn abgegeben?" Weil nun die Frau dies verneinte und er den Umstand, dass er den Edelstein abgesendet habe, derselbe aber seiner Frau und den Kindern nicht übergeben worden sei, zur Kenntniss seines Königs brachte, so befahl dieser den Mann Namens Dsük zu rufen. Da der Mann von diesem Umstande Wind bekommen hatte, so überreichte er zwei mächtigen Ministern Geschenke mit den Worten: „in Gegenwart von euch beiden als Zeugen

will ich den besagten Edelstein übergeben haben", und diese waren mit dem Vorschlag einverstanden. Als sie nun erschienen waren, fragte der König den Mann Namens Dsük: „Hast du den Edelstein dieses Mannes der Frau und den Kindern desselben übergeben?" „In Gegenwart dieser beiden Minister", sprach er „habe ich ihn übergeben". Und als er nun die beiden Minister fragte, erklärten diese in Übereinstimmung mit den Worten Dsük's, dass die Übergabe richtig sei. Nachdem der König, die Übergabe als geschehen annehmend, das Urtheil in diesem Sinne gefällt hatte, entliess er sie. Sobald die vier nun, mit einander umkehrend, auf dem Heimwege in der Nähe des an diesem Tage den König spielenden Knaben-Königs vorübergiengen, beschied sie der Knaben-König vor sich. Nachdem die vier erschienen, ihre Verbeugung gemacht und zu wiederholten Malen ihre Huldigung dargebracht hatten, fragte sie der Knaben-König: „Was seid ihr für Leute und was für eine Angelegenheit habt ihr?" Nachdem man den Verlauf des Rechtshandels vollständig zu seiner Kenntniss gebracht, sprach der Knaben-König: „Nach der Entscheidung eures Königs kann es unmöglich gehen; ich will die Sache noch einmal untersuchen; wollt ihr euch danach richten?" Da des Knaben-Königs Würde und Majestät gewaltig war, so erklärten sie nach dem Ausspruche des gefürchteten Königs sich richten zu wollen. Er liess die vier Personen von einander abgesondert sich niedersetzen und gab ihnen vier Klumpen Thon, indem er

also sprach: „Da ihr alle vier, der Absender und der Überbringer des Edelsteines sowie die beiden als Augenzeugen dienenden Minister, nur den einen Edelstein gesehen habt, so bildet mir die Gestalt des Edelsteines, den ihr gesehen, jeder für sich in einer Form aus Thon nach". Als sie ihre Gebilde übersendeten, da war das des Absenders und das des Überbringers des Edelsteines gleich. Weil aber die beiden die Aussage bestätigenden Minister den Edelstein nicht gesehen, so hatte der eine, indem er bei sich dachte: „einem Pferdekopf, heisst es, ist ein Edelstein ähnlich", ihn wie einen Pferdekopf gebildet; der andere dagegen, indem er bei sich dachte: „einem Schafskopf, heisst es, ist ein Edelstein ähnlich", ihn wie einen Schafskopf gebildet. Als man die vier vor den König berief, liess der Knaben-König folgenden Ausspruch ergehen: „Wenn ich das Ganze genau untersuche, so haben der Absender und der Überbringer, weil sie beide nur den einen Edelstein gesehen, die Form desselben einerlei und gleich nachgebildet; ihr beiden Minister dagegen, weil ihr den Edelstein nicht gesehen, habt, indem ihr euch einbildetet, wie ein Pferdekopf oder wie ein Schafskopf müsse ein Edelstein sein, denselben danach gestaltet. Im Grundgesetz der Minister muss es heissen: ‚anders als auf die Wahrheit sich zu stützen, mit Lug und Trug vorzugehen, das ist eines Ministers unwürdig'". Indem er ihnen diesen derben Verweis gab, befahl er sie festzunehmen und ebenso gebot er auch den Mann Namens

Dsük zu verhaften. Nach der Verhaftung sprachen die beiden Minister: „Weil Dsük mit der Drohung, er würde sich das Leben nehmen, uns gebeten hat, sind wir falsche Zeugen geworden". Und Dsük erklärte: „Dass ich, ohne den Edelstein der Frau und den Kindern zu übergeben, selbst ihn verkauft und für mich verwendet habe, das ist die Wahrheit". Er liess diese Personen ein klares Protokoll niederschreiben und schickte dann die drei, nämlich die beiden Minister, die sich als falsche Zeugen gebrauchen liessen, und den Überbringer des Edelsteins, der ihn für sich verwendet, mit dem Befehl ab, die Sache zur Kenntniss des Ardschi-Bordschi Chân zu bringen, indem er ihm folgendes ausrichten liess: „Mit den Grundsätzen eines die weltliche Macht und die Religion gleichmässig aufrecht erhaltenden Herrschers darf es nicht so bestellt sein! Weil deines Leibes und deiner Seele Befinden nicht in der richtigen Ordnung ist, wenn du Entscheidungen triffst, ohne den Gang eines bedeutenden und eines geringfügigen Rechtsstreites klar zu unterscheiden, ohne die Wahrheit und die Lüge gehörig zu ergründen, so wäre es besser, du legtest deine königliche Würde nieder; wenn du aber König bleiben willst, so gebührt es sich, dass du gleich mir nur nach genauer Prüfung das Urtheil fällst". Mit einem Briefe dieses Inhaltes sandte er sie ab.

Als der König den Brief gelesen, rief er aus: „Was ist das? das muss doch ein ausserordentliches, mit hohem Verstande begabtes Wesen sein! Wenn jeden Tag ein

und derselbe Knabe mit solcher Eigenschaft begabt erschiene, so möchte ich ihn für einen Bodhisattva oder Buddha halten; nachdem aber täglich andere Knaben auftreten, so muss es doch wahrlich etwas immer sich gleich bleibendes sein. Wenn man dieses erwägt, sollte da nicht die Unterlage dieser Hügelhöhe etwa eine Stätte gewesen sein, wo Buddhas oder Bodhisattvas den belebten Wesen die heilige Lehre verkündet haben? oder sollte es vielleicht eine die Weisheit des Menschen erzeugende Kostbarkeit sein? ein ganz bedeutungsloser Ort ist das keinen Falls!“ So sprach er und beendete die Untersuchung gemäss der Entscheidung des Knaben-Königs von demselben Tage.

Ein Minister des Königs Ardschi-Bordschi hatte einen einzigen Sohn. Dieser war in den Krieg gezogen und kehrte nach zwei Jahren aus demselben zurück. Während nun der Minister mit der Veranstaltung eines Freudenfestes wegen der Heimkehr seines einzigen Sohnes aus dem Feldzuge beschäftigt war, da erschien neuerdings noch ein zweiter ganz gleicher Sohn. Da bei dem Sohne von früher und bei dem später gekommenen Sohne Farbe, Aussehen, Gestalt, die Rosse die sie ritten, die Kleidung die sie anhatten, die Köcher die sie umgehangen, die Aussprache in der Rede, kurz alles ganz gleich war, so vermochten die Eltern und die übrigen

Verwandten sämmtlich sie nicht zu unterscheiden. Indem nun die beiden erschienenen Jünglinge sich zankten, da jeder behauptete: „Das sind meine, meine Eltern, Frau und Kinder“, begaben sie sich zu ihrem Könige, um den Rechtsstreit bei ihm vorzubringen. Weil dieser sie aber nicht zu unterscheiden vermochte, so berief er Eltern, Frau und Kinder. Zu den Eltern sprach er: „welcher von beiden ist euer Sohn?“ die Frau fragte er: „welches ist dein Mann?“ Doch sie antworteten: „Wir sind nicht im Stande sie zu unterscheiden, alle beide sind ja ganz gleich“. Darauf liess der König sie alle abtreten. Nur die beiden Jünglinge forderte er auf, indem er einen nach dem andern vornahm, aus den Zeiten des Urgrossvaters und Ururältervaters und vom Grossvater an herwärts bis auf den heutigen Tag alle Umstände und Begebenheiten, wie sie eingetreten und ausgegangen, nach einander herzuerzählen. Weil nun der eine ein Jüngling war, der sich aus einem Schimnus (bösen Dämon) in diese trügerische und berückende Gestalt verwandelt hatte, so wusste er vom Urgrossvater an herwärts bis auf den heutigen Tag den ganzen Verlauf der Begebenheiten ohne sich zu irren herzuerzählen. Weil dagegen der wirkliche Sohn sich nur vom Grossvater ab erinnerte, vom Urgrossvater aber nichts wusste, so gab der König den Eltern, Frau und Kindern den Urtheilsspruch mit den Worten: „jener ist der wahre“. Der Schimnus entfernte sich voll Freude; dem echten Sohne wurden Eltern, Frau und Kinder vom Schimnus

abgenommen, und da er *nirgends* eine bleibende Stätte fand, wo er leben konnte, folgte er seinen Eltern, Frau und Kindern weinend nach. Wie sie nun vorüberzogen und der den König spielende Knabe sie erblickte, fragte er: „Worüber seid ihr im Streite gewesen? über Mann, Frau, gross oder klein, worüber?“ Während sie insgesammt, in Scheu gerathen vor seiner Majestät, auf die Kniee sanken und mit dem Haupte die Erde berührten, erzählten die beiden Jünglinge, sich verbeugend, den ganzen Sachverhalt. Da liess der Knaben-König sich also vernehmen: „Bei dem Urtheilsspruche des Ardschi-Bordschi Chân kann es unmöglich sein Bewenden haben; indem ich ihn aufhebe, werd' ich die Sache von neuem entscheiden“. Auf diese Worte versetzten sie: „Wir werden uns nach dem Ausspruche des grossen Königs richten“ und verneigten sich bis zur Erde. Der Knaben-König nahm einen vor ihm stehenden Krug und sprach: „Ihr beiden Jünglinge! wer von euch in diesem Kruge Platz hat und hineingeht, nur dem von euch gebe ich Frau und Kinder; wer von euch darin keinen Platz hat, der muss Verzicht leisten!“ Der echte Sohn hatte, von seinem Leibe ganz abgesehen, nicht einmal mit seinem Finger darin Platz. Der zweite Jüngling dagegen verwandelte sich, weil er ein Schimnus war, in eine magische Gestalt und gieng hinein. Der Knaben-König versiegelte die Öffnung sofort mit dem Diamant, und indem er den Schimnus trotz seines lauten fürchterlichen Geschreies dem Ardschi-Bordschi Chân überschickte, liess er ihm

folgendes sagen: „Du Ardschi-Bordschi Chân, steht es so mit deiner Aufrechterhaltung von Gesetz und Glauben? ist das dein Anrecht auf den Titel eines Grosskönigs? Deines eigenen Unterthanes Frau und Kinder hast du einem Schimnus überantwortet, deinen Unterthan vertrieben; ist das recht von dir? wie? Wenn du König sein willst, so entscheide gleich mir nur nach genauer Prüfung; wenn du es aber, ohne dies zu können, sein willst, so darfst du, da du den Unterschied der belebten Wesen nicht kennst und die Unterthanen quälst, nicht länger König bleiben". Auf diese Botschaft hin tödtete Ardschi-Bordschi Chân den Schimnus, indem er ihn verbrennen liess; den echten Jüngling liess er zu seinen Eltern, Frau und Kindern zurückkehren. Den Knaben aber staunte er mit grosser Bewunderung an. „Was muss doch das", rief er aus, „für ein ausserordentlicher Knabe sein! Wenn bloss ein einziger Knabe jeden Tag mit solcher Weisheit begabt wäre, so würde ich einen Buddha oder Bodhisattva in ihm vermuthen; allein es ist ja doch wahrlich jedesmal derjenige, welcher unter allen Knaben aus dem Wettlauf als Sieger hervorgeht, so scharfsinnig, klug und weise. Wenn man das erwägt, so ist es nicht die Weisheit der Knaben, sondern sie dürfte an dem Gipfel des Hügels selbst haften".

Nach diesen Worten machte er sich, von seinen Ministern und Würdenträgern begleitet, auf den Weg dahin. Und als man die den Knaben zum Königsspiel dienende Hügelhöhe umgrub, kam aus dem Innern ein

goldener Thron zum Vorschein, und auf den 32 goldenen Stufen dieses Thrones standen 32 Holzfiguren auf jeder Stufe eine befestigt. Bei diesem Anblick freute sich der König ungemein und liess den Thron in seine eigene Residenz bringen. In Begleitung der zahlreich versammelten Geistlichkeit, unter dem Schlagen der Becken und Pauken und dem Spielen der Geigen und Flöten und unter vielfachen Segenswünschen beabsichtigte er eben, nachdem er einen glückverheissenden Tag ausgewählt, im Glauben, dass er einen ihm vom Himmel bestimmten Thron gefunden habe, sich auf demselben niederzulassen. Aber kaum begann er emporzusteigen, als eine auf der Stufe befestigte Holzfigur ihn am rückwärtigen Schosse des Kleides zog, eine vorn befindliche Holzfigur ihn vor die Brust stiess, eine andere mit den Worten: „das ist doch wohl nur Scherz von dir?“ ihn von hinten fasste, und wieder eine andere rief: „König Ardschi-Bordschi, halt! Dieser von dir beanspruchte Thron war in grauer Vorzeit der Thron, auf dem der Gott Churmusta sass; nach ihm war es der Thron des erhabenen Königs Vikramâditja. Desshalb, o König, wenn du für die sechs Classen der belebten Wesen dein Leben nicht schonen willst, dann setze dich darauf; wo nicht, so verzichte darauf; wenn du ein König wie der erhabene Vikramâditja bist, dann setze dich darauf; bist du das aber nicht, dann kannst du dich nicht darauf setzen“. Auf diese Worte sanken der König und alle Anwesenden auf die Kniee und bezeigten ihre Verehrung, worauf eine Holzfigur

also sprach: „Du König an der Spitze und ihr sämmtlichen Anwesenden! fürchtet euch nicht; ich will euch aus grauer Vorzeit von des erhabenen Königs Vikramâditja Wandel erzählen“.

Das fünfte Capitel der Erzählung.

In grauer Vorzeit lebte ein mächtiger König Namens Gandharva; er hatte Üdsesskülengtu-Gôa, die reizend schöne Tochter des mächtigen Königs Galindari, geheiratet. Glaube und Gesetz dieser Welt befestigte und schützte er. Weil er indessen ohne Nachkommen blieb, flehte er stets darum zu Buddha und den Himmelsgöttern, und grämte sich unaufhörlich in seinem Herzen darüber. Desshalb sprach Üdsesskületg-Chatun einst zu ihrem Gemahl also: „Mein Fürst, da du um der Nachkommenschaft willen unaufhörlich im Herzen dich grämst, so meine ich, wenn du noch eine andere Frau nehmen würdest, könntest du vielleicht mit Nachkommen beglückt werden“. Der König war mit diesem Vorschlag einverstanden, wählte ein Mädchen aus der Zahl seiner Unterthanen aus und heiratete dasselbe. Bald gebar diese Gemahlin von niedrigem Stande einen Sohn. Weil der König zu dieser seiner zweiten Gemahlin eine grosse Zuneigung gefasst hatte, betrübte sich Üdsesskülleng-Chatun in ihrem Herzen und dachte bei sich: „Durch

meines Vaters Einfluss ist er König geworden; auf meine Ermächtigung hin hat er diese zweite Gemahlin genommen; jetzt bedarf er meiner nicht mehr; allein was soll ich anfangen? In einer Felsengrotte auf der Rückseite dieses Berges wohnt ein wunderkräftiger Einsiedler; zu ihm will ich mich begeben, ihm meine tiefe Verehrung bezeigen und ihn um Kindersegen bitten". Von fünf Dienerinnen begleitet und mit dem nöthigen Speisevorrath, mit Thee und dergleichen sich versehend begab sie sich auf den Weg zu dem Einsiedler. Dort angelangt machte sie die üblichen Verbeugungen und wollte ihr Anliegen vortragen. Weil aber der Einsiedler eben in seinen frommen Betrachtungen versunken war, umwandelte sie inzwischen ehrerbietig die Stätte. Als der Lama sie um die Mittagszeit gewahrte, sprach er: „Erhabene Königin, was für einen Kummer hast du auf dem Herzen, dass du in gläubiger Andacht zur ehrfurchtsvollen Huldigung hier erschienen bist?" Auf diese Worte brachte die Königin ihr Anliegen vor, indem sie sprach: „Ich erflehe Kindersegen". „Mögest du mit zahlreicher Nachkommenschaft beglückt werden!" antwortete der Lama, und reichte ihr eine Handvoll Erde, welche er segnete. „Koche dies", sagte er, „in Rüböl, verdünne es dann mit Wasser in einem Porcellan-Gefäss und iss es auf". Mit dieser Anweisung kehrte die Königin voll Freude zurück. Sobald sie nun die Masse in einem neuen Porcellan-Gefässe mit Wasser verdünnt hatte, ward dieselbe in einen Gerstenbrei verwandelt. Die Fürstin verzehrte

denselben, und nachdem sie das Porcellan-Gefäss abgegeben, ass noch ein Mädchen den Bodensatz auf. Ohne Verzug wurde die Königin schwanger, und als der letzte Monat zu Ende gieng und es zur Entbindung kam, da traten mancherlei verschiedene Wunderzeichen ein: des Kalavinka melodische Vogelstimme liess sich vielfach vernehmen, vom Himmel fiel ein Blumenregen hernieder, Wohlgerüche verbreiteten sich. Der König an der Spitze und alle Unterthanen freuten sich unendlich über die Geburt eines Sohnes. In seiner Vaterfreude ordnete er die jüngere Gemahlin an der Spitze einer Gesandtschaft mit einer Anzahl Würdenträger ab, mit dem Auftrag, den Einsiedler um das Schicksal des Neugebornen zu befragen. Als sie, bei dem Lama angekommen, ihm die Geburt eines Sohnes und die dabei erfolgten verschiedenen wunderbaren Erscheinungen berichteten, und ihn um das Schicksal des Kindes befragten, sagte der Einsiedler: „Ich kann mich sofort zur frommen Betrachtung niedersetzen“, und ohne viel Worte zu machen, sprach er nur: „Wenn dieser Knabe gross geworden, ist er ein Liebhaber von Mahlzeiten, die also beschaffen sind, dass dabei von dem an die zu verzehrenden Speisen zu mischenden Salze 1500 Wagen aufgehen“. Da ausser diesem also lautenden feierlichen Ausspruch weiter kein Wort mehr erfolgte, kehrten die Königin und die Minister, sich allgemein darüber verwundernd und ihre Bemerkungen dazu machend, zurück und erstatteten dem König ausführlichen Bericht.

Der König, den Ausspruch nicht verstehend und in seinem Herzen darüber sich grämend, sprach: „Was ist das doch für ein sonderbarer Ausspruch! Das muss ein wahrhaftiger Dämon sein!“ Er liess alle seine Unterthanen versammeln und sprach also: „1500 Wagen voll des an die Speisen dieses Knaben zu mischenden Salzes sollen aufgehen, heisst es! Weit entfernt davon, dass ein Mensch allein so viel verzehrt, würden denn sogar viele Menschen selbst bis zu ihrem Lebensende es verbrauchen können? Das muss sicherlich ein tausendfältiger Schimnus sein; tödtet ihn“. Die Minister, darüber betroffen, versetzten: „Wie? den Sprössling des Herrschers sollten wir tödten? wie wäre es denn, wenn wir ihn in eine Einöde entführten und in einem dichten Walde aussetzten?“ Der König war mit dem Vorschlag einverstanden. Zwei Minister brachten das Kind fort und setzten es in einem grossen Dickicht aus. Eben wollten sie weggehen, als der Knabe den beiden Ministern zurief und zu ihnen sprach: „Wartet, ihr Minister; ich will euch ein Wort sagen“. Auf diesen Zuruf standen die Minister still und hörten mit grosser Verwunderung zu. Der Knabe sprach also: „Geht hin zu eurem König und überbringt ihm getreu meine Worte. Die zur Welt kommenden Jungen des Pfauenvogels, sagt man, pflegen während ihres Heranwachsens mit blauer Farbe aufzuwachsen; nachdem sie gross geworden, pflegen sie goldbefiederte Pfauen zu werden. Diesen gleich wird auch einem König ein Sohn ge-

boren. Nach der Geburt, heisst es, wächst er unter der Obhut seiner Eltern und der erhabenen Dynastie heran. Wenn er nun, nachdem er gross geworden, ein die vier Welttheile beherrschender König werden sollte, und wenn er dann als solcher die Fürsten der vier Welttheile zu einer Versammlung beruft und für dieselben ein grosses feierliches Religionsfest veranstaltet, so wird das bei dieser Gelegenheit aufgehende Salz 1500 Wagen weit übersteigen; ja, sagt an, würden selbst 10.000 Wagen Salz dazu ausreichen? Die Papagaien pflegen erst, wenn sie aus den gelegten Eiern ausgekrochen, in Vogelgestalt sich einherzubewegen; nachdem sie gross geworden, lernen sie die Sprache der belebten Wesen und lernen vollständig Klugheit und Weisheit. Diesen gleich wird auch einem König ein Sohn geboren. Nach der Geburt aber, heisst es, pflegt er während seines Wachsthums unter der Obhut seiner Eltern und der gesammten sehr erhabenen Dynastie heranzureifen. Wenn er nun, nachdem er gross geworden, ein Himmel und Erde und die vier Welttheile beherrschender mächtiger König werden sollte, und wenn er dann in der Eigenschaft eines solchen Himmel und Erde und die Welttheile sämmtlich beherrschenden Königs die Himmelsgötter und die Fürsten der vier Welttheile und die zahlreichen Bodhisattvas und die gesammte Geistlichkeit der vier Welttheile beruft und ein grosses feierliches Religionsfest veranstaltet, würden da, ganz zu schweigen davon dass 1500 Wagen an dazu erforderlichem Salze auf-

gehen, sagt an, selbst 10.000 Wagen Salz ausreichen? Dies für euern König!“

Nach dieser Rede kehrten die beiden Minister eiligst zurück und hinterbrachten die von dem Knaben gesprochenen Worte alle vollständig. Als der König das hörte, schlug er die Hände zusammen und aufspringend rief er: „O du mein wahrhafter Bodhisattva! wenn ich sage, dass ich dich nicht erkannt habe, so ist das gewiss die Wahrheit! Geht, geht, schnell will ich meinen Sohn holen“. Der König an der Spitze und die ganze Bevölkerung machten sich zusammen eiligst auf den Weg. Als sie bei der Ankunft nachsuchten, war das Kind an der Stelle, wo es ausgesetzt worden, nirgends zu finden. Der König brach in Thränen aus und rief: „O du mein Bodhisattva, der du von klein an vermöge deiner Gewohnheit Barmherzigkeit übst! o du mein Bodhisattva, der du von Kindheit an sinnvolle Worte weisst und aussprichst! o wie habe ich dich missverstanden! wohin bist du von dem Orte hier, wo man dich ausgesetzt, entschwunden?“ Während er so wehklagend weiter schritt, liess sich auf einmal in einer Felsengrotte ein schallendes Weinen vernehmen. Als er eiligst dahin stürzte, sah er, wie acht grosse Fürsten der Schlangendämonen hinzutretend über das Kind eine Decke von Lotusblumen ausbreiteten; mit dem Munde liessen sie es Honig saugen, vor ihm sanken sie auf die Kniee, verneigten sich, indem sie die zusammengelegten Handflächen bis zur Stirne

erhoben, und berührten mit dem Haupte die Erde: so waren sie unaufhörlich um das Kind beschäftigt. Allein als der König sich näherte, waren sie spurlos verschwunden, ohne weiter gesehen zu werden. Der König nahm das Kind, legte es auf seinen Scheitel und sprach unter Darbringung seiner Huldigung und Verehrung: „O du mein Sohn, barmherziger Bodhisattva! ich bin ja dein Vater!" Und nachdem er seine verkehrten Gedanken und Fehler bereut, brachte er ihn nach Hause und nannte ihn seines Volkes hocherhabenen machtvollen Prinzen Vikramâditja.

„Du mein König Ardschi-Bordschi!" sprach zum Schluss die Holzfigur, „dieser hehre Vikramâditja, der schon von Kindheit an so sinnvolle Aussprüche gethan, dessen Vater ihm seine Huldigung dargebracht, war so erhaben und hochheilig. Wenn du ein solcher König sein solltest, dann setze dich auf diesen Thron; bist du es aber nicht, dann kannst du dich nicht darauf niederlassen; kehre um".

Von den Erzählungen einer Holzfigur das sechste Capitel.

Ardschi-Bordschi Chân stieg abermals die Stufen empor, um sich auf den Thron zu setzen. Da rief eine Holzfigur: „Halt König! habe ich es dir denn nicht gesagt? Bisher habe ich umständlich erzählt, in

welcher Weise, nachdem der hehre heldenmüthige König Vikramâditja zur Zeit seiner Kindheit in einer Einöde ausgesetzt worden und so sinnvolle Worte gesprochen, sein Vater, der König Gandharva, und die ganze erhabene Dynastie ihm ihre Huldigung dargebracht haben. Jetzt will ich vom Wandel des hochheiligen heldenmüthigen Königs Vikramâditja zur Zeit seines Heranwachsens erzählen. Du König und alle ihr Anwesenden, tretet heran und höret zu".

Als einst König Gandharva, der Vater des hehren heldenmüthigen Vikramâditja, zum Kampfe mit dem Heere der Schimnus auszog, liess er seinen eigenen Leib in der Nähe einer Buddha-Statue zurück. Nachdem er nun als Geist den Himmelsgöttern gleich entschwunden war, trat die jüngere Fürstin aus niederem Stande zu der reizend schönen Gemahlin Üdsesskülleng-Gôa-Chatun und sprach: „So lange unser Gebieter mit uns verkehrte, war er in menschlicher Gestalt; jetzt bei seiner Abreise ist er in so reizender, schöner, glänzender Erscheinung abgezogen! möchte er doch im Verkehre mit uns so reizend sein!" Auf diese Worte versetzte Üdsesskülleng-Chatun lächelnd: „Weil du noch jung bist, so verstehst du das nicht; da er wusste, dass durch die Spitzen der schneidenden Schwerter sein Leib Schaden leiden könnte, so ist er als Geist in Gestalt der Himmelsgötter entschwunden!" Während ihrer Rückkehr dachte die Fürstin also: „Wenn ich des Königs zurückgelassenen Leichnam verbrenne, so dürfte er nach seiner Wiederkehr

wohl beständig in derselben reizenden Gestalt bleiben". Mit diesem Gedanken begab sie sich zu dem Tempel des Buddha-Bildes, nahm den dort zurückgelassenen Leichnam des Königs, und indem sie von zahlreichen Dienerinnen Sandelholz herbeibringen liess, verbrannte sie den Leichnam. Während dies vorgieng, erschien der König in den Lüften und liess sich aus dem Himmelsraume also vernehmen: „Von meinen mit so vieler Mühe zusammengebrachten Unterthanen und von meinen mit so vieler Liebe behandelten Frauen und Kindern und von meinem vielgeliebten Leibe bin ich nun geschieden! Euch aber, meine Geliebten, wird das Heer der Schimnus, welches nach Verlauf von sieben Tagen erscheint und einen Metallhagel herabfallen lässt, euch, meine Theuern, wird es aufzehren. Es wäre gut, wenn ihr vor Ablauf der sieben Tage euch flüchten und von hier wegziehen würdet". Nach diesen Worten entschwand er zum Nirvâṇa.

Während die Fürstin, die Adjutanten und Minister und das ganze zahlreiche Volk, indem sie sich an des Königs trefflichen Wandel erinnerten, einer fast sinnverwirrenden Trauer sich hingaben, sprach Üdsesskülеng-Chatun: „Wenn ich auch noch so sehr dem Schmerze mich überlasse, so hilft das doch nichts; dagegen dürfte es von Nutzen sein, wenn ich nach dem Rathe des wundervollen Königs dieses eine Kind in Sicherheit bringe". Und so machte sie sich in Begleitung ihrer fünf Dienerinnen auf, um in die Heimat zurückzukehren. Während sie nun alle sieben dahinzogen, geschah es, dass eines von

den Mädchen unterwegs niederkam. Da sprach die Königin: „Ei, dass du als Mädchen uns auf der Wanderung solchen Aufenthalt machst, was soll das heissen?“ „O Königin“, versetzte das Mädchen, „ich habe mit Männern keinen Umgang gehabt; das ist vom Kosten des Bodensatzes gekommen der von der Königin genossenen Speise, die der Lama gesegnet“. Darauf erwiederte die Königin: „Wie könnten wir das dem Segen des Lama entsprossene Kind zurücklassen? wir wollen es mit auf unsere Wanderung nehmen“. Allein die andern Mädchen sprachen: „Da wir schon den früher gebornen königlichen Prinzen auf der Wanderung zu tragen haben, wie könnten wir jetzt noch ein so junges Blut mit uns weiter schleppen?“ Und da sie alle zusammen diese Bemerkung richtig fanden, so liessen sie das Kind in einer Wolfshöhle zurück. Von da weiter ziehend gelangten sie unter beständigen Sorgen wegen des Ausgehens ihrer Lebensmittel in die Nähe der Residenz des mächtigen Königs Kütschün-Tschidaktschi. Während sie dort an einem Felde Halt machten, versammelten sich eine Menge Leute auf der andern Seite des Feldes, welche die Schönheit der Fürstin Üdsessküleng-Chatun bewunderten und sich nach ihren Verhältnissen erkundigten. Mittlerweile hatte der Grosskönig auf einem Spaziergang in der Nähe des Feldes die zahlreiche Versammlung bemerkt, kam heran, und auf die Frage, was es hier gebe, trat ein Mann hervor und berichtete: „Es ist die Gemahlin eines mächtigen

Königs, heisst es; aus Furcht vor den Schimnus ist sie auf der Wanderung begriffen, der König ist zum Nirvâṇa eingegangen". Der König trat selbst heran und befragte die Fürstin um die näheren Umstände. Die Fürstin erzählte ausführlich den ganzen Hergang, wie der König zum Nirvâṇa entschwunden, wie die jüngere Gemahlin seinen Leichnam verbrannt und wie sie selbst ihr Kind vor den Schimnus geflüchtet habe. Als der König dies vernommen, brach er in die Klage aus: „Wie schwer ist doch die Schuld der Frau, welche den Tod eines so vortrefflichen Königs verursacht hat!" Und mit den Worten: „Wie viel hat doch die Fürstin und das Kind gelitten!" gab er einem seiner Minister den Auftrag: „Nehmet Fürstin und Kind sammt den übrigen und bringet sie unter in einer neuen Wohnung, reichet ihnen Lebensunterhalt in reichlicher Menge und wartet ihrer beständig". Darauf kehrte er in seine eigene Residenz zurück. Der Minister holte Fürstin sammt Kind und den übrigen ab, bezeigte ihnen nach dem Befehle des Königs grosse Ehren und wies ihnen die Wohnung an. Der junge Prinz Vikramâditja nahm zu an seinem Körper und von den Weisen lernte er Weisheit, von den Zauberern lernte er die Zauberkunst, von den Dieben lernte er das Diebshandwerk, von den Lügnern lernte er das Lügen, und indem er von den Handelsleuten den Handel erlernte, wusste er den Gewinn in ausgedehntem Masse zu erzielen.

Während ihres dortigen Aufenthaltes waren 500 Kaufleute ausgezogen, um Schätze zu erwerben. Auf

ihrer Heimkehr sahen sie einen Knaben mit jungen Wölfen spielen. „Wie kann ein Menschenkind“, sprachen sie zu einander, „mit jungen Wölfen spielen?“ Mit diesen Worten fiengen sie den Knaben und nahmen ihn weg. „Wie wirst du“, fragten sie, „als Menschenkind mit Wölfen zusammen bleiben? geh mit uns“. Auf diese Worte versetzte der Knabe: „Ich bin ein Wolfskind; wollt ihr, nachdem ihr mich ergriffen habt, es doch auf meine freie Wahl ankommen lassen?“ Allein der vornehmste unter den Kaufleuten, Galbischa, sprach: „Der Mensch muss mit Menschen umgehen, mit Wölfen umzugehen schickt sich durchaus nicht“, und so nahmen sie ihn mit sich.

Als diese Kaufleute in die Nähe der Residenz des Königs Kütschün-Tschidaktschi kamen und an einem Flussarm das Nachtlager aufgeschlagen hatten, nahten Wölfe und begannen zu heulen. Die Kaufleute pflegten das indische Wolfskind Schalû zu nennen. Daher fragten sie den Jungen: „Schalû, was sagen diese Wölfe?“ „Diese Wölfe“, antwortete Schalû, „sind meine beiden Eltern; sie sagen: ‚fünf oder sechs Frauen zogen des Weges und liessen dich, als du geboren wurdest, bei uns zurück; da haben wir dich aufgezogen und gross gemacht; ohne unserer Wohlthat zu gedenken, hast du nun mit Menschen dich befreundet? Diese Nacht kommt ein Regen und da der Fluss eine gewaltige Überschwemmung anrichtet, so werden die Kaufleute sich in Sicherheit zu bergen suchen; bei dieser Gelegenheit komm

du, unser Liebling, wieder zurück. In der Nähe lauert dir ein Dieb auf". Und in der That lag der Prinz Vikramâditja, in der Absicht einen Diebstahl auszuführen, in der Nähe auf der Lauer. Als er nun hörte, wie Schalû seinen Gefährten die Worte der Wölfe mittheilte, dachte er: „Dieser Kenner der Wolfssprache ist kein gewöhnlicher Mensch. Dass ein Regen kommt, mag eine Lüge sein; aber wie konnte er wissen, dass ich auf der Lauer liege?" Und indem er umkehrte, sagte er: „Dir werde ich alle Nacht aufpassen!" Nach dieser Drohung entfernte er sich. Die Kaufleute aber änderten in Folge von Schalû's Verständniss der im Wolfsgeheul enthaltenen Worte ihren Aufenthaltsort und liessen sich auf einem vierseitigen Berge nieder. Als in der Nacht der Regen in Strömen goss und der Fluss mächtig über die Ufer trat, sagten die Kaufleute zu einander: „Ohne Schalû hätten wir umkommen müssen!" und gaben dem Schalû Schätze in reichlicher Menge zur Belohnung.

Als sie in der folgenden Nacht abermals an einem Flussarme lagerten, kam der Prinz Vikramâditja wieder, und während er sich auf der Lauer befand, nahten wiederum die zwei Wölfe von früher und begannen zu heulen. Die Kaufleute fragten den Schalû: „Was sagen die Wölfe?" worauf Schalû antwortete: „Das sind die an mir Elternstelle vertretenden Wölfe; sie sagen: ‚wir haben dich so gross wachsen lassen und auferzogen; ohne dieser unserer Wohlthat zu gedenken, willst du nun mit Menschen davonlaufen? später werden wir nicht

mehr kommen'. Ferner sagen sie: ,du, unser Liebling, schlaf diese Nacht nicht; den Fluss herab, an dem ihr lagert, wird der Leichnam eines todten Menschen geschwommen kommen; fang ihn auf, in der rechten Hüfte befindet sich der Edelstein Tschintâmaṇi; derjenige, welcher im Besitz dieses Talismans ist, wird ein die vier Welttheile beherrschender mächtiger König werden. Abermals befindet sich ein Dieb auf der Lauer'". Sobald der Prinz Vikramâditja Schalû's Worte gehört, gab er sein Diebsunternehmen auf, wandte sich stromaufwärts und als er, eine Weile abwartend, den todten Menschen heranschwimmen sah, nahte er sich, fieng ihn auf und nahm, indem er die rechte Hüfte aufschnitt, den Edelstein Tschintâmaṇi heraus. Dabei dachte er: „Dieser Knabe Schalû ist kein gewöhnlicher Junge; durch List will ich den Knaben in Besitz zu bekommen suchen". Dann kehrte er zurück. Die Kaufleute wandten sich stromabwärts, fiengen zwar des Mannes Leichnam auf, fanden sich aber bitter getäuscht, als sie den Talisman verschwunden sahen.

Vikramâditja kam bald wieder. Er hatte Tücher, Leinwand und Wollstoffe mitgebracht; diese Tücher und die übrigen Waaren bot er zum Verkauf an, hatte sie aber mit Merkzeichen versehen, indem er an den einzelnen Enden Aufschriften anbrachte. Er fieng während seines Handels Streit an, geberdete sich ganz unsinnig dabei und liess zuletzt seine Wollstoffe, Tücher und andern Waaren vermittelst einer List in den ein-

zelnen Zelten der Kaufleute unvermerkt liegen. Er kehrte zurück und meldete dem König Kütschün-Tschidaktschi folgendes: „Ich war mit 500 Kaufleuten als Theilnehmer in Geschäftsverbindung getreten; allein sie vertrieben und verjagten mich, setzten mir eiligst nach und haben Tücher, Wollstoffe und die übrigen Waaren meines Antheils mir entrissen und mit sich fortgeschleppt“. In solchen Worten trat er als Ankläger auf und bat um Untersuchung. Indem der König sofort zwei Beamte entsandte an der Spitze von 200 Soldaten, die er mitgab, ertheilte er ihnen folgenden Befehl: „Wenn sich seitens der Kaufleute in Wirklichkeit die Entwendung der Tücher und Wollstoffe des Vikramâditja hier herausstellen sollte, so tödtet sie sämmtlich; wenn aber nicht, so ist Vikramâditja in hohem Grade strafbar“. Bei diesen Worten fiel Vikramâditja dem König zu Füssen und sprach: „Überall habe ich an den Enden meiner Tücher und Wollstoffe als Kennzeichen eine Aufschrift angebracht“. Des Königs Abgesandte sprachen nun zu den 500 Kaufleuten also: „Ihr habt die Waaren des jungen Vikramâditja hier gewaltsam ihm entrissen, sagt er; ferner finden sich an den Enden dieser Waaren schriftliche Merkzeichen vor, sagt er; vom Grosskönig hat er uns als Zeugen mitgebracht. Wir werden uns nun nach eines so mächtigen Königs Befehl richten, der, wenn ihr in der That die Sachen entwendet haben solltet, auf euern Tod lautet“. Darauf erwiederten die Kaufleute: „Weit entfernt davon, dass wir mit diesem

Jungen als Genossen verbunden gewesen wären, wir haben ihn nicht einmal je von Angesicht geschaut. Wenn wir in der That", fuhren sie weiter, „die Sachen entwendet hätten, so wollen wir nach dem Befehle des Grosskönigs des Todes sein; wenn das aber nicht der Fall ist, wird dieser Junge dann so leichten Kaufes davon kommen?" „Was auch immer dabei herauskommen mag", versetzten die Beamten, „wir werden nachsuchen". Als sie nun nachsuchten und die an den Enden mit den Zeichen versehenen Wollstoffe und Tücher in den einzelnen Zelten fanden und hervorzogen, riefen die Kaufleute: „Die Verübung eines Diebstahles von unserer Seite hat nimmermehr Statt gefunden; zu unserem Verderben hat sich die Sache in Wahrheit gewendet, ob nun die Himmelsgötter, ob die bösen Dämonen dies bewerkstelligt haben", und dabei fiengen sie insgesammt zu weinen an. „Das Weinen hilft euch nichts", versetzten die Abgesandten des Königs, „wir werden euch insgesammt tödten". Da sprach der junge Vikramâditja: „Was soll ich euch tödten lassen? gebt mir dafür den Knaben Schalû hier". „Wir wollen ihn geben", sprachen die Kaufleute, und indem sie ihn übergaben, sagten sie zu Schalû: „Schalû, du hast uns hiemit zweimal das Leben gerettet; dir werden wir, da du dich so schön benommen hast, das Beste was wir haben, stets dankbar weihen; um unseres Lebens willen magst du mit diesem Menschen gehen!" Schalû sprach: „Daraus dass 500 Menschen am Leben erhalten bleiben, dürfte

mir Vortheil erwachsen", und so begab er sich mit Vikramâditja auf den Weg, die Kaufleute aber entliess der junge Vikramâditja straflos.

Als der Prinz Vikramâditja den Schalû mitbrachte, sagte seine Mutter Üdsesskülleng-Chatun: „Vikramâditja, du mein Liebling, wo bist du hin gewesen? wem gehört dieser Knabe?" Auf diese Worte versetzte Vikramâditja: „Du meine theure Mutter! als ihr auf der Flucht begriffen waret, hat eine von euch ihn geboren und zurückgelassen, sagt er". Die Fürstin sprach: „Allerdings ist eines unserer Mädchen unterwegs niedergekommen und hat das Kind zurückgelassen; das könnte er vielleicht sein", worauf Vikramâditja sagte: „Wenn er es in der That ist, so möge bei seiner Mutter die Milch eintreten und ihr Knabe Schalû möge noch schöner werden!" Einen solchen Wunsch sprach er aus. Und die Milch zeigte sich wirklich bei seiner Mutter und Schalû ward schön.

Eines Tages sprach der Prinz Vikramâditja zu seiner Mutter: „Meine Mutter! lebe hier ruhig weiter; von meinem Schalû begleitet will ich in der Residenz, in welcher mein königlicher Vater herrschte, mich umsehen". „Mein Sohn Vikramâditja!" versetzte die Mutter, „die Entfernung ist gar weit, der bösen Menschen gibt es so viele; wie willst du, mein theurer, hingelangen?" Doch der Prinz Vikramâditja antwortete: „Mag auch die Entfernung weit sein, ich werde durch rüstiges Wandern schon hingelangen; wenn der Feinde auch viele sind,

ich werde sie zu überwinden trachten". Und so machte er sich auf den Weg in die heimatliche Residenz. Als er endlich angekommen war, erfuhr er, dass der König Galischa auf die Nachricht, dass König Gandharva gestorben sei und zahlreiche Unterthanen sich flüchteten, daselbst in der Absicht erschienen war, sich dort niederzulassen und sich in den Besitz der Residenz des Königs Gandharva zu setzen. Allein schon früher waren die Schimnus erschienen und hatten Besitz davon ergriffen. Die Schimnus kehrten zurück, liessen den König Galischa zwar eindringen, nahmen ihn aber dann gefangen und pflegten nun als Tributlieferung von ihm 100 Menschen mit einem Edelmann an der Spitze in Empfang zu nehmen. Als der Prinz Vikramâditja bei seiner Ankunft in ein Haus am äussersten Ende der Stadt eintrat, fand er daselbst ein altes Mütterchen, welches mit dem Antlitz nieder zur Erde gekehrt dalag; indem sie in einem fort sich das Gesicht zerkratzte, die Haare ausraufte und Staub und Asche kaute, hob sie der Prinz Vikramâditja auf und fragte sie: „Mütterchen! worüber grämst und kümmerst du dich so ausserordentlich?" Die Alte versetzte: „Ihr meine Jünglinge, wisst ihr es denn nicht? Ich hatte nur zwei Söhne. Unser König Galischa war hieher gekommen, um die Residenz des früheren Königs Namens Gandharva in Besitz zu nehmen; allein da er sich von den Schimnus beherrschen lässt, pflegt er diesen an einem Tage 100 Menschen mit einem Edelmann an der Spitze als Tribut zu überliefern. Einen meiner

Söhne habe ich bereits früher zum Tribut hingegeben; jetzt haben sie auch den einzigen mir noch übrig gebliebenen Sohn abgeholt, indem sie sagten, dass ich ihn hergeben müsse; desshalb werde ich nun einsam und allein in der Verbannung sterben müssen; das ist meine Klage!“ Auf diese Worte erwiederte der Prinz Vikramâditja: „Mütterchen, bewahre, dass du sterben solltest! Deinen Sohn werde ich dir zurückschicken und ich will an seiner Stelle mich aufspeisen lassen!“ „Ei bewahre, du mein muthiges Rösslein!“ sagte die Frau; „ich bin ein altes Mütterchen, mit dem es zu Ende ist; wenn du, mein lieber, das versuchen wolltest, so würde deine alte Mutter gleich mir sich unaufhörlich grämen“. Doch der Prinz Vikramâditja sprach: „Mütterchen, lass das gut sein! Wenn ich den Sohn dir nicht zurückzuschicken im Stande bin, so nimm du an Kindes Statt diesen meinen jüngern Bruder an, indem du ihn Sohn heissest“. Als er nun in die Behausung des Königs Galischa trat, hatte dieser eben die 100 Menschen mit dem Edelmann an der Spitze versammelt, welche sich in bitterem Kummer mit einander besprachen. Wie der König den Prinzen Vikramâditja erblickte, fragte er ihn, wem er gehöre? worauf Vikramâditja antwortete: „Ich bin der Sohn des Königs Gandharva; nach dem Tode meines Vaters bin ich aus Furcht vor den Schimnus geflohen; bloss von meinem jüngeren Bruder begleitet bin ich gekommen, um zu sehen, ob diese unsere Residenz sich wieder erholt hat?“ Darauf liess der König Galischa

sich also vernehmen: „Der Himmel möge dich davor bewahren, dass du früher gekommen wärest! Das sei ferne von dir! Da ich zuerst gekommen, bin ich in Noth und Elend gerathen, und so liegen wir nun darnieder, indem ich 100 Menschen mit einem Edelmann an der Spitze als Tribut überliefern muss!“ „Ich habe das“, versetzte der Prinz, „bei meiner Ankunft von einer alten Frau gehört; weil der Kummer der Alten so gross ist, so bin ich gekommen, um in eigener Person an die Stelle ihres Sohnes zu treten“. Der König Galischa sprach: „Du wirst nicht im Stande sein den Schimnus entgegenzutreten; es ist nichts anderes zu erwarten, als dass sie dich aufspeisen“. „Nun, ich bin erschienen“, erwiederte der Prinz, „um, wenn ich für einen Menschen mich aufspeisen lasse, bei meinen künftigen Wiedergeburten in einer höheren Stufe als der jetzigen geboren zu werden“. „Nun, so mag dieser gehen!“ sagte der König, und schickte den Sohn der Alten zurück. Als nun Vikramâditja mit den 100 Mann dem Anscheine nach lustig tanzend abzog, rief der König Galischa, der ihm nachschaute, voll Erstaunen aus: „In dem einen Falle könnte er unser Retter sein; wenn der aber nicht eintritt, dann dürfte er wohl als Zuwachs zu den uns tödtenden Dämonen erschienen sein; was nun aber auch geschehen mag, wir wollen alle den Tag über versammelt bleiben“.

Als der Prinz Vikramâditja unter dem Geleite der 100 Personen nun in die grosse Residenz eintrat, be-

fand sich daselbst ein prachtvoller Königspalast; im Innern desselben befand sich der von Löwen getragene Thron. Der Prinz stieg zu demselben empor und setzte sich darauf nieder. „Ach“, sprach er in Thränen ausbrechend, „wie war es doch ganz anders, so lange mein armer Vater glücklich herrschte! seitdem wir ihn aber in die höheren Regionen entschwinden sahen, wie müssen wir da die Eitelkeit dieser Welt erfahren! Ach diese armen!“ fuhr er unter Thränen fort, „was hätte man früher gedacht, wenn die Schimnus 100 Menschen verspeist hätten! Schimnus, dass ich deine Sippschaft nur nicht ausrotte!“ Nach dieser Drohung schickte er die 100 Menschen nach Hause zurück. Dem Könige aber liess er sagen: „Deine Schimnus werde ich bändigen; lass in meiner Nähe 400 Gefässe mit Branntwein aufstellen“. Wie der König Galischa das hörte, freute er sich und liess alles so, wie jener es verlangt, aufstellen. Als nun das Heer der Schimnus erschien, fielen sie mit hastiger Gier über die 400 Gefässe voll Branntwein her und tranken im Übermass; wie sie völlig betrunken zu Boden lagen, da tödtete sie der Prinz, indem er sie in Stücke zerhieb. Inzwischen war der König der Schimnus, als er diese Kunde vernahm, erschienen und warf sich mit gezogenem Schwerte auf Vikramâditja. Doch der Prinz sprach: „Halt, König der Schimnus! geniess doch zuerst von den hier bei mir aufgestellten Sachen; wenn du mit ihnen fertig wirst, so will ich dein Sklave werden; bewältigst du sie aber

nicht, so werde du mein Sklave". Der König der Schimnus verschlang alles, ward berauscht und fiel zu Boden. Da dachte der Prinz: „Der Ruhm, durch Tapferkeit ihn getödtet zu haben, dürfte höher sein, als der Ruhm, wenn es hiesse: ‚er hat ihn durch List getödtet'". Und so hielt sich Vikramâditja ruhig abwartend zurück. Als der König der Schimnus sich mittlerweile wieder erholt und zum Kampfe sich emporgerichtet hatte, da hieb ihn der Prinz in zwei Stücke; daraus wurden zwei Menschen, die mit ihm zu ringen begannen. Diese zerhieb er in vier Stücke, woraus vier Menschen wurden, die mit ihm den Kampf aufnahmen. Diese hieb er in acht Stücke entzwei; daraus wurden acht Menschen, die auf ihn losstürzten. Da verwandelte sich der Prinz in acht Löwen, welche ein fürchterliches Gebrüll erhoben und jene vollständig zerrissen. Während dessen stürzten Berge ein und wurden zu Ebenen, die Ebenen aber zertheilten sich und Wasser stürzte aus ihnen hervor, das ganze Volk des Königs Galischa fiel besinnungslos nieder. Doch nachdem er den König der Schimnus getödtet, veranstaltete er eine Räucherung, versetzte die Erde wieder in ihre ruhige Stellung und rief das Volk zur Besinnung zurück; auf diese Weise ward alles in Glück und Freude verwandelt. Das gesammte Volk mit dem König Galischa an der Spitze bezeigte dem Prinzen Vikramâditja seine Verehrung. In solcher Weise hat der hehre heldenmüthige König Vikramâditja das Glück und die Freude der Königin-Mutter und seines ganzen Volkes begründet.

„Wenn du ihm gleich bist“, sprach die Holzfigur, „dann setze dich auf den Thron; bist du es aber nicht, dann kannst du dich nicht darauf niederlassen“.

Von den Erzählungen der Holzfiguren das fünfte Capitel.

Als der König Ardschi-Bordschi abermals den Wunsch äusserte, sich auf den Thron setzen zu wollen, sprach eine Holzfigur: „Halt König! du kannst dich nicht darauf setzen. Ich will eine Begebenheit aus dem Leben des hehren heldenmüthigen Königs Vikramâditja erzählen“. Und damit erzählte sie folgende Geschichte.

Während König Vikramâditja sein ganzes Volk fortwährend beglückte, war ein anderer mächtiger König zum Nirvâṇa eingegangen. Weil kein Sprössling vorhanden war, um seinen Thron zu besteigen, so wählte man einen Jüngling aus dem Volke und setzte ihn als König ein. Weil nun aber, wenn einer einen Tag regiert hatte, derselbe jedesmal in der Nacht starb, so machte der hochheilige König Vikramâditja, als er den fortwährenden Kummer und das Leiden des zahlreichen Volkes erfuhr, von Schalü begleitet in Bettlergestalt sich auf den Weg, um dem Volke Rettung zu bringen. Als er bei seiner Ankunft in ein Haus eintrat, fand er einen Greis mit seiner betagten Frau, welche, für einen schönen Jüngling einen Thron zurecht machend und ihm alle

Ehre erweisend, voll Betrübniss dasassen. „Worüber seid ihr betrübt?“ fragte er sie. „Unser König“, antworteten sie, „ist verschieden; und da er ohne Nachkommen ist, und auch die edlen Jünglinge unseres Volkes bereits ausgegangen sind, so trifft unsern einzigen Sohn das Loos heute den Thron zu besteigen, und so wird er in der Nacht sterben müssen. Desswegen sind wir betrübt“. Vikramâditja sprach: „Da für uns zwei Bettler der Tod gleichgiltig ist, so wollen wir um deines Sohnes willen 24 Stunden lang König werden und dann sterben“. Da versetzte der Greis: „Wir können darüber nicht entscheiden; drei mit der Bestimmung der hiebei zu beobachtenden Reihenfolge beauftragte einsichtsvolle Minister haben darüber zu entscheiden. Ich will es zu ihrer Kenntniss bringen“. Darauf begab er sich zu den drei weisen Ministern, und als er ihnen den Vorschlag der beiden Bettler genau mittheilte, sprachen die Minister: „Wenn die Bettler sterben zu wollen erklären, wenn sie auch nur für einen Tag König gewesen, so haben sie ganz Recht; führe sie her“. Nachdem sie erschienen waren und man sie auf den Thron gesetzt hatte, machten die Minister dem zahlreichen Volke bei dessen Auseinandergehen folgendes bekannt: „Bisher haben wir gewöhnlich jeden Tag eines Königs Gebeine bestattet; weil wir morgen früh die Gebeine von zwei Königen werden bestatten müssen, so versammelt euch recht früh“. Damit gieng das Volk aus einander. Nachdem der König Vikramâditja den Thron bestiegen hatte

und die Sache sorgfältig prüfte und untersuchte, fand er, dass die Grosskönige von früher den Himmelsgöttern und den Herrschern der Erde und des Wassers sowie den acht Abtheilungen der Geister jede Nacht ein geheimnissvolles Opfer darzubringen pflegten; die folgenden Könige aber (weil sie die Opfer unterliessen), erkannte er, hatten diese Geister getödtet. Der hochheilige heldenmüthige König Vikramâditja setzte nun aus dem Schatze des Königs die unumgänglich nöthigen Opfer in Bereitschaft, rief die Geister zusammen und brachte ihnen die Gaben dar. Die Götter freuten sich ungemein, errichteten ein kostbares mongolisches Zelt, das sie ihm übergaben, und kehrten dann zurück. Als den andern Tag in der Frühe zahlreiches Volk mit Holz und Brennmaterialien, um die Gebeine des Königs zu bestatten, zusammen kam, waren die beiden natürlich nicht gestorben; die drei Minister an der Spitze und das hohe und niedere Volk beschenkte und belohnte der König mit dem Edelstein Dsching bis zur Genüge. Das gesammte Volk berief die Geistlichkeit, sprach öffentliche Segenswünsche aus und bezeigte dem Vikramâditja seine Verehrung, wobei es ihn den vom Schicksal bestimmten hochheiligen König nannte. Dann gieng alles aus einander.

Während nun der hochheilige König Vikramâditja glücklich hier herrschte, brachten ihm einst, da ein Minister in ungerechtem Vorgehen zahlreiche Unterthanen bedrückte, die anderen Minister eine Klage darüber vor.

Der König sprach: „Was soll man den ärmsten tödten? man jage ihn weit fort“. Nachdem man ihn in die weite Welt verstossen, pflegte dieser Minister an drei Festtagen eines jeden Monates in Beobachtung eines Gelübdes die Fasten zu halten. Einst, nachdem er Fasten gehalten, waren ihm die Lebensmittel ausgegangen und nirgends fand sich mehr etwas vor. Früher hatte er aus wenigen Überbleibseln von Brodkrümchen und Fett vier kleine Opferkerzen gebildet und, indem er aus einem Steine einen Altar bildete, sie auf demselben aufgestellt. Während er nun so dasass, war Mittag herangerückt. Ohne einen Imbiss zu sich zu nehmen, geht es nicht; da aber nichts vorhanden war geeignet zum Imbiss zu nehmen, so griff er nach einem Endchen der von ihm zum Zeitvertreib aus Teig angefertigten Opferkerzen, um es zu verzehren; ohne sich aber greifen zu lassen, verschwand dasselbe und verkroch sich hinter die andern Opferkerzen; und als er die andern Kerzchen greifen wollte, da dachte der Minister, weil sie sämmtlich Reissaus nahmen: „Zwar waren diese meine Gebilde zum Opfer bestimmt, allein da sie vor mir Reissaus nehmen, so will ich sie sämmtlich verzehren“. Wie er sie aber alle mit einander ergreifen wollte, da nahmen sie sämmtlich nebst dem steinernen Altar Reissaus und machten sich auf und davon. Indem der Minister hinter ihnen her stürzte, veranlasste er, dass sie in eine Felsenhöhle flüchteten; als er sie verfolgend in dieselbe Höhle eindringen wollte, da riefen zwei über dem Eingang der Höhle

stehende steinerne Widder, die ihn erblickten, also: „Da du dies schlimme Wahrzeichen hier siehst, so dring nicht ein. In dieser Grotte sitzt die Ḍâkinî Tegrijin Naran (Göttersonne) in tiefe Betrachtung versunken; wer sie zweimal zum Sprechen bringt, dem wird das Glück zu Theil sie heimzuführen. Wenn du etwa in der Absicht gekommen bist sie zum Sprechen zu bringen, so lass dir das ja nicht einfallen; obgleich schon die Söhne von 500 Königen nach einander erschienen sind, in der Absicht sie zum Sprechen zu bringen, so vermochten sie ihr dennoch keinen Laut zu entlocken, sondern sie schmachten dafür hier in diesem Felsengewölbe eingeschlossen".

Nach diesen Worten packten sie ihn mit den Hörnern und schleuderten ihn empor. Der Minister flog schwebend dahin und fiel gerade auf den Schooss des hochheiligen Königs Vikramâditja nieder. Da rief der König: „Ei, der strafwürdige Minister! warum bist du gekommen?" Als der Minister das, was er von Naran-Ḍâkinî wusste, umständlich erzählt hatte, sprach der König: „Ich und Schalû und die drei einsichtsvollen Minister, wir wollen alle fünf hingehen!" Sie machten sich auf den Weg, und angelangt hielt er sofort die zwei steinernen Widder fest und gab Schalû und den drei weisen Ministern folgenden Auftrag: „Ihr alle vier geht hinein und verwandelt euch in den Rosenkranz, den Altar, den Opferkrug und die Lampe der Naran-Ḍâkinî; ich werde nachkommen und eine

Geschichte aus alten Zeiten erzählen; ihr alle vier gebt dann meiner Erzählung eine ganz verkehrte Auslegung". Damit schickte er sie voraus. Alle vier verwandelten sich dem Befehle gemäss. Etwas später trat der König ein und liess sich also vernehmen: „Ich bin der Herr und König von Ǵambudvîpa; indem es hiess, dass dies hier Tegrijin Naran Ḍâkinî sei, bin ich hieher gekommen sie zu besuchen". Auf diese Worte gab Naran - Ḍâkinî keinen Laut von sich. Der König sprach abermals: „Aus Anlass dieser meiner Herkunft will ich eine Geschichte erzählen; oder, Naran-Ḍâkinî, erzähle du selbst eine Geschichte". Als Naran-Ḍâkinî auch hierauf keinen Laut von sich gab, sprach der Altar: „Dass von einem persönlichen Wesen wie Naran-Ḍâkinî ein Laut komme, das schickt sich nicht; dass von einem unpersönlichen Wesen, wie ich Altar bin, eine Antwort ausgehe, dazu bin ich eigentlich wohl nicht berufen; allein da der hehre König sich aufgemacht hat und hier erschienen ist, in der Absicht eine Geschichte zu erzählen, so wäre es ungeziemend, wenn keine Antwort erfolgte. So gerne nun ich Altar mich auch zum Erzählen erbieten möchte, so ist doch, weil Naran-Chatun Tag und Nacht auf mir ihre frommen Betrachtungen anstellt, mein Inneres stets ohne die nöthige Sammlung; König, erzähle daher du eine Geschichte". Bei diesen Worten warf Naran-Chatun einen Blick auf ihren Altar, blieb aber ruhig sitzen. Da erzählte der König folgende Geschichte:

Früh vor Zeiten pflegten vier Knaben aus vier Dörfern ihre Heerden zu hüten, wobei sie einen bestimmten Platz verabredet hatten. Einstmals hatte der eine von ihnen, der zuerst gekommen war, nachdem er seine Gefährten lange vergebens erwartet hatte, weil sie aber nicht erschienen waren, bei seinem Weggehen aus einem Stück Holz die Figur einer Frau gebildet, sie aufgestellt und sich dann entfernt. Als der zweite von ihnen kam, dachte er: „wenn sie mich sehen, will ich sie lachen machen!" und trug gelbe Farbe auf; dann gieng er ebenfalls weg. Als der dritte kam, blieb er lächelnd stehen, gab ihr noch die charakteristischen Zeichen, und entfernte sich gleichfalls. Endlich erschien der vierte, und nachdem er ihr Leben eingehaucht, ward sie eine schöne reizende Frau zum Heiraten. Indem nun alle vier sich um die Frau stritten, sagt der eine: „ich habe sie zu allererst aus Holz geformt". Der andere sagt: „ich habe die Farbe aufgetragen". Der dritte spricht: „ich habe die charakteristischen Zeichen hinzugefügt". Der vierte sagt: „ich habe sie beseelt". Da sie nun alle vier so mit einander stritten, fuhr der König fort, welchem von ihnen wird man sie geben müssen? Da versetzten Altar und Rosenkranz: „Naran-Chatun antwortet in der Regel nicht. Von unpersönlichen Gegenständen, wie wir zwei, Altar und Rosenkranz, sind, pflegt sonst auch keine Rede zu erfolgen; allein da der grossmächtige König erschienen ist und bei Erzählung einer Geschichte um die Meinung fragt, wie könnte man da

die Antwort schuldig bleiben? Weil mir jedoch davon, dass Naran-Chatun Tag und Nacht Gebete hersagt, der Kopf ganz schwindelig geworden ist, so bin ich, da mein Inneres beständig unaufgeklärt bleibt, nicht im Stande, das richtige zu unterscheiden; indess sollte doch wohl, scheint mir, derjenige, welcher zu allererst die Figur gemacht hat, sie zu erhalten berechtigt sein". Bei diesen Worten warf Naran-Chatun einen Blick auf ihren Altar und Rosenkranz und sprach also: „Ein persönliches Wesen wie ich fühlte nicht den Muth zu antworten, geschweige denn zwei unpersönliche Gegenstände, wie ihr seid; wenn ihr daher mit eurer so eben gegebenen Antwort das richtige nicht treffet, ist das ein Wunder? Derjenige", fuhr sie fort, „der die Figur zuerst gemacht hat, ist der Vater; der die Farbe aufgetragen, ist die Mutter; der die charakteristischen Zeichen hinzugefügt hat, ist der Lama; der ihr das Leben einhauchte, wie sollte der nicht ihr Mann sein?" Also hatte sie zur Antwort gegeben.

Darauf sprach der König: „Von einem persönlichen Wesen, der Naran-Chatun, ist eine Antwort erfolgt; von zwei unpersönlichen Gegenständen, dem Altar und Rosenkranz, ist eine Antwort erfolgt. Erzählet nun auch ihr eine Geschichte". Während Naran-Chatun, ohne irgend einen Laut von sich zu geben, ruhig dasass, sprach der Opferkrug: „Weil mein Inneres bestimmt ist mit Weihwasser angefüllt zu werden, und ich stets in Rauch gehüllt bin, so bin ich nicht im Stande zu

erzählen; erzähle daher du, o König, eine Geschichte". Naran-Chatun warf bei diesen Worten ihrem Opferkrug einen Blick zu und blieb ruhig sitzen. Da erzählte der König folgende Geschichte:

Einstmals zogen zwei Verheiratete, Mann und Frau, mit einander am Fusse einer Felswand vorüber. Von der Felswand herab liess sich eine wohlklingende, liebliche Stimme vernehmen; selbst die berittenen Rosse blieben stehen und hörten zu, geschweige denn die Menschen. Die Frau sich danach hinwendend dachte bei sich: „Einem Manne, der mit einer so lieblichen Stimme begabt ist, möchte ich angehören!" Während sie mit diesem Gedanken weiter gieng, kamen sie zu einem reichlich mit Wasser versehenen Brunnen. Da sprach die Frau zu ihrem Manne: „Hole mir doch von diesem Wasser, ich habe Durst". Der Mann machte Halt; indem er aber zum Wasser nicht hinabreichte und das Gleichgewicht zu behalten suchend sich über den Brunnen lehnte, fasste die Frau, die ebenfalls abgestiegen war, ihn an den beiden Füssen, stiess ihn in das Wasser und tödtete so ihren Mann. Als sie nun jene liebliche Stimme aufsuchte und sich danach umschaute, stellte es sich heraus, dass es die stöhnende Stimme eines am Rücken und Hals mit Wunden und Beulen bedeckten Mannes war, die, an der Felswand wiederhallend, sich so lieblich vernehmen liess. Die Frau war über diese Entdeckung sehr betroffen. „Weil ich", sprach sie, „als ich die Stimme eines solchen

Leidenden vernahm, meinen edlen Mann getödtet habe, so ist nun meine Begegnung mit diesem unglücklichen Manne die Wiedervergeltung dafür". Mit diesen Worten nahm sie den kranken Mann auf ihre Schultern, und indem sie sich mühsam mit ihm dahin schleppte, schrumpfte sie allmählich zusammen und magerte ab, bis sie zuletzt starb. Ist das ein gutes oder ein schlechtes Weib? fragte der König. Doch Naran-Chatun gab keinen Laut von sich. Die Lampe aber sprach: „Naran-Chatun hier lässt die Lampe Tag und Nacht ohne Unterlass brennen; weil ich dadurch ganz erschöpft und zusammengeschrumpft bin, so bleibe ich stets ohne die nöthige Sammlung, um in richtiger Unterscheidung zu sprechen. Indess, wenn ich berücksichtige, dass die Frau, nachdem sie ihren biedern Mann getödtet und dafür einen kranken Mann gefunden hat, diesen doch nicht unter dem Vorwande, er sei schlecht, im Stiche liess, so verdient sie als gutes Weib zu gelten". Nachdem Naran-Chatun bei diesen Worten ihrem Opferkrug und der Lampe einen Blick zugeworfen, liess sie sich also vernehmen: „Ich für meine Person gebe doch, nicht wahr? gewöhnlich keine Antwort, geschweige denn ihr vier unpersönlichen Gegenstände. Wenn ihr daher bei einer einmaligen Antwort das richtige nicht treffet, ist das ein Wunder? Was konntet ihr gutes finden an einer Frau, welche, als sie die an einer Felswand wiederhallende kunstvoll melodische Stimme vernahm, den ihr zu eigen gehörenden Mann tödtete, und, indem sie einen kranken dahinschleppte,

nach Erschöpfung ihrer Kräfte zusammenbrach? Ein solches schlechtgesinntes Weib dürfte eine Schimnus sein!"

Nachdem sie also sich hatte vernehmen lassen, sprach der König: „Naran-Chatun, als derjenige, welcher dich zweimal zum Sprechen gebracht hat, darf ich dich jetzt heimführen!" Mit diesen Worten nahm er Naran-Chatun in Empfang, und von Schalû und seinen drei weisen Ministern begleitet machte er, nachdem er die früher erwähnten im Felsengewölbe eingeschlossenen Söhne von 500 Königen befreit hatte, sich auf den Weg in sein Reich. Dort angelangt berief er sein Volk Tai-tsing zu einer Versammlung, begann sofort Glaube und Religion in hohen Ehren zu halten, machte hohe und niedere so glücklich, als man es sich nur vorstellen kann, und sass als der vom Schicksal bestimmte hochheilige König Vikramâditja mit seiner, Milde und Gnade übenden, Gemahlin Ḍâkinî fest auf diesem Thron.

„König Ardschi-Bordschi", schloss die Figur, „wenn du ein solcher Gesetz und Glaube gleichmässig hochhaltender König sein solltest, dann setze dich auf den Thron; bist du das aber nicht, dann lass es sein!" Und mit diesen Worten verwehrte sie es ihm.

Abschnitt aus der von einer Holzfigur erzählten elften Geschichte.

Der König Ardschi-Bordschi hatte 71 Gemahlinnen. Eine der vornehmsten unter diesen seinen Gemahlinnen forderte er auf, sich vor dem Throne zu verneigen und die Weihe zu empfangen. Als sie dem Throne nahe gekommen war, da rief eine Holzfigur: „O halt! berühre mit deinem Haupte den Thron nicht. Tsetsen Büdschiktschi, vormaleinst die Gemahlin des hochheiligen Königs Vikramâditja, pflegte nie abseits von ihrem Manne unrechten Gedanken nachzuhängen; wenn du eine solche Fürstin sein solltest, dann nahe dich und empfang die Weihe; wenn aber nicht, so lass es sein!“ Ausserdem aber erzählte sie noch dazu die Geschichte von den 71 Papagaien.

Früh vor Zeiten war einmal die Gemahlin eines Königs krank geworden und die Ärzte waren nicht im Stande sie zu heilen. Weil aber in Folge des Genusses eines Vogelhirnes nach und nach ihre Krankheit sich zum Bessern gewendet hatte, gedachte der Grosskönig von seinen Unterthanen Vogelgehirn als Abgabe zu erheben. Desshalb berief er einen Vogelsteller zu sich, und als dieser erschien, sprach er zu ihm: „Wenn du mir aus der hiesigen Umgegend 71 Vogelgehirne lieferst, so werde ich dich belohnen; vermagst du sie nicht auftreiben, so bestrafe ich dich“. Während der Mann nun in der äussersten Verlegenheit war, fiel ihm ein, dass auf einem Baume immer 71 Papagaien zu übernachten pflegten. „Auf demselben werde ich Netze ausstellen“, dachte er, und so stellte er denn auch in

der That auf dem Baume die Netze aus. Allein unter diesen Papagaien befand sich ein besonders kluger; dieser kluge Papagai sprach zu seinen Gefährten also: „Auf diesem Baume hat sich unser Feind niedergelassen; wir wollen auf einem Felsen übernachten“. Nachdem sie vier bis fünf Nächte hier zugebracht hatten, nahm der Mann seine Netze und stellte sie auf dem Felsen aus. Da sprach der kluge Papagai abermals zu seinen Gefährten: „Auf diesem Felsen hat sich wiederum ein Feind niedergelassen; wir wollen uns nach einem andern Platz wenden“. Darüber geriethen die Gefährten in Zorn und versetzten: „Wir sind von unserm ursprünglichen Baum, indem du sagtest, dass daselbst ein Feind sich eingeschlichen habe, auf diesen Felsen gezogen; jetzt sagst du abermals, auf dem Felsen sei ein Feind erschienen; wohin willst du denn gehen? Wenn man die Sache genauer betrachtet, so dürfte im Gegentheil der Feind es auf dich allein abgesehen haben“. Der kluge Papagai versetzte: „Wenn der Feind es auf mich absehen würde, so handelte es sich nur um ein einziges Wesen; allein es hat sich der Feind 71 Köpfen genaht, und so dürfte das Verderben über alle kommen. Wie könnte ich aber trotz meines bestimmten Wissens ganz allein mich davon machen? Auf diese Weise dürfte denn, scheinbar als hätten wir nichts gewusst, das Verderben über uns alle kommen“. Als sie nun ungeachtet dieser Warnung auf dem Felsen weiter übernachteten, blieben sie alle in den Netzen hangen, und während sie so da-

lagen, sprachen die andern klagend: „Für uns unverständige musst du, der verständige, nun mit büssen!“ Dabei aber fragten sie den klugen Papagai: „Da der Besitzer dieser Schlingen mit einem Stocke in der Hand daherkommt, sollte dir nicht noch ein Rettungsmittel einfallen?“ Der kluge Papagai sprach: „Was für ein anderes Mittel gäbe es für uns als zu entfliehen! Indess wollen wir alle, scheinbar als wären wir todt, uns auf den Rücken, kopfüber und auf die Seite legen. Denn er wird denken: ‚die lebenden muss ich tödten‘, und so könnte er uns alle todt schlagen; wozu sollte er aber die todten noch einmal todt schlagen? er wird uns ja doch wohl nur um unseres Fleisches willen tödten wollen. Nachdem wir einmal in die Hände des Mannes gefallen sind, dürfte es von Vortheil sein ruhig liegen zu bleiben. Betrachtet man diesen unsern Fels genauer, so ist der Zugang sehr eng; wenn er auch durch eine Felsspalte hindurchkriecht und herankommt, so hat er hier keinen Platz; und wenn er uns mit sich fortschleppen will, so wird er, weil er uns nicht erträgt, uns abzählen und wahrscheinlich sogar hinabwerfen; diejenigen von uns, die zuerst hinabgefallen, bleiben wie todt liegen; sobald er aber bei seinem Abzählen 71 gesagt, dann wollen wir alle der Reihe nach uns erheben und davonfliegen“. Auf diesen Rath legten sie sich ruhig hin. Als der Mann herankam und sie sah, sprach er: „O ihr schlimmen, listigen Papagaien, das dürfte euer Tod sein! ihr habt mir durch euer schlaues

Hin- und Herwandern ordentlich Kummer verursacht; ich will euch weich klopfen!“ Als er hinzutrat und sie auf dem Rücken und kopfüber liegend todt sah, rief er: „Sie sind ja todt! ich will sie sämmtlich, weil der Platz so eng ist, im Abzählen hinabwerfen und dann aufheben“. Und so warf er sie, indem er sie zählte, hinab; ganz zuletzt war noch der kluge Papagai allein übrig. Während er ihn losknüpfte und, schon 71 ausrufend, eben hinabwerfen wollte, fiel der Wetzstein, den er im Gürtel bei sich trug, mit Geräusch hinunter; die andern, in der Meinung, die Zahl 71 sei voll, flogen insgesammt auf und davon und der kluge Papagai blieb allein in den Händen des Mannes zurück. Da sprach der Vogelsteller: „Diese Papagaien haben es mit ihrer Schlauheit seit so langer Zeit bis heute getrieben; diesen allein noch übrig gebliebenen werd' ich mit nach Hause nehmen und tödten, indem ich ihn lebendig sieden und schmoren lasse“. Da sprach der kluge Papagai: „Wenn ich dich vormaleinst grausamer Weise getödtet haben sollte, dann dürfte dies in der That dein Wiedervergeltungs-Tod sein; hat aber eine Feindschaft nicht Statt gefunden, dann werde ich wohl meinerseits einmal an dir Rache nehmen. Während du, wenn du uns tödtetest, von deinem König eine Belohnung zu erhalten vermeintest, haben wir durch eine List unser Leben gerettet. Wenn du mich jetzt auch auf alle Arten tödten wolltest, so ist es doch besse[r] einmal diese in Sicherheit entkommenen 70 Pa[

nicht wiederkehren werden, mich an einen reichen Mann zu verkaufen; ich werde bis auf 100 Unzen Silber kommen; um 71 Unzen davon kaufe 71 Vögel und überreiche sie deinem König; wenn du mit den übrigen 29 Unzen dich, Kinder, Frau und deine Verwandten unterhältst, sollte das schlecht sein?" Der Mann hielt diese Bemerkungen für richtig, verkaufte den Papagai und erhielt 100 Unzen dafür.

Da der reiche Käufer des Papagai denselben zu jeglichem Dienste verwendete, und stets unzertrennlich von ihm seine Geschäfte besorgte, so sprach er einst zu seinem Papagai also: „Während ich auf eine Strecke von 71 Tagereisen mich entfernen sollte, muss ich, weil meine Frau leichtfertig ist und an ihre Geliebten mein Eigenthum verschwendet, beständig hier weilen, ohne mich nach auswärts begeben zu können. Wenn du, mein Bruder Papagai, diese deine Schwägerin zu bewachen im Stande wärest, dann möchte ich mich aufmachen, meine Geschäfte besorgen und ruhigen Herzens gehen und kommen". Auf diese Ansprache versetzte der Papagai: „Ich werde schon im Stande sein, sie bis zu deiner Zurückkunft zu bewachen". „O vortrefflich, mein Bruder!" sprach der reiche Mann, „dann ist mein Herz ganz ruhig".

Nach seiner Abreise erhob sich sofort die Frau, zog ihre Prachtgewänder an, und als sie mit den Worten: „bin ich doch endlich zu mir selbst gekommen!" eben ausgehen wollte, da kam der Papagai heran, ergriff sie

bei der Hand, und sprach gefasst: „Halt Muhme! für eine Frau schickt es sich in Abwesenheit ihres Mannes weit weniger auswärts Besuche zu machen, als vielmehr ihren Hausstand fleissig in Ordnung zu halten!“ „O du böser Papagai!“ rief die Frau, „sieh doch einer, wie er mich zurückhalten und meinen Vergnügungen Hindernisse in den Weg legen will!“ Der Papagai sagte: „Dein Mann hat mir aufgetragen, fleissig auf dich Acht zu geben; dich festzuhalten, dazu fehlt mir die Kraft; und wenn ich es dir verbieten wollte, so würdest du auf meine Worte nicht hören. Indessen möchte ich dir doch eine Geschichte erzählen. Willst du sie anhören?“ „Gut“, sprach die Frau, indem sie sich setzte, „so erzähle schnell deine Geschichte“. Da begann der Papagai:

Früh vor Zeiten lebte ein König mit Namen Tsoktu Ilagukssan, der eine Tochter Namens Naran Gerel („Sonnenschein“) hatte. Wer Naran ansah, dem wurden die Augen ausgestochen; dem Manne, der in das Wohnzimmer trat, schlug man beide Beine entzwei: so unerbittlich hart war der König mit seinem Machtgebot. Diese Tochter Naran sprach einst zu ihrem Vater: „Da ich weder Menschen noch Thiere zu sehen Gelegenheit habe, so wird mir die Zeit lang; am fünfzehnten des Monates hätte ich Lust auszugehen und mich etwas umzuschauen“. Der König war damit einverstanden. Er liess überallhin einen Befehl des Inhaltes verbreiten: alle Auslage-Gegenstände solle man öffentlich zur Schau

ausstellen, alles Vieh lasse man herein, die Männer und Frauen dagegen sollten Fenster und Thüren schliessen und nicht heraustreten; wenn einer heraustrete, den werde er mit strenger Strafe züchtigen.

Am fünfzehnten des Monates nun fuhr Naran in einem neuen Wagen sitzend, von zahlreichen Mädchen und Frauen rings umgeben, in der Stadt umher und betrachtete sich alle Waaren und Auslage-Gegenstände. Inzwischen hatte ein Minister Namens Ssaran („Mond") vom Söller aus, auf den er, in der Absicht die Königstochter zu schauen, emporgestiegen war, dieselbe mit Musse betrachtet. Diesen gewahrte Naran. Sofort streckte sie einen Finger in die Höhe und machte mit der andern Hand auswärts rings um denselben eine Kreisbewegung; darauf ballte sie die Hand zusammen und liess sie wieder frei; dann legte sie zwei Finger zusammen und deutete damit nach ihrem Hause hin. Ssaran stieg eiligst herab und gieng in seine Wohnung. „Nun", fragte ihn seine Frau, „hast du die Königstochter gesehen?" „Sie hat mir", erwiederte er, „böses gedroht; was soll ich anfangen?" „Wie hat sie dir denn gedroht?" fragte die Frau. Da machte er sie mit sämmtlichen Zeichen von Naran bekannt. Die Frau sprach: „Sie hat dir keineswegs gedroht; es dürften vielmehr Zeichen sein, darauf berechnet dich anzulocken. Das Emporstrecken des einen Fingers in die Höhe bedeutet, dass sich in der Nähe der Wohnung ein einzelner Baum befindet. Dass sie die Hand auswärts um den Finger einen Kreis machen

liess, damit dürfte eine Ringmauer gemeint sein. Dass sie die Hand zusammenballte und dann wieder frei liess, damit dürfte sie angedeutet haben: ‚komm in den Blumengarten'. Das Zusammenlegen der beiden Finger dürfte heissen: ‚mit dir möcht' ich eine Zusammenkunft haben'. Geh nur hin". Der Minister erwiederte: „Ist denn nicht das Verbot des Königs Tsoktu Ilagukssan so streng?" worauf die Frau sagte: „Wenn die Fürstentochter einladet, pflegt man da nicht zu gehen? Geh; nimm diesen Edelstein und mache dich auf den Weg; für einen Mann ist ein Edelstein von Nutzen". Mit diesen Worten schickte sie ihn hin.

Ssaran machte sich auf, begab sich in den Blumengarten und setzte sich an den Fuss des Baumes. Inzwischen war auch Naran herausgetreten, und die beiden überliessen sich den Freuden der Liebe und ruhten schlummernd bis Sonnenaufgang. Da erschien ein Beamter, der die Aufsicht über den Garten führte, mit hundert Bewaffneten, erkannte die Königstochter Naran und den Minister Ssaran, ergriff sie beide, führte sie ab und setzte sie ins Gefängniss. Bei diesem Anlass sprach die Königstochter: „Ich sollte eigentlich zu meinem Vater, dem Könige, gehen". Doch der Beamte, der sie verhaftet, versetzte: „Wie viele Menschen, die dieses Mädchen geschaut haben, sind nicht schon umgekommen! Jetzt ist Naran Gerel dem Tode nahe. Dem Verderben vieler Unterthanen setze ich auf diese Weise ein Ziel. Den Leuten, die dieses Mädchen ge-

schaut, musste man die Augen ausstechen; den Leuten, die ihr nahe gekommen, die Füsse entzwei schlagen!“ Und mit diesen Worten behielt er sie in Gewahrsam. Indessen fragte Naran Gerel den Ssaran, ob er irgend ein Rettungsmittel kenne; aber der Minister erwiederte, dass es keinen Ausweg gebe. „Wie hast du denn“, fragte sie weiter, „meine Zeichen erkannt?“ „Ich“, versetzte er, „habe sie nicht erkannt; meine Frau hat sie erkannt“. „Da muss wohl deine Frau sehr verständig sein“, sprach sie; „hat sie dir sonst etwas mitgegeben?“ „Nichts“, sagte er, „nur diesen Edelstein hier hat sie mir gegeben“. Naran nahm den Edelstein, und indem sie durch das Fenster des Gefängnisses schaute, rief sie: „Ihr Leute, die ihr uns bewacht, nehme einer von euch diesen Edelstein; für Menschen, die sterben sollen, ist ein Edelstein unnütz; sollte er nicht euch lebenden einmal dienlich sein? Wer ihn aber in Empfang nimmt, der gehe hin, klopfe dreimal an das Thor des Ministers Ssaran, umwandle dasselbe dreimal und komme dann zurück“. Ein Mann nahm den Edelstein und kam, nachdem er dreimal klopfend die Thüre des Ministers Ssaran umwandelt hatte, wieder zurück. Da Ssarans Gemahlin die Verhaftung ihres Mannes hieraus erkannt hatte, zog sie ihre verschiedenen Prachtgewänder an, setzte einen grossen schwarzen Hut auf, nahm ein kostbares Körbchen, in welches sie allerlei Früchte füllte, und schlenderte an den Thüren des die Verbrecher in Gewahrsam

haltenden Gefängnisshofes vorüber, bis sie zu der Thüre gelangte, wo ihr Mann eingeschlossen war. Da sprach sie zu dem wachehabenden Aufsichtsbeamten: „Da mein Mann heftig erkrankt ist, so lautet der Arzte Ausspruch dahin, dass es erspriesslich wäre, wenn ich unter diese Unglücklichen hier Speise austheilen würde; ich möchte desshalb hier eintreten und ihnen diese meine Speise reichen". Auf diese Worte versetzte der Aufsichtsbeamte: „Bei einem Weibe sind viele Reden unnöthig; tritt rasch ein und wenn du ausgetheilt, so komm wieder heraus". Nachdem die Frau eingetreten, setzte sie der Naran Gerel ihren eigenen Hut auf und liess sie auf diese Weise entkommen; sie selbst aber blieb bei ihrem Manne ruhig abwartend zurück.

Inzwischen war der König erschienen und als ihm auf seine Fragen der Beamte die von ihm vorgenommene Verhaftung der Naran Gerel und des Ministers Ssaran meldete, da gerieth der Grosskönig in Zorn, und das Schwert ziehend befahl er, die beiden auf der Stelle vor ihn zu führen. Man führte sie vor und als der König die beiden erblickte, rief er: „Wo ist Naran Gerel?" Die Frau sprach: „Wir beide wissen es nicht". „Warum seid ihr denn verhaftet worden?" fragte der König. Der Minister antwortete: „Meine Frau hier hatte Lust den königlichen Blumengarten zu besuchen; indem ich sie hinführte, um ihn ihr zu zeigen, haben wir die Nacht da zugebracht; einer anderen Schuld sind wir uns nicht bewusst". Der König sprach: „Wo auch

immer der Mann und die Frau die Nacht zugebracht haben, dafür sind sie nicht strafwürdig; wozu war es nöthig, sie desshalb gefangen zu setzen?" Damit überliess er den commandirenden Aufsichtsbeamten sammt den 100 Mann dem Minister Ssaran auf Gnade und Ungnade. Da wagte der Aufsichtsbeamte dem Könige folgende Vorstellung zu machen: „Bei der unlängst erfolgten Verhaftung war es in der That deine Tochter Naran; den Mann aber kenne ich nicht im geringsten. Es bleibt mir freilich nichts anderes übrig als der Tod; doch lass deine Tochter Naran zuvor einen Eid über Gerstenkörnern leisten, dann will ich sterben". Der König willigte ein und befahl seiner Tochter Naran den Eid über Gerstenkörnern zu schwören. Bei einer solchen Gelegenheit pflegt alles, was Gerstenkorn heisst, sobald ein Mensch schwört, der vorher böses gethan hat, auf eine falsche Aussage hin mächtig in die Höhe zu schiessen, bei einer wahren Aussage dagegen wächst sicherlich nichts. Naran sprach zu ihrem Vater: „Warum soll ich, deine einzige Tochter, schwören? Mag ich nun aber rein oder unrein sein, vor einer zahlreichen Menge will ich den Eid leisten". Der König gieng darauf ein und liess mittelst einer Kundmachung eine allgemeine Versammlung ausschreiben.

Als die Gemahlin des Ministers Ssaran dies erfahren, bestrich sie ihren Mann am ganzen Leibe mit schwarzer Farbe und, indem sie auf diese Weise ihn ganz schwarz aussehend machte, gab sie ihm folgende

Anweisung: „Zur Stunde wann die Königstochter Naran sich daran macht, bei der Führung ihres Processes vermittelst Gerstenkörner den Eid zu leisten, da suche, das eine Auge halb schliessend, auf einem Fuss hinkend, blindlings und blödsinnig lachend, eine Krücke bei dir führend, dich unter allerlei bösartigen Possen in der zahlreich versammelten Menge umherzutreiben; bei dieser Gelegenheit wird vielleicht die Königstochter Naran für sich irgend einen Ausweg finden; den königlichen Unterthanen suche ihr Essen wegzunehmen". Mit solchen Anweisungen entliess sie ihn. Als er nun diesen Vorschriften gemäss auftrat, sprach der König: „Entfernt doch dieses widrige, abscheuliche Wesen, das man nicht anschauen kann!" Während ihn nun die Minister, den Abscheu gegen ihn noch mehr erregend, zurückstiessen, erhob sich die Königstochter Naran und sprach zu ihrem Vater also: „Während ich unschuldig bin, hat mich dieser Aufsichtsbeamte verleumdet. Doch wäre es für eine als Jungfrau sich ausgebende Dirne, die über diesen Gerstenkörnern hier schwören soll, unschicklich, verstohlene Liebe gänzlich abzuschwören. Unter diesen Umständen will ich den Eid leisten, indem ich dabei auf irgend ein Mannsbild hinweise. Wollte ich nun auf einen schönen Mann hinweisen und bei ihm schwören, so würde ich neuerdings wieder mit diesem einen Scherz treiben. Ich bezeichne euch daher diesen bresthaften Menschen hier, bei ihm will ich schwören; sprecht nur eure Zustimmung dazu aus". Da riefen die sämmt-

lichen Minister: „Wie kann die Königstochter auf ein so hässliches, widriges Geschöpf hinweisen und bei ihm schwören?“ Doch Naran antwortete: „Bei dem hat's keine Gefahr; sollte ich denn mit dem wirklich in einem Liebesverhältniss gestanden haben? und was hat es auf sich, mit inhaltsleerem Munde ein Geständniss abzulegen?“ Dabei erhob sie sich und begann also: „Von klein an bis auf heute habe ich meines königlichen Vaters Namen nimmermehr befleckt; der einzige Mann, mit dem ich ein Liebesverhältniss gehabt, ist dieser krüppelhafte Mensch hier; mit einem andern Menschen ausser ihm habe ich nimmer männlichen Umgang gepflogen“. In solchen Worten leistete sie ihren Eid. Da sie ihrerseits die Wahrheit gesprochen, so erhoben sich die Körner auch nicht im geringsten. Alle Anwesenden mit dem König an der Spitze glaubten jetzt an die Unschuld der Königstochter Naran; den Aufsichtsbeamten liess der König hinrichten; den Minister Ssaran liess er straflos ausgehen.

„Diese Frau des Ministers Ssaran vermochte die Zukunft vorauszusehen“, sprach der Papagai am Schlusse seiner Erzählung. „Wenn du, Muhme, deinem Manne, gleich der Frau des Ministers Ssaran, treu sein solltest, so magst du zum Nachbar gehen; ist das aber nicht der Fall, dann dürfte es kaum angehen, den Nachbar zu besuchen“. Nach diesen Worten des Papagai gab die Frau ihren beabsichtigten Besuch beim Nachbar auf.

So hatte die Figur erzählt. „Wenn deine Gemahlin, o König Ardschi-Bordschi“, fuhr die Holzfigur fort, „von Tsetsen Büdschiktschi, der Gemahlin des erhabenen Königs Vikramâditja, ganz abgesehen, auch nur eine der Frau dieses Ministers gleiche Fürstin ist, so mag sie sich vor diesem Throne verneigen; wenn aber nicht, so geht es nicht an sich zu verneigen. Kehr' um!“ So sprach sie und wies sie zurück.

Von den Erzählungen einer Holzfigur das siebente Capitel.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . V—VIII
Einleitung . . . . IX—XVI

A. Mongolischer Text.

I. Siddhi-Kür . . . . 1—52

XIV. Erzählung . . . . 3—9
XV. Erzählung . . . . 10—14
XVII. Erzählung . . . . 14—19
XVIII. Erzählung . . . . 20—23
XIX. Erzählung . . . . 24—30
XX. Erzählung . . . . 31—35
XXI. Erzählung . . . . 35—40
XXII. Erzählung . . . . 40—45
XXIII. Erzählung . . . . 45—52

II. Ardschi-Bordschi Chân . . . . 53—100

V. Capitel . . . . 55—63
VI. Capitel . . . . 63—68
V. Capitel . . . . 68—81
XI. Capitel . . . . 81—89
VII. Capitel . . . . 90—100

B. Kritische Bemerkungen.

Seite

I. **Siddhi-Kûr** . . . . 103—113

II. **Ardschi-Bordschi Chân** . . . . 113—136

C. Deutsche Uebersetzung.

I. **Siddhi-Kûr** . . . . 139—196

XIV. Erzählung. Die Knotennase . . . . . 139—147

XV. Erzählung. Abaraschika, das vielbedeutende Wort . . . . 147—152

XVII. Erzählung. Der Vielfrass . . . . . . 152—159

XVIII. Erzählung. Die verrätherische Trompete . 159—163

XIX. Erzählung. Der arme Weber und die indische Königstochter . . . . . . 164—171

XX. Erzählung. Der Fuchs, der Löwe und das Rind . . . . 171—176

XXI. Erzählung. Das Plane schmiedende Bettelpaar. — Der kluge Hase . . 176—182

XXII. Erzählung. Der König mit den Eselsohren 182—187

XXIII. Erzählung. Der tanzende Goldfrosch und der singende Papagai. Die steinernen Stiefel. Der weisse Schlangensohn. Der Wünschelstab von Perlmutter. Die Frau in Hundehülle. Der Mann im Elsterbalg. Vier Königssöhne. — Siddhi-Kûr ist zur Ruhe gebracht und das Glück der Welt begründet . . . . 187—196

II. **Ardschi-Bordschi Chân** . . . . 197—253

Einleitung. Der Knabenkönig. Der veruntreute Edelstein. Die zwei gleichen Brüder. Vikramâditja's goldener Thron . . . . . 197—207

1. Vikramâditja's Geburt . . . . 207—213

Seite

2. Vikramâditja's Jugend. — Schalû das indische Wolfskind. — Vikramâditja der Besieger der Schimnus . . . . 213—229

3. Vikramâditja besteigt als Bettler den Thron. — Der Minister mit den Opferkerzen. — Vikramâditja und die schweigende Jungfrau . . . . . . 229—239

Die hölzerne Frau . . . . . . 235—236

Bestrafte Untreue . . . . . . 237—239

4. Vikramâditja's Gemahlin Tsetsen Büdschiktschi. — Der weise Papagai. — Der falsche Eid . . . 240—253

MONGOLISCHE MÄRCHEN.

DIE NEUN NACHTRAGS-ERZÄHLUNGEN

DES

SIDDHI-KÛR

UND DIE

GESCHICHTE DES ARDSCHI-BORDSCHI CHAN.

EINE FORTSETZUNG

ZU DEN

„KALMÜKISCHEN MÄRCHEN."

AUS DEM MONGOLISCHEN UEBERSETZT MIT EINLEITUNG UND ANMERKUNGEN

VON

PROF. Dr. BERNHARD JÜLG.

INNSBRUCK.

VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÆTS-BUCHHANDLUNG.

1868.

31793

ASTOR LIBRARY
APR 11 1895
NEW YORK

DRUCK DER WAGNER'SCHEN BUCHDRUCKEREI.

HERRN HOFRATH

PROFESSOR

DR. AUGUST SCHLEICHER

IN

JENA

ZUR FREUNDLICHEN ERINNERUNG

AN DIE

UNFREUNDLICHEN HERBSTTAGE IN TIROL

1868.

Vorwort.

Aus meinem gleichzeitig in demselben Verlag erschienenen grösseren Werke: „Mongolische Märchen-Sammlung. Die neun Märchen des Siddhi-Kûr nach der ausführlicheren Redaction und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chân. Mongolisch mit deutscher Übersetzung und kritischen Anmerkungen. 8° (XVI, 256 S.). Innsbruck 1868“ wird hier einem grösseren Publicum und dem Kreise derjenigen, welche sich mit Sagen- und Märchenforschung abgeben, ohne gerade an der sprachlichen Seite Antheil zu nehmen, die deutsche Übersetzung in besonderem Abdrucke geboten. Es bildet die hier gebotene Sammlung zum Theil einen Nachtrag zu den von mir 1866 herausgegebenen Märchen des Siddhi-Kûr (Kalmükische Märchen. Die Märchen des Siddhi-Kûr oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. Aus

dem Kalmükischen übersetzt. Leipzig 1866. F. A. Brockhaus), zum Theil enthält sie einen weiteren Sagen-Cyclus, die sog. „Geschichte des Ardschi-Bordschi Chân“, aus welcher ich die hier S. 111—118 sich findende Episode: „der falsche Eid“ als Probe mongolisch und deutsch bereits 1867 herausgegeben habe. Das Nähere wolle man aus der nachfolgenden Einleitung ersehen, und ebenso erlaube ich mir im allgemeinen auf das im Vorwort zu den „Kalmükischen Märchen“ Gesagte zu verweisen.

Herzlichen Dank sage ich allen denen, welche der „Kalmükischen Märchen“ sowie der Episode aus Ardschi-Bordschi in ihren Anzeigen so wohlwollend gedacht haben, den Herren Benfey, Comparetti, von der Gabelentz, Ang. de Gubernatis, Kuhn, Schott u. a.; insbesondere aber gebührt dieser Dank im vollsten Masse dem genauesten Kenner aller Märchen, Erzählungen, Sagen, Sitten und Sprüche, dem unermüdlichen, unübertroffenen Forscher auf diesem Gebiete, Felix Liebrecht in Lüttich, der durch seine gehaltvollen Anzeigen und Nachweise des Ähnlichen in andern Sagenkreisen (s. namentlich Heidelberger Jahrbücher 1866. No. 55. S. 865—873. No. 59. S. 934—937) die werthvollsten Beiträge zum bessern Verständniss unserer Erzählungen geliefert hat.

Zum leichteren Verständniss einzelner Stellen sind auf S. 120—130 die unentbehrlichsten Erläuterungen beigefügt worden.

Die Vergleichung des in beiden Sammlungen niedergelegten Sagenstoffes mit andern Märchenkreisen glaubte ich, einige gelegentliche Hinweisungen in den Anmerkungen abgerechnet, auch diesmal bewährteren Forschern auf diesem Gebiete überlassen zu müssen.

Bei der Übersetzung habe ich, nach den gleichen Grundsätzen wie beim Siddhi-Kûr (grössere Ausgabe S. XIV, „Kalm. Märchen" S. VI), mich möglichst eng an das Original angeschlossen und das ursprüngliche Colorit, so weit es mit dem Genius der deutschen Sprache vereinbar schien, beizubehalten gesucht. Die Mühe, eine lesbare und doch treue Übersetzung herzustellen, ist, wie die Kenner wissen, wahrlich keine geringe. Vieles muss man auch so zu sagen zwischen den Zeilen lesen und oft ist man genöthigt dem Verständnisse durch Combination nachzuhelfen; auch mit der Logik darf man es nicht immer so genau nehmen. Es ist auch diesmal eine unverhältnissmässige Zeit aufgewendet worden, um die ungelenke und spröde Masse der Urschrift nur einigermassen geschmeidig und für uns geniessbar zu machen. Die wohlwollenden früheren Beurtheilungen nach dieser

Seite hin haben mich sehr beruhigt. Wie weit ich aber vom erstrebten Ziele noch entfernt bin, fühle ich nur zu sehr.

So möge denn auch diese Sammlung der Erzeugnisse indischen Geistes, die in den hochasiatischen Steppen eine so merkwürdige Umbildung erfahren, dass man sie oft kaum wiederzuerkennen vermag, eine freundliche Aufnahme finden!

Vivite felices, memores et vivite nostri,
Sive erimus, seu nos fata fuisse volent.

Innsbruck am 20. August 1868.

Bernh. Jülg.

Einleitung.

In der Einleitung zu meiner Ausgabe des Siddhi-Kûr S. IXf. ist der verschiedenen mongolischen Märchensammlungen, die mit dem Buddhismus aus Indien zu den Mongolen gekommen sind, in Kürze gedacht worden. Es sind das die in Indien bekannten Sammlungen Vetâlapank̆avinçatî, Çukasaptati und Vikramak̆aritra. Die nähere Untersuchung darüber verdanken wir Th. Benfey und A. v. Schiefner im Bulletin der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, historisch-philologische Classe, 1858. XV. 1—25. 63—74 (oder = Mélanges Asiatiques 1858. III. 170—203. 204—218), und besonders dann Th. Benfey in seinem Pantschatantra. Die Vetâlapank̆avinçatî hat Benfey in den mongolischen „Erzählungen des Siddhi-Kûr“, und das Vikramak̆aritra v. Schiefner in der mongolischen „Geschichte des Ardschi-Bordschi Chân“ wiedergefunden. Die dritte indische Sammlung, „Çukasaptati“ (70 Erzählungen eines Papagai), ist noch nicht als selbständiges Werk bei den Mongolen nachgewiesen, aber eine Erzählung daraus ist in die zweite Sammlung, die Geschichte des Ardschi-Bordschi, eingeflochten, woraus

*

man sieht, dass auch die Çukasaptati den Mongolen nicht unbekannt war. Die Erzählungen des Siddhi-Kûr sind in einer kürzeren Redaction von 13, und in einer ausführlicheren von 23 Sagen vorhanden (s. Siddhi-Kûr S. X und XVI). Die 13 Erzählungen wurden schon früher durch die Bergmann'sche Übersetzung bekannt; der Originaltext derselben in westmongolischer oder kalmükischer Mundart erschien zuerst lithographirt von Golstunski (St. Petersburg 1864), dann mit deutscher Übersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch dazu von mir (Leipzig 1866), und daraus die deutsche Übersetzung in besonderem Abdruck u. d. T.: Kalmükische Märchen. Die Märchen des Siddhi-Kûr oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. (Leipzig 1866). Die aus der Çukasaptati entnommene oder mit dem Rahmen derselben in Verbindung gebrachte und im Ardschi-Bordschi sich findende Erzählung (in der vorliegenden Ausgabe S. 111—119) ist von mir, nur mit Weglassung der Rahmen-Einfassung, als Probe eines ersten mongolischen Druckes in Deutschland mit Übersetzung nebst einem Seitenstück dazu, dem Gottesgericht in Gottfrieds von Strassburg Tristan und Isolde, besonders herausgegeben worden (Innsbruck 1867). Nebenbei sei noch erwähnt, dass nun endlich auch die Bearbeitung der indischen Vetâlapankavinçatî, wie sie von Somadeva seinem grossen Werke einverleibt wurde, in Brockhaus' trefflicher Ausgabe vorliegt (Kathâ Sarit

Sâgara. Buch IX—XVIII. Leipzig 1866); sie ist in Buch XII. Cap. 75—99. S. 288—393 enthalten. Auch eine Hindi-Bearbeitung ist uns neulich durch H. Österley's Übersetzung von 9 Erzählungen sammt der Rahmen-Einfassung zugänglicher geworden (Baital Pachisi oder die 25 Erzählungen eines Todtengespenstes. „Ausland" 1867. No. 5—9).

Nachdem Benfey den Mongolen in der Verbreitung des indischen Sagenstoffes eine so namhafte Rolle zugewiesen hat, darf es gewiss als zeitgemäss angesehen werden, alles, was von diesen mongolischen Vermittlungsquellen uns zugänglich ist, in authentischer Fassung kennen zu lernen. Während ich nun in der Ausgabe des kalmükischen Siddhi-Kûr die gewöhnliche Recension von 13 Erzählungen gegeben habe, blieben dagegen die 9 Erzählungen, die sich noch in der ausführlicheren Redaction neben den 13 andern befinden, im Rückstande. Sie sind bis jetzt nur in einer einzigen mongolischen Handschrift enthalten, welche der Bibliothek des Asiatischen Museums der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg angehört (s. das nähere in der grösseren Ausgabe S. 103—105). Diese mongolische Siddhi-Kûr-Handschrift enthält die gewöhnlichen, bisher bekannten 13 Erzählungen, wie sie meine kalmükische Ausgabe bietet, und dann noch neun weitere, nämlich die 14. und 15. und die 17.—23. Erzählung; die 16. dagegen fehlt in der Handschrift; im ganzen umfasst sie also 22 oder mit Einschluss der

Rahmen-Erzählung 23. Rechnet man, unter Berücksichtigung des offenbar zufälligen Fehlens der 16. Erzählung, die Rahmen-Einfassung, nämlich die Einleitung und den Schluss, als 2 Erzählungen, so wäre allerdings die Zahl 25, was ja eben Vetâlapankavinçatî besagt, voll. Den Text dieser Handschrift sammt Übersetzung und kritischen Anmerkungen bietet meine grössere Ausgabe, aus welcher die hier vorliegende Übersetzung besonders abgedruckt ist. Sie beginnt daher mit der XIV. Erzählung. Zum Verständniss des Zusammenhanges muss natürlich die Kenntniss der 13 voraufgegangenen Erzählungen, oder doch wenigstens die Rahmen-Erzählung dazu („Kalmükische Märchen" S. 1—5; man beachte auch das daselbst S. VI am Schluss Gesagte) vorausgesetzt werden.

Das ist der eine Theil dieser mongolischen Märchensammlung. Hieran habe ich eine zweite einem andern Sagenkreise entstammende Sammlung angereiht, die sog. Geschichte des Ardschi-Bordschi Chân. Diese gehört in den Kreis des Vikramakaritra („Abenteuer des Vikramâditja") oder der Sinhâsana-dvâtrinçati („die 32 Erzählungen vom Throne des Vikramâditja"). Es sind das Sagen und Märchen, die sich an den Thron des gefeierten Königs Vikramâditja knüpfen, der in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt und dem die noch jetzt bei den Indern gebräuchliche sog. Samvat-Âra zugeschrieben wird, die das Jahr 56—57 vor Chr. Geb. zu ihrem Ausgangspunkt nimmt (s. Lassen, Indische

Alterthumskunde II. 49f., 398, 759—762, 800—811). Diesem Thron Vikramâditja's wird göttlicher Ursprung zugeschrieben; die Sage lässt denselben durch den König Bhoġa von Mâlava (5. Jahrh. n. Chr.) wieder aufgefunden werden (Lassen II. 806f. u. Anm.). An diesen König Bhoġa knüpft die mongolische Benennung an; aus râġâ Bhoġa haben sich die Mongolen ihr Ardschi-Bordschi mundgerecht gemacht. Von indischen Bearbeitungen des Vikramak̀aritra ist noch wenig bekannt (s. Benfey Pantschat. I. 22f.). Neuerdings hat Emil Schlagintweit im „Globus" 1866. Bd. IX. S. 240—242 und S. 273—276 („die Märchen über den Thron des Königs Vikramâditya von Malva") Auszüge aus einer Sanskrit- und hindustanischen Recension veröffentlicht und dabei auch die mongolische Fassung unter Benutzung derselben Handschrift, die auch mir zu Gebote stand und die ebenfalls dem Asiatischen Museum der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gehört, berücksichtigt. Ausserdem standen mir noch zwei andere Handschriften zur Verfügung. Der nach diesen Handschriften unter Mittheilung des vollständigen kritischen Apparates constituirte Text sammt Übersetzung bildet den zweiten Bestandtheil meiner grösseren Ausgabe, aus welcher die hier vorliegende Übersetzung der Geschichte des Ardschi-Bordschi Chân besonders abgedruckt ist.

Diese hier gebotene Geschichte des Ardschi-Bordschi Chân ist offenbar nur ein Auszug aus einer vollständigeren Sammlung, die freilich von den ursprünglichen 32 Er-

zählungen auf ein bedeutend kleineres Mass beschränkt worden sein muss (s. die grössere Ausgabe S. XIIf.).

Es gibt allerdings noch eine mongolische Sammlung, die in der That 32 Erzählungen enthält — also buchstäblich Sinhâsana-dvâtrinçati — und diesem Kreise angehört, sie führt aber den Titel „Geschichte von Gasna-Chân“ (der Name lautet auch gasana, kisana, kisna, und kann noch anders gelesen werden). Ein handschriftliches Exemplar dieser umfangreichen Sammlung (122 Blätter des grössten Formats) besitzt Hr. von der Gabelentz aus dem Nachlasse M. A. Castrén's. Es sind 32 Doppelerzählungen mit einer Einleitung und einem Epilog. Die Rahmen-Erzählung ist der Einkleidung und Motivirung nach ganz dieselbe, wie bei Ardschi-Bordschi, dem Inhalte nach freilich völlig verschieden. Der die Stelle des Ardschi-Bordschi vertretende König heisst Gasna-Chân; der Thron und die Holzfiguren spielen dieselbe Rolle. Gasna-Chân lässt bei dem Versuche den Thron zu besteigen durch einen Abgesandten jedesmal eine schöne Handlung von sich erzählen, vermittelst welcher er seine Ansprüche auf den Thron begründen zu können glaubt, worauf dann jedesmal eine der Holzfiguren eine Erzählung aus dem Leben Vikramâditja's folgen lässt, welche die andere überbietet. So ergeben sich, da es 32 Holzfiguren sind, 32 Doppelerzählungen. Doch hat keine dieser 64 Erzählungen auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einer der im Ardschi-Bordschi vorkommenden. Freilich sind unter diesen 64 Erzäh-

lungen kaum ein Paar, deren Inhalt ein allgemeineres Interesse erregen oder für uns geniessbar gemacht werden könnte. Unser vorliegender Auszug dagegen, das wird jedermann anerkennen, bietet gewiss eine sehr gelungene unterhaltende Auswahl. Und was der Sammlung Ardschi-Bordschi jedenfalls noch ein besonderes Interesse verleiht, ist, auch abgesehen von diesem allgemein anziehenden Inhalt, die Anknüpfung an die Çukasaptati, die sich in der letzten Erzählung von den 71 Papagaien so unabweislich darbietet.

Seit der Herausgabe meines Siddhi-Kür ist noch als opus postumum Galsang Gombojew's, von v. Schiefner herausgegeben, erschienen eine russische Übersetzung des ganzen Siddhi-Kür (Шидди-Куръ, собранiе Монгольскихъ сказокъ. - Переводъ съ Монгольскаго на русскiй языкъ Ламы Галсана Гомбоева. 8⁰ (102 стр.). (Abdruck aus Этнографическiй Сборникъ росс. географ. общ. 1865). Die ersten 13 Erzählungen sind nach einer mongolischen Handschrift der gewöhnlichen Recension übersetzt, die Nachtragserzählungen aber natürlich nach derselben Handschrift, deren Text ich gegeben. Schon früher hatte Galsang Gombojew eine Übersetzung des Ardschi-Bordschi geliefert ebenfalls nach der von mir benutzten Handschrift in dem St. Petersburger Journal „Общезанимательный Вѣстникъ" 1858, No. 1, welche auch besonders abgedruckt ist (Арджи-Бурджи. - Монгольская повѣсть, переведенная съ Монгольскаго Ламою Галсанъ-Гомбоевымъ. 4⁰ (19 стр.). С. Петерб. 1858). Beide Übersetzungen

sind aber sehr häufig eine blosse Paraphrase; ganze Satzglieder sind eingefügt, von denen im Original keine Spur; anderes hinwiederum ist unübersetzt geblieben. Treuer und richtiger ist jedenfalls der Siddhi-Kûr denn der Ardschi-Bordschi. Eine treue Wiedergabe von Galsang Gombojew's russischer Übersetzung des Ardschi-Bordschi ist Benfey's deutsche Übertragung derselben im „Ausland“ 1858, No. 34. 35. 36. Eine nur oberflächliche Vergleichung mit meiner Übersetzung wird den Unterschied sofort erkennen lassen.

Zwei Märchen des Siddhi-Kûr, das 14. und 17., nebst einem Bruchstück aus dem 21., hat auch v. Schiefner im Revalschen Almanach für 1860 (S. 37—46) nicht so sehr übersetzt, als vielmehr deutsch nacherzählt.

Siddhi-Kûr.

XIV. Erzählung.

Die Knotennase.

Ohne Aufenthalt gelangte der Chân auf den ihm vom Meister Nâgârguna gewiesenen Weg, und indem er es bezüglich der Art und Weise sich auf dem Wege zu benehmen wieder wie bisher machte, gelangte er an Ort und Stelle, nahm den Siddhi-Kûr auf den Rücken und wandelte mit ihm dahin. Weil der Tag lang war, so empfanden sie Langeweile. Auf die Aufforderung Siddhi-Kûr's, eine schöne Geschichte zu erzählen, erwiederte der Chân nichts. Siddhi-Kûr sprach: „Wenn du erzählen willst, so gib ein Zeichen; willst du dagegen zu mir sagen: ‚erzähle du', so gib mir das durch eine auf mich weisende Rückbewegung mit dem Hinterhaupte zu verstehen". Und als der auf gutem und glücklichem Wandel begriffene Chân das Hinterhaupt rückwärts bewegend auf Siddhi-Kûr hingedeutet hatte, erzählte dieser folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten in einer Stadt im Westen Indiens zwei Brüder. Da der ältere Bruder ohne Ver-

mögen war, so wurde er von den Leuten nicht beachtet; mit dem Verkaufe von Kräutern und Holz suchte er sein Leben zu fristen. Während der jüngere Bruder reich war, gewährte er doch seinem ältern Bruder keine Unterstützung. Einstmals als der jüngere Bruder alle Leute um sich versammelte und ein grosses Freudenfest veranstaltete, lud er seinen ältern Bruder nicht ein und brachte ihn so um seinen Antheil am Gastmahle. Da sprach die Frau des ältern Bruders: „Ach mein lieber Mann, es wäre besser, wenn du stürbest; abgesehen davon, dass du beständig ohne Unterstützung bleibst, bist du auch jetzt wieder um deinen Antheil am Feste gekommen.“ „Diese deine Bemerkung“, versetzte der Mann, „ist richtig; ich will denn auch sterben“. Mit diesen Worten ergriff er Beil und Strick und entfernte sich. Viele Berge durchstreifend gelangte er endlich an den Saum eines dichten Waldes. An einem daselbst befindlichen Flusse gab es eine Fülle von Löwen, Tigern und zahlreichen andern derartigen reissenden Thieren. Indem er dem Ursprung des Flusses nachgieng, bemerkte er auf einmal in der Nähe einer grossen Felswand. wie unter den Tönen einer rauschenden Musik eine Anzahl rüstiger Ḍâkinîs, die Lüfte erfüllend, herabstiegen und sich niederliessen. Aus der Mitte der Schaar flog eine beflügelte Ḍâkinî empor und holte aus einer Felsenwölbung einen Sack herab. In Gegenwart aller öffnete sie denselben, zog daraus einen eisernen Hammer hervor, und sobald sie mit demselben auf den Sack zu schlagen be-

gann, bewirkte sie, dass verschiedene Gegenstände, Speisen, Gewänder, kurz alles was man nur wünschte, aus dessen Innerem zum Vorschein kam. Nachdem die zahlreiche Versammlung ein Mahl veranstaltet hatte, entlockte man abermals dem Sacke Gold, Silber und dergleichen verschiedenartige Kostbarkeiten, Diademe, flatternde Seidenbänder und dergleichen. Die Ḍâkinîs schmückten sich damit, und nachdem sie Tänze und dergleichen Unterhaltungen in manchfaltiger Weise aufgeführt hatten, verschwanden sie in den Lüften. Die erwähnte Ḍâkinî flog mit dem Sacke empor, legte ihn gerade an der frühern Stelle des Felsens nieder und entschwand dann unter dem Rauschen harmonischer Töne gleichfalls in die Lüfte.

Als der Mann an die Stelle kam, wo die Ḍâkinîs versammelt gewesen waren, war daselbst durchaus nichts zu finden. Er hatte aber nicht so bald den auf dem Fels befindlichen Sack bemerkt, als er mehrere Bäume fällte, sich daraus eine Leiter machte, auf der Leiter emporkletterte und den Sack herabholte. Er nahm sofort den im Sack befindlichen Hammer heraus und begann damit loszuklopfen, wobei er dachte: „Möchte doch jegliche Speise, die ich mir nur wünsche, zum Vorschein kommen!“ Als die gewünschten Speisen aller Art zum Vorschein kamen, ass er sich an denselben vollkommen satt, und kehrte dann, Sack und Hammer mit sich nach Hause nehmend, zurück.

Seine Frau hatte ihn schon so gut wie todt geglaubt. „Weine doch um meinetwillen nicht“, sprach

er, „ich habe auch etwas mitgebracht, uns beiden das Leben zu fristen.“ Mit diesen Worten gab er seiner Frau den Sack in die Hand. Diese öffnete ihn, sah hinein und zog daraus allerlei Habseligkeiten und Speisen hervor, so viel sie nur wünschte. In der Folge gaben sie ihren Holz- und Kräuterhandel auf und lebten glücklich und zufrieden.

Die Leute aber steckten die Köpfe zusammen und sprachen zu einander: „Kraft welches Umstandes ist dieser auf einmal so reich und vermögend geworden?“ Die Frau des jüngeren Bruders äusserte sich dahin: „Sicherlich ist dein älterer Bruder dadurch, dass er aus unserem Schatze gestohlen hat, so reich geworden.“ Der Mann fand das wahrscheinlich und rief seinen ältern Bruder zu sich, wobei er ihn fragte: „Wer hat dir solchen Reichthum gegeben? woher hast du ihn bekommen?“ und fügte noch weiter hinzu: „Von meinen Schätzen hast du gestohlen; wenn du sie mir nicht zurückgibst, so werde ich dich beim König anzeigen; er wird dir die Augen ausstechen lassen.“ Darauf entgegnete der ältere Bruder: „Als ich an einen fernen, deinem Auge nicht sichtbaren Ort gieng in der Absicht zu sterben, habe ich an einem Felshügel diesen Sack und Hammer hier gefunden.“ Dabei erzählte er ihm ausführlich den seitherigen Verlauf der Sache. „Wo ist diese von dir besuchte Stelle?“ fragte der jüngere Bruder, „zeige sie mir“. Und kaum hatte er ihm die Stelle bezeichnet und angegeben, als der jüngere Bruder nach dem Bei-

spiele des älteren Beil und Strick mit sich nehmend nach dieser Richtung sich in den Wald begab. Da gewahrte er, dass neben dieser Felswand acht Reihen von Geistern versammelt waren und unablässig laut zusammen heulten. Mit einem Male war er nicht mehr im Stande sich zu verbergen, und während er sich hin und her wendete, ergriffen ihn die acht Geisterreihen. „Das ist sicherlich der Mensch“, riefen sie, „der unsern Sack gestohlen; wir wollen ihn tödten“. So verabredeten sie unter einander in ihrer Erbitterung. Da sprach einer der Dämonen aus ihrer Mitte also: „Was sollen wir ihn tödten? wir wollen lieber seinem Körper ein schlimmes Zeichen aufdrücken und ihm ein solches Aussehen geben, dass er sich nicht in die Nähe der Menschen wagt“. Alle waren mit seinem Vorschlag einverstanden. „Wir wollen“, sagten sie unter einander, „dem Manne die Nase lang ziehen und ihm daran neun Knoten knüpfen und anlegen“. Da knüpften ihm acht Dämonen acht Knoten in die Nase. Ein einzelner Dämon mit langen Haaren rief: „Knüpfe ihm einer für meinen Antheil noch einen Knoten“, und so knüpften sie neun Knoten und legten sie ihm an, worauf die acht Reihen der Dämonen spurlos verschwanden.

Seine Nase schleppend kam der Mann spät in der Nacht nach Hause. Als seine Frau die Nase erblickte, lief sie vor Schreck eiligst davon. „Flieh nicht vor mir,“ rief er, „ich bin doch wahrlich derselbe Mensch wie früher; mir ist, als ich mich in der Sache umsehen

wollte, ein solches Unglück begegnet! Eine Zeit lang will ich mein Leben noch erhalten, hernach will ich sterben". Und da die Leute sich von allen Seiten erkundigten, rief er stets nur: „O weh, was ist aus mir geworden!"

Zu der Zeit wohnte in seiner Nähe in einer Felsengrotte ein Lama, der sich dem beschaulichen Leben hingegeben hatte. „Diesen will ich rufen lassen", dachte er bei sich, „und wenn er erschienen, will ich den Segen von ihm empfangen und dann sterben". Er liess den Lama rufen. Dieser erschien. Als jener beim Empfang des Segens so dasass, ohne seine Nase zu erheben, sprach der Lama zu ihm: „Was ist dir begegnet? zeig' es mir doch". Allein der Mann erwiederte: „Es ist unmöglich es zu zeigen; wenn ich von dir den Segen gehört, dann will ich sterben". „Es verschlägt ja nichts, zeige doch", sagte der Lama. Als nun der Mann seine Nase zeigte, da lief der Lama vor Schreck davon. Doch rief er ihn wieder zurück, überreichte ihm reichliche Gaben und erzählte ihm ausführlich die ganze bisherige Geschichte. Auf die Frage, ob der Lama wohl ein Mittel habe, die Knoten seiner Nase zu lösen, antwortete dieser: „Ich weiss keines; ich will in den Schriften nachsehen; doch dürfte sich eine Angabe über die Ausführung eines solchen barmherzigen Werkes in den Büchern schwerlich finden. Dein Tod wäre aber eine Sünde". „Bis morgen", versetzte jener, „will ich mich an deinen Befehl halten; findet sich aber dann kein Mittel, wie sollte ich da nicht sterben?"

Als der Lama wieder kam, sprach er seine Meinung dahin aus: „Mit dem von deinem ältern Bruder gebrachten Sacke und Hammer wird man diese Nasenknoten lösen können; ein anderes Mittel sie zu lösen gibt es nicht; in meinen Büchern findet sich nicht das geringste darüber". Sofort schickte er seine Frau zu seinem ältern Bruder und liess ihm sagen, dass er mit dem von ihm gefundenen Sack und Hammer kommen möge. Allein der ältere Bruder dachte: „Er will mir offenbar diesen meinen Sack und Hammer entreissen". Da gab ihm jener das Versprechen, ihm die Sachen nicht wegzunehmen. Den Hammer in seinen Gürtel steckend begab er sich nun zu ihm. Er sprach zu seinem jüngeren Bruder: „Was für ein Unglück ist dir begegnet?" Der jüngere Bruder sagte: „Sieh, so schlimm und jammervoll ist es mir ergangen! Ich will dir an Schätzen, so viel nur dein Begehr ist, geben, doch löse mir diese Knoten, indem du mit deinem Hammer meine Nase berührst. Wenn du mich von diesem Leiden befreist, so sollst du von meinem Land und meinem Vermögen die Hälfte erhalten". Der ältere Bruder sprach: „Wenn das dein Ernst ist, so versprich es mir mit Brief und Siegel". Als jener darauf das schriftliche Versprechen gegeben, dass, wenn er die neun Knoten sämmtlich löse, er von dem Vermögen und Grund und Boden die Hälfte erhalten solle, und der ältere Bruder dieses schriftlich in seiner Hand hatte, begann er seinen Hammer zu schwingen und um die Nase zu fahren mit dem Aus-

rufe: „Mögen die Knoten der acht Geisterreihen sich lösen!“ Und so oft er ein Mal ausholte, war auch jedes Mal ein Knoten gelöst. Als zuletzt nur noch ein Knoten übrig war, dachte die Frau des jüngeren Bruders: „Mich dauert unser Hab und Gut und das Land; die Knoten zu lösen ist offenbar leicht“, und rief desshalb: „Den einen Knoten brauchst du nicht zu lösen, halt ein!“ Der ältere Bruder entgegnete hierauf: „Ihr haltet nicht Schrift und Siegel“, und eilte, sein Beil zu sich nehmend, davon, indem er bei sich dachte: „Wenn ich diesen einen Knoten nicht löse, so ist die Sache noch lange nicht in Ordnung“. Die Frau lief ihrem Schwager nach, und während der ältere Bruder eben zu seiner Thüre eintreten wollte, entriss sie ihm den im Gürtel steckenden Hammer und eilte damit nach Hause. „Sie hat mir den Hammer entrissen“, rief der ältere Bruder und stürzte der Frau nach; doch während er sie noch verfolgte, war sie bereits in ihre Wohnung eingetreten. Indem sie nun unter dem Ausrufe: „Möge der Knoten der acht Geisterabtheilungen sich lösen!“ den Hammer nach dem früheren Beispiele schwenkte, schlug das Weib, da sie den Massstab nicht kannte, ihrem Manne die Stirne entzwei, und da ihm das Gehirn heraustrat, so musste er sterben. Die bisherigen Ländereien, die Teiche, die übrigen Habseligkeiten, die Frau, kurz alles nahm der ältere Bruder in Besitz.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der auf gutem und glücklichem Wandel begriffene Chân: „Diese beiden

Brüder hat offenbar die Frau gegen einander aufgestiftet!“ Und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen“, und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ wand er sich los.

XV. Erzählung.

Abaraschika, das vielbedeutende Wort.

Indem er abermals in der früheren Weise mit seiner Last auf dem Rücken dahin wanderte, erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte:

Früh vor Zeiten lebte im Westen Indiens ein König, der einen gar klugen Sohn hatte. Diesen Prinzen sandte er mit dem Sohne eines Ministers, mit der Bestimmung jegliches Wissen von Grund aus zu lernen und recht weise zu werden, in das Diamantenreich Mittelindiens, wobei er jedem von beiden ein halb Mass Gold mit auf den Weg gab. Nach ihrer Ankunft im Diamantenreich überreichten sie zweien Lamas jeder sein besonderes Geschenk und blieben zwölf Jahre lang bei ihnen in der Lehre. Da machte der Sohn des Ministers dem Königssohn den Vorschlag, jetzt in die Heimat zurückzukehren. Und nachdem jeder von ihnen es seinem Lehrer gemeldet, gaben die Lamas ihre Zustimmung

dazu. Auf dem Heimwege, der eine weite Strecke betrug, konnten sie kein Wasser finden. Während sie dem Tode nahe so dalagen, liess eine Krähe den Ruf „ikerek“ ertönen. Kaum hatten sie das vernommen, als der Königssohn sagte: „Jetzt wollen wir weiter gehen, es wird sich Wasser finden“. Doch der Ministersohn sagte: „Wie sollte sich Wasser für uns finden?“ „Jetzt, da ich den Ruf einer Krähe gehört“, sprach der Königssohn, „verspreche ich Rettung; wenn wir uns von hier in südlicher Richtung wenden, so wird sicherlich dort in der Entfernung von 500 Schritten ein gutes, frisches, wohlschmeckendes, reines, vortreffliches Wasser sich finden. Kaum dass wir es gesehen, werden wir uns wieder erholen“. Darauf giengen die beiden eine Strecke von 500 Schritten weiter, wo sie in der That Quellwasser fanden. Beide tranken von diesem Wasser, löschten ihren Durst und nahmen davon auch noch auf den Weg mit. Unterwegs dachte der Sohn des Ministers bei sich: „Der König hat uns beiden den Unterhalt gleichmässig gewährt; dieser ist nun so klug und weise geworden, ich aber habe nicht den Umfang seines Wissens erreicht“. Auf diese Weise fasste er böse Absichten gegen den Königssohn. Desshalb sprach er zu ihm: „Des Nachts wollen wir beide auf einen Berg steigen und dort übernachten; wenn wir die Nacht auf der Ebene zubrächten, könnten wir leicht von Dieben geplündert werden“. Damit entführte er ihn in den Wald auf einen Berg und tödtete ihn dort; der Königssohn rief nur noch das eine

Wort aus: „abaraschika“. Darauf kehrte der Sohn des Ministers in seine Heimat zurück, und als er bereits nahe war, kam ihm der König sammt den Ministern zur Begrüssung entgegen. Da der Königssohn nicht mit erschien, so war die erste Frage: „Wo ist der Königssohn hin?“ „Der Königssohn“, erwiederte er, „ist gestorben“. Der König rief in heftigem herbem Schmerze: „Ach ihr, viele Hunderte zählenden, Städte! ach du meine Herrschermacht! wie seid ihr nun verwaist!“ Unter diesen beständigen Klagen und in bitterer Wehmuth kehrte er in seine Residenz zurück. Er dachte bei sich: „Mein Sohn ist gestorben; sollte er nicht vielleicht irgendwie seinen letzten Willen kund gegeben haben?“ Er befragte darüber den Sohn des Ministers. Dieser sprach: „Da ihn eine heftige rasche Krankheit befallen, so hat er nicht eben viel gesprochen; als er sein Leben aushauchte, rief er bloss: „abaraschika“. Der König meinte, diesem Worte müsse doch wohl irgend ein Sinn zu Grunde liegen. Desshalb berief er aus dem ganzen grossen Reiche alle auf Berechnungen sich verstehenden Gelehrten, die Zauberer, Wahrsager, Ärzte insgesammt und legte ihnen die Frage vor, was es für einen Sinn habe, wenn man „abaraschika“ sage? Doch insgesammt wussten sie es nicht. Da sprach der König: „Das Wort des meinem Herzen theuern Sohnes habt ihr nicht zu deuten vermocht; nun, innerhalb sieben Tagen sehet alle eure Schriften durch, suchet die Deutung und saget sie mir alsdann; wenn ihr euch irret und sie

mir nicht richtig angebt, so lasse ich euch sämmtlich in ein Burgverliess einsperren und hinrichten". Man schloss tausend Gelehrte in ein Gebäude zusammen; doch hatten sie während sechs Tagen nichts herausgebracht. „Morgen müssen wir sicherlich sterben" hiess es allgemein. Die einen flehten zu den Himmelsgöttern, die andern weinten, indem sie ihrer Eltern und Verwandten gedachten.

Inzwischen hatte sich aus ihrer Mitte einer davongeschlichen, ein niederer Geistlicher, und die Flucht ergriffen. Er verbarg sich am Fuss eines im Walde stehenden Baumes. Während er so dasass, fieng auf einmal vom Gipfel des Baumes ein kleiner Junge zu weinen an. Der Vater desselben rief: „Weine nicht, mein Sohn! morgen wird der König dieses Landes tausend Menschen hinrichten lassen; wenn wir das Fleisch derselben nicht verzehren, wer wird es verzehren?" Abermals nach einer Weile rief der Junge weinend: „Ich habe Hunger!" Da tröstete ihn die Mutter mit den Worten: „Weine nicht, mein Sohn! morgen wird der König dieses Landes tausend Menschen hinrichten lassen; wer anders als wir wird ihr Fleisch und Blut verzehren?" Auf die Frage des Jungen: „Warum lässt er denn die tausend Menschen hinrichten?" antwortete der Vater: „Weil sie die Bedeutung des Wortes ‚abaraschika' nicht wissen, desshalb lässt er sie hinrichten". „Welches ist denn seine Bedeutung?" fragte der Junge. „Die Bedeutung desselben", versetzte der Vater, „ist leicht. Es heisst:

,Dieser mein Busenfreund hat mich in einen dichten Wald geführt; während er mir dort Verwundungen beibrachte, trat er mir zugleich mit den Füssen auf den Hals, und mich hauend hat er mir mit einem scharfen Schwerte den Hals abgeschnitten'".

Kaum hatte der niedere Geistliche diese Worte vernommen, so eilte er über Hals und Kopf nach dem Gebäude zurück und als er bei Tagesanbruch das Thor erreichte, gab er sofort das Zeichen mit der Trommel. Die Pförtner fragten: „Wer bist du?" „Ich bin", sprach er, „ein College der Gelehrten, lasst mich nur ein zu ihnen". Sie führten ihn zu seinen innen befindlichen Gefährten. „Ängstigt euch nicht", sprach er zu seinen Gefährten, „ich werde die Bedeutung des Wortes erklären". Als sie darauf der König alle um sich versammelte und die Frage nach der Bedeutung des Wortes an sie richtete, erzählten sie den bisherigen Verlauf der Sache. Ohne dem Sohn des Ministers hievon auch nur das geringste zuvor zu erwähnen, sprach der König plötzlich zu ihm: „Zeige mir die Gebeine meines Sohnes". Da nahm der König des Sohnes Gebeine und errichtete ihm einen Grabhügel; den Sohn des Ministers liess er hinrichten, den Vater desselben aber, den Minister, entsetzte er seines Amtes, und hundert gelehrte Geistliche zeichnete er mit hohen Ehren aus.

Bei diesen Worten der Erzählung sprach der in Wohlstand und Glück wandelnde Chân: „Schade, dass dieser in den fünf Zweigen des Wissens gebildete Königs-

sohn getödtet ward!“ Und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

XVII. Erzählung.

Der Vielfrass.

Abermals verfuhr er in der Art und Weise den Weg zu wandeln wie bisher; an Ort und Stelle gelangt, lud er sich den Siddhi-Kûr auf den Rücken und zog mit ihm dahin. Da der Tag lang war, so wurde ihnen die Zeit lang. Auf Siddhi-Kûr's Aufforderung an den Chân, eine schöne Geschichte zu erzählen, antwortete dieser nichts. Da sagte Siddhi-Kûr: „Wenn du erzählen willst, so gib ein Zeichen; willst du dagegen zu mir sagen: ‚erzähle du‘, so gib mir das durch eine auf mich weisende Rückbewegung mit dem Hinterhaupt zu verstehen“. Und nachdem der in Wohlstand und Glück wandelnde Chân das Hinterhaupt rückwärts bewegend auf Siddhi-Kûr hingedeutet, so machte es dieser wie früher das erste Mal. Desshalb musste der Chân abermals in den kühlen Todtenhain, um den Siddhi-Kûr zu holen. Dort angelangt nahm er ihn auf den Rücken und während sie des Weges zogen, erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte.

Wieder einmal früh vor Zeiten lebten in einer Stadt Nordindiens mit Namen Tabun Minggan (die 5000 zählende) ein Greis mit seiner Frau, die kinderlos waren. Sie besassen keine andere Habe als bloss neun Kühe. Da der Alte ein Liebhaber von Fleisch war, so pflegte er alle Kälber, sobald sie zur Welt gekommen waren, zu schlachten und zu verzehren; die Alte aber pflegte sich nur von der aus der Milch geschlagenen Butter zu nähren. Einmal dachte der Alte bei sich: „Ich will von den neun Kühen eine schlachten und das Fleisch verzehren. Zwischen der Zahl acht und neun, was ist da für ein Unterschied? Wenn es die andern Leute bemerkt haben, wird es heissen: ‚acht bis neun Kühe‘; was ist das für ein Unterschied?“ Und so schlachtete er eine von seinen Kühen und verzehrte sie. Als er mit dem Verzehren des Fleisches derselben zu Ende war, schlachtete er abermals eine seiner Kühe. „Sieben oder acht, was macht das wohl für einen Unterschied?“ sagte er, schlachtete eine und verzehrte sie. Abermals dachte er: „Zwischen sechs und sieben, was ist da für ein Unterschied?“ Und so schlachtete er ausser einer Kuh die übrigen ohne Ausnahme und verzehrte sie. Da nur noch eine einzige von ihren Kühen übrig war, so konnte es die Alte nicht mehr länger aushalten; wo sie nur immer hingieng, da führte sie ihre Kuh mit sich. Einstmals aber, da der Alte betrunken sich schlafen gelegt hatte, gieng die Alte aus, um Wasser zu holen, bei welcher Gelegenheit sie die Kuh zu Hause zurück-

liess. Kaum war sie fortgegangen, so stund der Alte auf und schlachtete die Kuh. Als die Alte mit dem Wasser zurückkam und sah, dass ihre Kuh geschlachtet sei, so brach sie in Weinen aus und versank in bittern Kummer. „Womit“, sprach sie, „soll ich auf dieser Welt mein Leben fristen? eine einzige Kuh war mir noch übrig geblieben, und die hast du geschlachtet und aufgezehrt!“ Während sie bei diesen Worten hastig davon lief, schnitt der Alte von der Kuh seiner Frau noch ein Euter ab und warf es vor sie hin. Die Alte hob das Euter auf, begab sich in ihrem Kummer in eine Einöde und gelangte dort zu einer Felsenhöhle. Hier wendete sie sich in aufrichtigem Gebete an die drei kostbaren Kleinodien und an die Beherrscher des Himmels und der Erde und flehte zu ihnen also: „Jetzt hast du, mein Alter, mich um das letzte gebracht, was mir zum Unterhalt auf dieser Welt noch übrig geblieben. Gewähret nun ihr, ihr drei kostbaren Kleinodien an der Spitze, und du, Himmel und Erde, im Vereine mit einander mir gnädig das erforderliche Mass an lebenfristendem Unterhalt!“ Dabei schlug sie mit dem Kuheuter an den Fels, allein sie war nicht mehr im Stand, das Euter abzunehmen. Wie sie daran melkte, strömte Milch heraus; indem sie, diese Milch rührend, Butter zu gewinnen suchte, kam in der That Butter in reichlicher Menge zum Vorschein.

Einstmals dachte die Frau: „Mein Alter könnte vielleicht Hungers sterben“ und machte sich mit einem

Schlauch Butter auf den Weg. Sie stieg auf das Dach der Wohnung und als sie durch ein oben befindliches Loch hinab blickte, da sass eben der Alte damit beschäftigt, Asche mit einem hölzernen Löffel zu schöpfen und sie in seine Schale zu thun, wobei er die Worte sprach: „Das esse ich heute, und das esse ich morgen“. Da warf sie ihren Butterschlauch von der Decke der Hütte hinab und eilte rasch von dannen. Der Alte aber dachte: „Wer beschert mir diese Gabe, der Himmel oder die Erde?“ Nach einiger Zeit kam ihm der Gedanke: „Gewiss hat meine liebreiche Alte, indem sie dachte, dass ihr Alter hätte Hungers sterben können, mich damit überrascht! Wenn heute Nacht Schnee gefallen, will ich ihren Spuren nachgehen“. Und als in der That in dieser Nacht Schnee gefallen war, gieng er auch sofort den Spuren nach. Er gelangte zu der Felsenhöhle und fand daselbst von der Frau aufgehäufte Butter in reichlicher Menge. Als er das am Felsen haftende Euter gewahrte, schnitt er es unwillkürlich mit dem Messer ab und verzehrte es. Die Alte, hierüber aufgebracht, lief ihm eiligst davon, er aber lud sich sofort die Butter der Frau auf den Rücken und trug sie nach Hause.

Die Frau war, nachdem sie flüchtig geworden, an einen ausgedehnten unzugänglichen quellreichen Wiesengrund gelangt, wo ein Rudel Hirschkühe weidete. Obgleich die Alte an die Hirschkühe herantrat, so ergriffen diese doch nicht die Flucht; und wiewohl sie sie an Nase und Mund anfasste, wurden sie doch nicht scheu. Dess-

halb machte sie sich daran die Hindinnen zu melken, und gewann daraus Butter in reichlicher Menge. Nach einiger Zeit nahm die Alte einen Schlauch Butter und gieng damit abermals zu ihrem Mann. Als sie in gleicher Weise wie früher zusah, und ihn abermals damit beschäftigt fand, die Asche in Portionen für morgen und übermorgen mit dem Löffel einzutheilen, da warf sie ihm durch den Rauchfang der Hütte ihren Schlauch mit Butter zu und eilte rasch davon. Da aber in dieser Nacht Schnee gefallen war, so war er auf den Spuren folgend ihr nachgegangen und gelangte zur Melkstätte der Hirschkühe. Kaum war er angelangt, als er sein Messer hervorzog und den Hindinnen den Garaus machte. Abermals floh die Alte in heftige Klagen ausbrechend auf und davon und gelangte auf einer grossen sonnigen Berghalde in eine Felskluft, in welcher sie Häute und Fleisch fand, woran sie sich sättigte, so gut es eben für sie angieng. Da sie daselbst keine Stelle finden konnte, um sich heimlich zu bergen, so kroch sie in das Heu, das in der Höhle ausgebreitet war, und lagerte sich darin. Diese Felskluft war eine Höhle, wo alle wilden Thiere sich versammelten. So erschienen denn auch in dieser Nacht Löwe, Tiger, Bär und alle dergleichen reissenden Thiere dort zur Versammlung. Der Wächter der Höhle war aber ein Hase. Nach dem Abendessen, da der Hase nichts davon ahnte, dass die Alte sich eingeschlichen, als bereits alle versammelt waren, knisterte das Heu in der Nähe des Hasen. Da sprach

er zum Tiger: „Mein theurer, was war das wohl hier?“ „Hast du denn nicht“, erwiederte der Tiger, „das Haus gehütet? morgen bei Licht wollen wir die Sache aufklären und untersuchen“. Als es hell geworden, wühlten sie im Heu umher und hielten Nachforschung. Und wie sie da die Alte im Heu entdeckten, gerieth der Tiger in Zorn und verschlang die Alte mit Haut und Haaren. Da sprach der Hase: „Wenn du die Alte nicht verschlungen hättest, so hätte sie die Wächterin unserer Höhle werden können. Was für einen Vortheil hast du davon, sie verschlungen zu haben?“ Der Tiger fand diese Bemerkung des Hasen richtig und würgte die Alte wieder heraus. Weil sie noch lebendig zum Vorschein kam, so bestellten sie die Alte als Wächterin, wobei sie ihr einschärften, über die Felsenhöhle strenge Aufsicht zu führen, und wer auch immer komme, niemanden einzulassen.

In der Folge machte sich die Alte wieder einmal bei einer Gelegenheit auf und gieng in derselben Weise wie früher zu ihrem Mann, indem sie für ihn einen Wildschlägel mitnahm. Als sie vom Dache der Hütte hinab sah, war der Alte auch diesmal wie früher damit beschäftigt, die Asche mit dem Löffel einzutheilen. Die Alte warf die Keule durch den Rauchfang hinab und eilte wieder von dannen. Da rief der Alte: „Wer sollte diese Gabe hieher spenden, der Himmel oder die Erde? Gewiss hat meine liebreiche Alte sie mir beschert“. Da in dieser Nacht Schnee gefallen war, so folgte er wieder

den Spuren der Alten und gelangte zur Wildhöhle. Die Alte aber sprach grollend zu ihrem Manne: „Warum bist du hieher gekommen? Hier ist ja der Sammelplatz der reissenden Thiere; sie werden uns alle beide sicherlich auffressen". „Wenn sie dich nicht aufgefressen haben", versetzte der Alte, „warum sollten sie da mich auffressen?" Mit diesen Worten trat er ihr entgegen. Sie versteckte den Alten ins Heu. Als nun in der Nacht die wilden Thiere wieder daselbst zusammen gekommen waren und sich lagerten, sagte auf einmal der Hase zum Tiger: „Mein theurer! in unserer Behausung muss irgend etwas liegen, sieh doch einmal zu". Abermals versetzte dieser: „Was auch immer hier sein mag, wir wollen morgen früh zusehen". Als es sich nun neuerdings regte, wiederholte der Hase dasselbe wie zuvor. Wiederum sagte der Tiger: „Bei Tagesanbruch wollen wir die Sache aufklären und untersuchen". Als sie in der Frühe, nachdem es hell geworden, zusahen, fand sich natürlich der Alte. Man zog ihn hervor und die Versammlung der Thiere erkannte zu Recht: „Wenn noch mehr Menschen ausser ihm kommen, so werden sie uns nur Nachtheil bringen". In Folge dieses Urtheilsspruches zerfleischten sie beide, den Alten und die Alte, und zerstreuten sich dann, ein jedes nach seinem Lieblingsplatz.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân: „Weil dieser Mann unsere Freundin gänzlich dem Elend preisgegeben hatte,

so haben die wilden Thiere zuletzt die Alte zerfleischt!“ und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

XVIII. Erzählung.

Die verrätherische Trompete.

Darauf gelangte er wieder in der früheren Weise an Ort und Stelle, um Siddhi-Kûr zu holen, lud ihn sich auf den Rücken und während der Wanderung ward folgende Geschichte erzählt.

Im Süden Indiens lebte ein reicher Mann, der einen sehr einfältigen Sohn hatte. Nach dem Tode seiner beiden Eltern gelangte dieser junge Mann in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und heiratete ein treffliches Weib. Weil er nun ohne allen Umgang lebte und sehr beschränkten Verstandes war, kam er gar nicht nach aussen, band nie seinen Gürtel um, kurz er verliess zu keiner Zeit sein Haus. Da waren einmal bei einer Gelegenheit aus irgend einer Gegend her zahlreiche Kaufleute dahin gekommen, mit welchen die Frau einen Handel abschloss. Nachdem diese Kaufleute abgezogen waren, legte die Frau an jener Stelle das Gefieder eines Greifs

nieder. Darauf sprach sie zum Manne: „Zwar verstehst du nicht zu handeln; warum aber sollte, wenn du geschäftig aus- und eingiengest. sich nicht etwas erwerben lassen? ist ja der zu erwerbende Gewinn für den Mann ein offenes Feld! Womit sollen wir, wenn das vom Vater überkommene Vermögen erschöpft ist, unser Leben fristen? Geh hinaus und wende dich nach jener Stelle, wo die Kaufleute gewesen“. Als der Mann diesen Worten gemäss ausgegangen war, fand er die zwei Flügel des Greifs und nahm sie in grosser Freude mit sich nach Hause. „Deine Worte“, sprach er zu seiner Frau, „sind wahr gewesen; sieh, ich habe das mitgebracht! Von morgen an will ich auf den Handel ausgehen; gib mir nur den nöthigen Vorrath auf den Weg mit“. Die Frau dachte bei sich: „Auch ohne zu bitten, wäre ihm das gewährt worden“, gab ihm die nöthigen Lebensmittel, lud ihm auf einen Esel Reis auf und mit der Anweisung den Reis zu verkaufen machte sie ihn reisefertig. Des andern Tages in der Frühe sattelte er den Esel und ritt davon. Er erreichte den Strand eines grossen Meeres und gelangte dort zu einer steilen Felswand, welche einer Räuberbande zum Aufenthalte diente. Während er in der hintern Ecke einer Felsenhöhle für seinen Esel einen Platz fand, kletterte er selbst auf ein Felsstück am Eingang der Höhle empor und setzte sich da nieder, seine Mahlzeit zu verzehren. Während er so dasass, kam eine Schaar Kaufleute. Am Eingang der Felsengrotte stappelten sie ihre Waaren auf, in einem Winkel am

Ende derselben lagerten sich die Kaufleute selbst, ihre Trompete aber legten sie aus Furcht vor den Räubern über dem Eingang der Felsenhöhle nieder. Weil nun der einfältige Mensch, als er seine Mahlzeit verzehrte, sich gewaltig angegessen hatte, und gegenüber seinem Hintern, der einen Wind fahren liess, gerade die Öffnung der Trompete zu liegen gekommen war, so gab die Trompete einen mächtigen Schall von sich. Die Kaufleute, in dem festen Glauben, die ganze Räuberbande sei angekommen, liessen ihre Waaren im Stich und machten sich in hastiger Flucht auf und davon. Als er des Morgens in der Frühe sich erhob und nirgends auch nur einen Menschen erblickte, lud er sämmtliche zurückgelassene Waaren auf und kehrte damit nach Hause zurück. Alle Leute betrachteten ihn mit Staunen und sprachen unter einander: „Ist der doch reich und mächtig geworden! indem er so viele Feinde besiegt, hat er eine reichliche Beute davon getragen!" Doch seine Frau dachte: „So viel wegzunehmen, dazu hätte er die Kraft nicht im geringsten; wahrscheinlich ist er durch irgend eine Windbeutelei dazu gekommen; durch eine List will ich es schon herausbringen". Während sie noch so bei sich dachte, sprach der Mann: „Ich will jetzt auf die Jagd gehen", worauf die Frau sagte: „Wenn du gehen willst, so gerath nur nicht in die Gesellschaft böser Menschen". „Für mich", versetzte er, „dürfte nicht leicht jemand unüberwindlich sein!" Die Frau sprach: „Bei weitem stärker als du ist der Held Sürja-Bagatur; mit ihm

nimmst du es nicht auf; der wird dich erschlagen". Doch mit den Worten: „Vor dem habe ich keine Angst!" setzte er sich auf ein vortreffliches Pferd und ritt davon. Seine Frau bestieg inzwischen ein treffliches Ross, zog Mannskleider an, gürtete sich ein Schwert um, und ohne sich ihrem Manne zu zeigen, kam sie auf einem Umwège ihm zuvor. Kaum hatte er sie nach einiger Zeit auf einer grossen Ebene erblickt, so ergriff er, ohne seine Frau zu erkennen, vor ihr die Flucht; doch die Frau eilte ihm nach, erfasste ihn und, ohne einen Laut von sich zu geben, zog sie das Schwert, holte damit aus und jagte ihm einen gewaltigen Schreck ein. Bogen und Pfeile sammt Ross, von welchem er abstieg, überreichte er ihr. Die Frau kam von ihrem Pferde herabgestiegen, setzte sich rittlings auf ihren Mann, und begann, indem sie so auf ihm sass, ihn wie ein Pferd anzutreiben. „Ach", flehte er wiederholt, „tödte mich nicht, Bogen und Pfeile sammt Ross nimm hin". „Nun denn", sprach sie, „so führe deinen Mund mir mitten zwischen die Schenkel, dann will ich dich frei lassen". „Deinem Worte werd' ich nachkommen", sagte er, und nachdem die Frau ihre Beinkleider aufgenommen und die Scham sich hatte küssen lassen, liess sie ihn frei. Nachdem die Frau seinen Bogen und die Pfeile umgenommen und auf das Pferd gestiegen war, sprach der Mann ganz traurig: „Du bist gewiss der Held Sûrja-Bagatur!" „Ich bin es in der That", versetzte die Frau und ritt zurück. Spät nach ihr in der Nacht kam auch

der Mann nach Hause. Die Frau fragte: „Wo sind Bogen und Pfeile und dein Ross?“ „Heute“, antwortete er, „bin ich mit dem Helden Sûrja-Bagatur zusammengetroffen; weil ich bis zu Ende des Tages mit ihm mich schlagend meine Kraft erschöpfte, so hat er mir Bogen und Pfeile sammt Ross weggenommen“. Die Frau röstete hierauf Getreidekörner zum Essen und setzte sie ihm vor. „Du musst mir“, sagte sie, „ausführlich erzählen, wie ihr beide mit einander gerungen habt?“ Als er sich satt gegessen, sprach er: „Ausgenommen dass er bartlos ist, sieht er deinem Vater gleich“. Und als ihn die Frau weiter fragte, fuhr er fort: „Dieser Sûrja-Bagatur ist ein Mensch mit zwei Hintern, am übrigen Körper aber sieht er einem Weibe ähnlich“. Da brach die Frau in Lachen aus.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân: „So war also das offenbar ein Mensch, der nicht einmal Weib und Mann von einander unterscheiden konnte!“ Und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

XIX. Erzählung.

Der arme Weber und die indische Königstochter.

Darauf machte er sich wie früher auf den Weg und gelangte bei seiner Verfolgung bis in den kühlen Todtenhain, um den Siddhi-Kûr zu holen. Als er mit ihm auf dem Rücken die Wanderung angetreten, erzählte Siddhi-Kûr wiederum folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten in einer Stadt im Norden Indiens Vater und Sohn Namens Sanggasba. Da sie kein Vermögen besassen, so pflegten sie durch Holzhandel ihr Leben zu fristen. Einstmals waren sie mit einer Tracht Holz auf dem Rücken von der Spitze eines Berges herab in einen dichten Wald gekommen. Bei dieser Gelegenheit, als sie mitten in diesem Dickicht auf einem Stück unbewaldeten Wiesengrundes sich zum Ausruhen niedersetzten, sprach der Vater Sanggasba zu seinem Sohne: „Während der in dieser Gegend wohnende Sanggasba so mächtig und einflussreich war, bin ich ganz ohne irdische Güter geblieben; wenn ich einmal sterbe, so bring meine Gebeine auf diesen Platz und bestatte sie hier; was meine Armut und Dürftigkeit anlangt, so bin ich desshalb in diese Lage gekommen, weil eine unglückliche Stätte meines Vaters Gebeine beherbergt hat. Wenn du meine Gebeine hier birgst, so wirst du mit einer Fülle von Macht und Glanz ausgestattet werden, welche die eines Königssohnes an Um-

fang erreicht“. Weil nun ihr Holz nach allen Richtungen gieng, so konnte der Sohn während dieser Zeit, wo er seines Vaters Geschäft betrieb, sonst nichts lernen; nur ein Tuchweber war er geworden. Einst nachdem er um Brennholz zu sammeln weggegangen war, starb der Vater. Da nahm er denn die Gebeine seines verstorbenen Vaters auf die Schultern, trug sie auf die ihm früher gewiesene Stelle und bestattete sie daselbst. Da er die Anweisungen seines Vaters nicht alle verstanden, so zog er in den dortigen Städten umher und verschaffte sich durch den Verkauf der gewobenen Tücher seinen Lebensunterhalt. Einstmals hatte er sich in eine jenseits eines Berges gelegene Stadt begeben. Nachdem er das für seine Webereien angeschaffte Garn zusammen genommen, verweilte er auf dem Rückweg im Walde, woselbst er sein Garn in einander zu schlingen und Tuch zu weben begann. Während er von Hunger und Durst gequält bei sich dachte: „ich will gehen, Wasser zu suchen“, kam eine Lerche und setzte sich auf den Webstuhl. Er schlug mit dem Weberschiffchen nach ihr und tödtete sie. Um sie zu braten und dann zu verzehren, suchte er die früher von seinem Vater besprochene Stelle auf. Dabei dachte er: „Die Worte meines Vaters: ‚wenn diese Stätte meine Gebeine aufnimmt, so wirst du reich werden‘ sind offenbar falsch gewesen. Jetzt ist dieses Tuchweben in der Welt ein herabgekommenes Geschäft. Ich will von dem heutigen Tag an mein Webergeschäft aufgeben, die Gewebe verbrennen und um die Tochter des

Königs von Indien werben und so dessen Eidam werden". Mit diesem Entschluss machte er sich auf den Weg.

Da die Heimkehr der Königstochter zur Burg sich lange verzögert hatte, so hatte man gerade zu der Zeit in der Nähe des fürstlichen Palastes auf einem Berge bei dem Bilde eines Garuḍa-Vogels von der Residenz aus ein öffentliches Dankfest veranstaltet. Auf diesen Berg stieg er empor. Er ass von den bei dem braunen Brandopfer gebräuchlichen Teigfiguren, und die an dem Garuḍa befestigten Seidenstoffe steckte er sich in den Busen. Zur Königsburg gelangt rief er den Pförtnern zu: „Öffnet das Thor!". Als diese nicht öffneten, rührte er die grosse fürstliche Gesetzverkündigungs-Trommel. Auf die Frage des Königs, was das zu bedeuten habe, meldeten die Pförtner: „Ein Taugenichts wartet draussen, der sagt, er habe dem König eine Mittheilung zu machen". Da der König den Auftrag gab, den Mann seine Mittheilung vor ihm selbst machen zu lassen, so liess man ihn vor den König. „Wesshalb", sprach der König, „bist du gekommen? was ist dein Begehren?" „Um die Tochter des Königs zu freien und dein Eidam zu werden", antwortete er, „bin ich gekommen". Die Minister in der Umgebung des Königs äusserten ihre Entrüstung und riethen dem König, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Doch der König sprach: „Man tödte ihn nicht; dabei ist kein Unglück; freit ja doch der Sohn des Bettlers um die Königstochter, und wählt wiederum der König eines Bettlers Tochter! man behalte ihn hier

und lasse ihn nicht weggehen". Bald darauf kam die Gemahlin zum König. „Dieser Mann", sprach der König zu seiner Gemahlin, „ist gekommen, um unsere Tochter zu freien". Die Königin gerieth in gewaltigen Zorn. „Der Mensch muss wahnsinnig sein!" rief sie, „man tödte ihn". Doch der König sagte: „Lass ihn nicht tödten; die Sache hat ja nicht so viel auf sich". Inzwischen war auch die Königstochter erschienen. Der König sagte im Scherze zu seiner Tochter: „Dieser Mann wirbt bei mir um dich; du musst ihn heiraten". Allein die Tochter versetzte: „Daraus wird nichts; so ein Mann, das ist doch nur ein Scherz!" „Wenn du ihn nicht heiratest", sprach der König, „was für einen Mann willst du künftig heiraten? Für ein Mädchen dürfte es keine so feststehende Regel sein, sich an das Beispiel der Eltern zu halten". „Soll ich denn", sprach die Tochter, „einen solchen Bettler heiraten?" „Nun", fragte der König weiter, „was für einen Mann willst du denn heiraten?" worauf die Tochter antwortete: „Einen Mann, der aus Seide Stiefel zu machen versteht, möchte ich heiraten!" Unter diesen Umständen zog man dem Manne die Stiefel aus, und wie man sie näher untersuchte und in der That Seidenstoffe aus den Stiefeln hervorzog, da sah man ihn mit allgemeiner Verwunderung an und sprach kein Wort mehr. „Das ist kein gewöhnlicher Mensch", rief der König, und gewährte ihm einstweilen den Aufenthalt. Die Königin aber dachte also: „Wenn dieser Mann hier bleibt, so kann man nicht wissen, ob er

nicht meine Tochter doch noch bekommt; ich will ihn vermittelst einer List aus dem Weg zu räumen suchen". In dieser Absicht fragte sie den Mann: „Auf welchen Grund hin machst du denn Ansprüche auf die Prinzessin? willst du sie erlangen, indem du Schätze für sie bietest? oder willst du sie durch deine Tapferkeit dir verdienen?" Der Mann erwiederte: „Ich habe keine Schätze; ich will sie verdienen, indem ich dem König und der Königin Proben meines Muthes ablège".

Zu der Zeit dieses Gespräches war gerade ein Fürst der Ungläubigen herangerückt, den König zu bekriegen. In Folge dessen sprach die Königin zu dem Manne: „Wenn du dieses feindliche Heer zurückschlägst, so wollen wir dir unsere Tochter geben". „So mag es geschehen!" versetzte er; „man gebe mir nur ein gutes Ross, Panzer und Bogen und Pfeile". Die Königin war mit diesem Anerbieten zufrieden; man gab ihm Panzer, Bogen und Pfeile, gab ihm auch starken Wein, und gab ihm endlich ein Ross unter den Leib und sandte ihn so dem Feinde entgegen. Er nahm einige Leute von seiner Mannschaft zu sich; doch kaum hatte er sich etwas entfernt, so liessen ihn diese mit den Worten: „reit jetzt nur du allein!" im Stich. Da er aber sein Pferd nicht im geringsten mit dem Mundstück zu lenken im Stande war, so trug es ihn in ein Dickicht. Unter dem Ausrufe: „ich bin des sicheren Todes!" hielt er sich an den Zweigen eines Baumes am Gipfel desselben fest; allein da die Wurzel des Baumes

ausriss, so schmetterte der Stamm viele Leute vom feindlichen Heere nieder. Die Feinde riefen: „Das ist kein gewöhnlicher Mensch; das muss sicher ein unter einer angenommenen Hülle auftretender Held sein“, und ergriffen eiligst die Flucht. Er aber nahm sofort ihre Waffen und Rosse sämmtlich mit, und als er sie dem König überreichte, freute sich dieser ungemein und versprach ihm die Tochter zu geben. Doch die Königin war damit nicht einverstanden. „Er soll erst seine Tapferkeit zeigen“, sprach sie. „Wie soll ich denn“, sprach der Mann, „meine Tapferkeit zeigen?“ „Auf unserem Gebirge hier“, versetzte die Königin, „hält sich ein neun Spannen langer Fuchs auf, der mitten auf seinem Rücken ganz gestreift ist. Erlege diesen Fuchs und bring mir den Balg“. Er nahm darauf ein Pferd, ein Rind, Bogen und Pfeile und Lebensmittel in Empfang und machte sich auf den Weg. Viele Tage lang suchte er den Fuchs, ohne ihn zu finden. Schon kehrte er wieder um und war bereits in die Nähe der Königsburg gelangt. Da bemerkte er, dass er seinen Bogen verloren. „Ohne den Fuchs gefangen zu haben, ist der Verlust des Bogens ein Unglück für mich!“ dachte er, und machte sich auf seinen Bogen zu suchen. Auf einem Bergrücken an einer Stelle, wo er sich zum Ausruhen niedergesetzt hatte, war der Bogen zurückgeblieben. Bevor der Mann aber noch dahin gelangte, war der Fuchs, indem er die Bogensehne entzwei zu beissen versuchte, vom Bogen, als er seine Stirne durch-

zwängen wollte, erschlagen worden. Auf diese Weise bekam er den Fuchsbalg und überbrachte ihn dem König und der Königin.

Die beiden stellten die neue Forderung: „Du musst noch eine Probe deiner Tapferkeit ablegen, dann geben wir dir mit Bestimmtheit das Mädchen“. Der Mann fragte: „Welche Probe soll ich denn noch ablegen?“ „In der Nordgegend“, hiess es, „sind sieben berittene Dämonen der Mongolen; führe uns diese her“. Die Königstochter veranstaltete, dass man ihm zu diesem Zwecke guten Reiseproviant gab, und ebenso liess sie ihm sieben Stück zerriebene Roggen-Brote und sieben Stück weisse Weizen-Brote reichen; dabei liess sie ihn ein starkes ausdauerndes Ross besteigen. So brachte sie ihn auf den Weg. Während des Nachtlagers ass er von seinen sieben Stück (schwarzen Roggen-) Broten. Bald gelangte er in das Land der Mongolen. Auf einem mitten in einer Ebene sich befindenden Hügel machte er Halt. Er zog seine sieben Stück weissen Brote hervor; als er sie aber besah, dachte er: „Ich will doch lieber eines von den schwarzfarbigen essen“. Doch kaum schickte er sich an eines derselben zu nehmen, als ihn plötzlich der Schlucken befiel. In demselben Augenblick aber erschienen auf einmal die sieben berittenen mongolischen Dämonen. Kaum war er ihrer ansichtig geworden, so liess er seine Brote im Stich und machte sich eiligst davon. Während sie ihm nachjagten, sprach einer von ihnen: „Was sollen wir ihm

nachsetzen?" Der Haufe aber rief: „Nehmen wir seine Lebensmittel!" Desshalb kehrten sie um und verzehrten sieben Stück Brote jeder von ihnen eines. Da aber in den sieben Stück Broten Gift eingemischt war, so starben die sieben Dämonen an diesem Gifte. Nachdem der Mann wieder umgekehrt war, nahm er die Pferde, sieben Köcher sammt Bogen und Pfeilen und überbrachte sie dem König. Der König war hocherfreut, gab ihm seine Tochter, errichtete einen Thron dem seinen ganz gleich, versammelte seine zahlreichen Unterthanen, veranstaltete ein grosses Fest und übergab ihm sein Reich zur Hälfte. Und von da an wurde er dem König so theuer wie sein eigenes Leben.

„Weil der Vater Sanggasba eine glückliche Stätte gefunden, desshalb ist dieser so glücklich geworden!" sprach bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân, und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!" und mit dem Ausrufe: „In der Welt bleibe ich nicht!" flog er durch die Lüfte davon.

XX. Erzählung.

Der Fuchs, der Löwe und das Rind.

Abermals folgte der auf gutem und glücklichem Wandel begriffene Chân hinter Siddhi-Kûr her und ge-

langte in die Nähe des Mango-Baumes. Als er mit seiner Axt, „weisser Mond“ benannt, den Fuss des Baumes umzuhauen begann, sprach Siddhi-Kûr: „Fälle meinen Baum nicht“. Nachdem er aber herabgestiegen war, hielt er es in der Art und Weise sich aus dem Staube zu machen wie das erste Mal. Der Châ n begab sich daher abermals in den kühlen Todtenhain, um Siddhi-Kûr zu holen. Während er dann mit ihm auf dem Rücken dahin wandelte, erzählte Siddhi-Kûr neuerdings folgende Geschichte.

Wieder einmal früh vor Zeiten hauste in Indiens Nordland auf dem Schneegebirge in einer Löwenhöhle eine Löwin. Nachdem sie eben ein Junges zur Welt gebracht hatte und nirgends etwas zu essen vorfand, war sie schon auf dem Punkte ihr Junges zu verzehren. Doch da sie es nicht über sich bringen konnte dasselbe zu opfern und zu verzehren, so machte sie sich auf, um in der Richtung zwischen einem Berge und der Ebene Nahrung zu suchen. Während nun die Rinder einer Heerde den Geruch der Löwin spürten und sich eiligst davon machten, war eine Kuh nicht geflohen. Die Löwin packte die arme Kuh, schlürfte ihr das Blut aus und schleppte Fleisch und Knochen mit sich fort. Das Kalb folgte ihr. Während die Löwin von dem Schlürfen des Blutes berauscht dalag, saugten ihr Junges und das Kalb zusammen an ihr. Weil sie berauscht war, hielt die Löwin alle beide für ihre Jungen und nährte sie. Nach einiger Zeit wurde die Löwin krank,

indem ihr der Knochen eines wilden Thieres im Halse stecken geblieben war. Als sie dem Tode nahe war, gab sie ihren zwei Jungen in ihrem Testamente noch folgende Lehre: „Ihr beide sollt friedlich mit einander leben; wenn ein Feind naht und eure Kraft von ihm durch unrechte und schlechte Mittel zu gewinnen gesucht wird, so dürft ihr seinen Worten kein Gehör schenken“. Darauf starb die Mutter. Der junge Löwe begab sich hierauf in einen Wald, das Kalb aber auf die Sonnenseite eines Berges. Zur Zeit des Wassertrinkens tranken sie gemeinschaftlich und pflegten dann mit Spielen zusammen sich zu unterhalten. Nach einiger Zeit fasste ein Fuchs, der seither dem Löwen gefolgt und vom Fleische der von ihm erlegten Thiere zu leben gewohnt war, einstmals als Löwe und Rind wieder mit einander zur Tränke gegangen waren, während des Trinkens den Entschluss, die beiden zu reizen und zu entzweien, indem er bei sich dachte: „Von des Löwen Beute habe ich bisher allein gezehrt; da nun dieses Rind gekommen ist, so müssen wir künftig mit einander von derselben zehren“. In solchen die Aufreizung beider bezweckenden Worten liess er sich aus. Eines Tages hatte der Löwe ein Thier ergriffen und begann es zu zerfleischen. Während er das Blut schlürfend so dalag, trat der Fuchs, ohne das Fleisch des vom Löwen ergriffenen Thieres anzurühren, zum Löwen hinzu, und da er seinen Schweif einziehend und seine Ohren hängen lassend so dastund, sprach der Löwe: „Fuchs, was ist dir geschehen? letze

dich doch an diesem Fleisch hier". Der Fuchs erwiederte: „Wie könnte ich dieses Fleisch verzehren? du hast einen Feind; darüber grämt sich mir, deinem Oheim, das Herz". Doch der Löwe versetzte: „Ich dürfte kaum einen Feind haben, verzehre das Fleisch nur ruhig". Allein der Fuchs sprach: „Wenn du den Worten deines Oheims kein Gehör schenkst, so wirst du es später bereuen", und legte sich nieder. „Nun, wer ist denn mein Feind?" fragte der Löwe. „Ein Rind dort muss es wohl sein", sprach der Fuchs; „es sagt immer: ‚der Löwe hat meine Mutter getödtet, jetzt will ich dafür den Löwen tödten'". „Wir beide sind ja zwei Brüder", sagte der Löwe; „da ist für mich keine Gefahr". Der Fuchs versetzte: „Weisst du denn nicht, dass du in Wahrheit die Mutter deines schlimmen Bruders getödtet hast?" Indem der Löwe bei sich dachte: „Dieser Fuchs ist ja doch wahrlich mein Oheim", begann er weiter: „Wie will denn das Rind mich tödten? sag' es mir doch", worauf der Fuchs antwortete: „Wenn morgen früh das Rind aufsteht und mit den Hörnern die Erde aufwühlt, sich ausstreckt, den Schwanz hängen lässt und in einem fort brüllt, so ist dies das Zeichen, dass es dich tödten will". Der Löwe, Argwohn fassend, sprach: „Nun, wenn das der Fall ist, so werde ich auf der Hut sein".

Darauf begab sich der Fuchs auch auf des Berges Sonnenseite und trat zu dem Rinde, das sich eben gelagert hatte, nachdem es am Grase sich gesättigt. Indem er den Schweif einziehend, die Ohren hängen lassend

und weinend vor ihm stand, sagte das Rind: „Fuchs, was ist dir geschehen?“ „Mein Mütterchen“, sprach der Fuchs, „weil du einen Feind hast, desshalb gräme ich, dein Oheim, mich so und muss weinen“. Doch das Rind sprach: „Ich habe durchaus keinen Feind, der mir etwas anhaben könnte“, worauf der Fuchs versetzte: „Auf des Berges Rückseite haust ein Löwe; der sagt: ‚früher hat meine Mutter seine Mutter zerfleischt, jetzt will ich ihn zerfleischen‘“. „Da sei du nur ganz ruhig“, erwiederte das Rind, „wir beide sind zwei Brüder; er wird gegen mich keine Feindseligkeit beginnen“. Allein der Fuchs sprach: „Wenn du jetzt meinen Worten kein Gehör schenkst, so wirst du es später bereuen“. „Du bist doch wahrlich mein Oheim“, versetzte das Rind; „nun, wenn die Sache so steht, wie will denn der Löwe mich tödten? sag' es mir doch“. Da sprach der Fuchs: „Wenn morgen früh der Löwe aufsteht und sich ausreckt, seine Mähnen emporschüttelt, seine Klauen ausstreckt und mit den Füssen die Erde in einem fort aufwühlt, so ist dies das Zeichen, dass er dich tödten will“. „Wenn das so ist“, sprach das Rind, „so will ich auf der Hut sein“.

Den andern Tag in der Frühe, als sie aufstunden und einander beobachteten, da zeigte sich alles so, wie der Fuchs es gesagt. In Folge dessen erhob sich in beiden der Groll, und als sie um Sonnenaufgang beide zu gleicher Zeit eintreffend Wasser zu trinken gekommen waren, liessen sie, weil jedes von beiden beim Aufstehen

seine besondere Art hatte und eines des andern Gewohnheit nicht kannte, von den aufreizenden Worten des Fuchses sich hinreissen. Da machte der Löwe mit voller Wucht einen Satz und packte das Rind am Hals, das Rind dagegen fuhr gleichzeitig mit seinen Hörnern dem Löwen zwischen die Füsse empor. Auf diese Weise giengen alle beide, der Löwe und das Rind, zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit liess sich eine geheimnissvolle Stimme vom Himmel vernehmen: „Man darf nie schlechten Freunden trauen; sehet, wie der Fuchs, als der Löwe und das Rind dem schlechten Freunde trauten, sie beide entzweit hat!“

„So hat also der böse Fuchs zwei theure Brüder entzweit!“ rief bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân, und Siddhi-Kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend sind dem Munde des Chânes Worte entschlüpft!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

XXI. Erzählung.

Das Plane schmiedende Bettelpaar. — Der kluge Hase.

Darauf hielt er es in der Art und Weise sich auf den Weg zu machen wie bisher. Im kühlen Todtenhaine erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten im Norden Indiens im Lande Nepal an einem Flusse, welcher der „goldfarbige“ heisst, ein Greis und seine alte Frau, welche keine Söhne und nur eine einzige Tochter hatten. Da die beiden Alten betagt waren, dachten sie stets daran, ihre Tochter einem braven Schwiegersohne zu geben und ihn in den Besitz ihres Vermögens gelangen zu lassen. Nun war einem armen greisen Paare ein Sohn geboren worden. Dem Sohne dieses Paares gaben sie ihre Tochter. Während sie ihn zum Eidam machten, gaben sie den beiden armen alten Eltern reichliche Geschenke und liessen diese dann zurückkehren.

Nach Verlauf einiger Zeit machte sich einmal der Sohn der armen Leute mit der Frau auf, um seine Eltern zu besuchen. Da sie aber die Eltern nicht fanden, so waren sie Almosen suchend bei allen Stämmen umhergezogen. Bei einer solchen Gelegenheit versammelte ein Grosskönig alle Armen, jedem wurden die Gaben nach seinem Wunsche verabreicht, und nur bei der Vertheilung des Reisbranntweins war eine Zögerung eingetreten. Nachdem die Leute die verschiedenen königlichen Gaben in Empfang genommen und sich zerstreut hatten, da sprach der Mann zu seiner Frau also: „Wenn wir in dieser Welt reich werden, so müssen wir, da wir es nicht über uns gewinnen könnten dabei das Vieh zu weiden, dem König Abgaben entrichten; wenn wir dagegen von Almosen lebend bei allen Stämmen umherziehen, was brauchen wir da zu geben? von ihnen

erbetteln wir uns das, was wir wünschen, und ernähren uns damit; vor Dieben und Räubern brauchen wir uns nicht zu fürchten; der Sorge, unsere Habe und das Vieh zu bewachen, wären wir überhoben; bei den Leuten auf diese Weise seinen Unterhalt zu suchen und sich so zu ernähren, das ist kein übles Vergnügen. Wenn ferner deine Eltern auch sterben, so könnten wir, was für ein künftiges Erbe wir auch in Besitz bekommen, dennoch damit bald zu Ende sein. Einen nimmer ausgehenden Lebensunterhalt durch milde Gaben sich zu erwerben, das wäre für uns ein Unterhalt".

Während sie auf diese Weise in manchen Städten umherzogen und, indem sie um Almosen ansprachen, ihren Unterhalt suchten und fanden, geschah es, dass während dieses Wanderlebens die Frau einen Sohn gebar. Die Frau dachte: „Meine Eltern sind reich; es wäre jetzt passend, wenn ich zu ihnen hingienge. Allein das Kind auf dem Rücken mitzunehmen bin ich nicht im Stande; es hier zurückzulassen geht nicht an; der Vater könnte es ums Leben bringen; und da man bei diesem wilden Stamme nur Branntwein gibt, so halte ich es nicht aus hier zu bleiben". Daher sprach die Frau zu ihrem Manne: „Was würde es denn verschlagen, wenn wir von meinen Eltern ein Reitthier holten? wir wollen dann, indem wir den Jungen darauf setzen, uns weiter mit Almosensuchen abgeben". Der Mann war mit diesem Vorschlag einverstanden. Sie stiegen längs des goldfarbigen Flusses hinab; allein die Eltern waren

gestorben. Da auch nicht das geringste Vermögen übrig geblieben war, so machten sie sich wieder auf den Rückweg. Während sie von milden Gaben lebend dahin wanderten, fanden sie auf einer Erhöhung auf der Spitze eines grossen hohen Berges einen Klumpen Schafwolle, der in einem Ameisenhaufen hängen geblieben und liegen gelassen worden war. Die Frau hob die Wolle auf und sprach: „Wir wollen sie sammeln und uns daraus ein Stück Tuch machen lassen". Sie stiegen von der Höhe herab, und da sie viele Zelte erblickten, sprach die Frau abermals: „Wir wollen uns unsern Unterhalt dadurch verschaffen, dass wir diese Leute um Gerste und Reis ansprechen. Wenn unser Tuch sich mehrt, so kaufen wir einen Esel dafür und setzen unsern Jungen darauf. Wird das nicht eine Freude sein? Und wenn wir doch einmal kaufen, so muss eine Eselin genommen werden; wenn von ihr ein Junges zur Welt gebracht wird, so werden es ihrer zwei". „Das ist wahr", erwiederte der Mann, „wenn wir eine Eselin nehmen, so werden es ihrer zwei werden". Da rief der Knabe der armen Leute: „Wenn ein Junges zur Welt kommt, so werde ich dasselbe besteigen und auf diese Weise Almosen einsammeln". „Du wirst den Rücken des jungen Esels zerbrechen", rief die Mutter und schlug mit einem Stocke das Kind auf den Kopf. In Folge dessen starb das Kind.

Nachdem die Eltern der Frau, weil Tochter und Schwiegersohn nicht wieder kamen, ihr Leben aushauchend gestorben waren, so hatten, weil niemand da

war, der Habe und Vieh in Besitz nahm, Wölfe und Schakale die unzähligen Schafe angegriffen und aufgezehrt; nur noch ein einziges Lamm war davon übrig. Dieses hatte sich in eine Höhle geflüchtet; unter Tags pflegte es in seiner Höhle zu liegen, Nachts aber aus der Höhle hervorzukommen und sich Futter zu suchen. Einstmals war ein Hase, dessen Oberlippe ohne Scharte war, zur Öffnung dieser Höhle gekommen. Da er Spuren bemerkte, dachte er: „In dieser Höhle muss gewiss irgend ein Wesen sich befinden“. Mittlerweile war das Schaf herausgekommen. „Wer bist du?“ sprach der Hase. Auf diese Frage versetzte das Lamm: „Ich bin von den zahlreichen Schafen eines reichen Mannes allein noch übrig“. „Wohin ist denn dein Herr gerathen?“ fragte der Hase. Das Lamm sprach: „Mein Herr hat sich über die Abwesenheit seiner Kinder im Herzen zu Tode gegrämt. Inzwischen haben Wölfe und Schakale die zahllosen Schafe angegriffen. Jetzt bin ich allein davon noch übrig und bin in dieser dunkeln Höhle zurückgeblieben. Von heut' an will ich dich, o Hase, als Beschützer erwählen“.

Als das Schaf in so wohlgesetzten Ausdrücken sprach, antwortete der Hase: „Wie wäre es möglich für dich, so ganz allein hier zu bleiben? ich will dich zu einer Heerde von Schafen und Böcken bringen“. Das Lamm versetzte: „Ach Hase, wenn die Wölfe kommen, wirst du nicht im Stande sein mich zu schützen“. „Lass das gut sein“, erwiederte der Hase, „ich werde dich

schon hingeleiten". In der Nacht des fünfzehnten, als der Mond aufgieng, machte er sich mit dem Lamm auf den Weg. Unterwegs fanden sie ein Weberschiff. Er rief dem Lamm zu es aufzuheben und gebot ihm dasselbe mitzunehmen. Als sie weiter giengen, fanden sie ein Stück gelben Zeuges; wiederum befahl er dem Lamm dasselbe mitzunehmen. Weiter gehend liess er das Lamm auch ein beschriebenes Papierblatt mitnehmen. Auf dem weiteren Wege begegnete ihnen ein Wolf. Kaum hatten sie den Wolf erblickt, als der Hase sprach: „Bring mir meinen Thron und mache ihn zurecht; breite meine rothe Decke darüber aus und reiche mir das vom Monde des fünfzehnten (vom Vollmonde) an mich gerichtete Schreiben". Indem das Lamm den Hasen auf den Thron setzte, überreichte es ihm das Schreiben. Nachdem der Hase den Brief durchgesehen, las er: „Allerhöchster Befehl vom Gotte Churmusta (Indra) an den auserwählten, ehrsamen Hasen. Gegenstand des Schreibens: Von tausend verderbenbringenden Wölfen will ich die Felle geliefert erhalten". Und als der Hase nach dem Verlesen seine langen Ohren in die Höhe richtete und den Wolf zu verfolgen Miene machte, da ergriff dieser, ohne sich nach rückwärts umzuschauen, schleunigst die Flucht. Darauf geleitete der Hase das Lamm weiter und brachte es glücklich zu einer Schafheerde in Nepal.

„Möchtest du so klug wie der Hase werden!" rief bei diesen Worten der Erzählung der mit Glück und Wohlstand gesegnete Chân. Und Siddhi-Kür versetzte:

„Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt bleibe ich nicht!“ flog er durch die Lüfte davon.

XXII. Erzählung.

Der König mit den Eselsohren.

Darauf benahm er sich in Bezug auf die Art und Weise des Weges wieder wie die früheren Male, gelangte in den kühlen Todtenhain, um Siddhi-Kûr zu holen, und trat mit ihm auf dem Rücken die Wanderung an. Abermals erzählte Siddhi-Kûr folgende Geschichte.

Wieder einmal früh vor Zeiten lebte in Schwarz-China an Indiens Ostseite ein König Namens Daibang (Tai-ping — Ruhe, Glück), der einen Sohn hatte. Dieser Sohn zeigte sich, seitdem er den königlichen Thron bestiegen hatte, den Leuten auch nicht ein einziges Mal. Jeden Tag liess er aus dem Volke einen schönen Jüngling holen, und nachdem er sich von ihm seine Haare hatte kämmen lassen, pflegte er ihn zu tödten. Nachdem er Jahre lang auf diese Weise die Jünglinge hatte tödten lassen, fand sich einmal bei Gelegenheit eines solchen Tages der einzige Sohn einer alten Frau. Als nun die Reihe das Haar des Königs zu kämmen an diesen Jüngling kam, ward die Mutter bei dem Gedanken an die Tödtung des Sohnes gar schwermüthig; sie zog ihrem

Sohne ein neues Gewand an, knetete Mehl mit der Milch ihrer Brust zu einem Teig und machte Brotkügelchen daraus, welche sie ihm in den Busen steckend mit folgender Weisung mitgab: „Bei deinem Kämmen der Haare des Königs mache es so, dass du in einem fort davon essend kämmest, dann dürfte er dich kaum tödten".

Der Jüngling begab sich zum König, und als er ihm mit goldenem Kamme die Haare kämmte, da zeigte es sich, dass die Ohren des Königs Eselsohren gleich waren. Das war der Grund, warum der König die Jünglinge tödten liess, indem er besorgte, dass sie diesen Umstand unter die Leute bringen würden. Während er nun die Haare des Königs kämmte und dabei fortwährend seine Brotkügelchen ass, fragte der König: „Was isst du denn da?" „Reisbrötchen sind es", sagte der Jüngling. „Gib mir auch davon", bat ihn der König. Darauf hin reichte er dem König ein Brötchen. Als dieser es verzehrt hatte, sprach er: „Geruch und Geschmack sind sehr angenehm; was ist denn das für eine Mischung?" Der Jüngling erwiederte: „Meine Mutter hat es mit Milch der eigenen Brust geknetet und mir mitgegeben". Da dachte der König: „Ihn zu tödten geht nicht an; wo in aller Welt wäre das möglich, da es ja, indem wir beide einer Mutter Milch getrunken haben, unnatürlich ist, das eigene Geschlecht zu tödten?" Zu dem Jüngling aber sprach er: „Ich will dich nicht tödten; aber dass ich Eselsohren habe, darfst du keinem andern Menschen sagen". „Niemanden, o König", sprach

der Jüngling, „werde ich es sagen". „Nun, auch deiner Mutter sage es nicht; wenn du es jemanden verräthst, so werde ich dich tödten". Also sprach er zu ihm.

Kein Mensch hatte davon erfahren. Der Jüngling kehrte nach Hause zurück. Die Jünglinge, die nach ihm dem Könige das Haar kämmten, liess dieser wie früher umbringen. Alle Leute priesen voll Verwunderung den Sohn der Alten glücklich. Jedermann fragte ihn: „Wie ist das doch zugegangen?" Allein weder seiner Mutter noch den andern sagte er auch nur das geringste.

Während er es nun durchaus niemanden verrieth, dass die Ohren des Königs grösser waren als die anderer Leute, fiel der Jüngling, weil er in seinem Innern stets daran dachte, in eine heftige, schwere Krankheit; weder Arzneimittel noch Opfergaben und was man auch sonst dergleichen Vorkehrungen traf, halfen etwas. Als er bereits dem Tode nahe war, rief man einen Arzt, und als dieser erschien, liess man ihn seinen Puls befühlen. Der Arzt sprach: „Bei dir ist keine andere Krankheit als ein Gemüthsleiden; bei diesem Leiden wird eine Arznei nichts helfen; wenn du das, was du auf deinem Herzen hast, über die Lippen brächtest und es einem Menschen anvertrautest, dann könntest du genesen". Alle Anwesenden drangen in ihn: „Wenn du auch nur das geringste Geheimniss auf dem Herzen hast, so sprich es jetzt aus; wann willst du das, was du bei deinem Sterben nicht mittheilst, später offenbaren?" Doch der Jüngling betheuerte kein Geheimniss zu haben

und sagte nichts aus. Als aber später einmal bei einer Gelegenheit seine Mutter in ihn drang und ihn ausforschte, sprach er zu ihr: „Ich hätte allerdings ein Geheimniss; doch wenn ich es verrathe, so steht mir Bestrafung von Seiten des Königs in Aussicht". „Wenn das der Fall ist", versetzte die Mutter, „so geh in eine menschenleere Einöde und sprich es in eine Spalte der Erde oder in die Ritze eines Felsens oder eines Baumes, dann wirst du gesund". Der Sohn gieng hin und traf auf die Höhle eines Eichhörnchens. Da rief er hinein: „Unser König hat Eselsohren!" und nachdem er das vielmal wiederholend gerufen, wurde er von dieser Zeit an gesund. Da aber das in dem Loche befindliche Eichhörnchen seine Worte gehört hatte und sie weiter verbreitete, so wurden sie, vom Winde fortgepflanzt, bis zu den Ohren des Königs getragen. In Folge dessen ordnete der König, weil er dachte, dass offenbar nur der Jüngling diese Worte gesprochen haben könne, einen Boten ab, und nachdem ihn dieser vor den König geführt hatte, sprach derselbe: „Ich hatte dir befohlen, es keinem Menschen zu sagen; da aber dein Verhängniss genaht ist, so hast du wohl jenes Geheimniss verrathen?" Auf diese Frage versetzte der Jüngling: „Ich selbst habe niemanden zu Hause auch nur das geringste gesagt". „Du hast es augenscheinlich irgend einem Menschen gesagt", sprach der König, „denn jene Worte von dir wurden mir zugetragen; hättest du sie nicht gesprochen, wie hätten sie von mir gehört werden können?" Da

antwortete der Jüngling: „Nach Hause zurückgekehrt, befiel mich eine schwere Krankheit; aber auf alle Fragen meiner sämmtlichen Verwandten, was das zu bedeuten habe, habe ich nichts verrathen. Doch als ich darauf dem Tode nahe war, rief man einen Arzt und liess ihn meinen Puls befühlen“, wobei er des Arztes Ausspruch ausführlich erzählte; „ausser dass ich es in die Höhle eines Eichhörnchens hineingesprochen“, fügte er hinzu, „habe ich es niemanden sonst mitgetheilt. Wenn nicht der Wind diese unglückseligen Worte verrathen, wer hätte sie sonst überbringen können?“ Darauf sprach der König: „Sei dem wie immer, ich habe die Worte in der That, vom Winde fortgepflanzt, zugetragen erhalten; wozu soll ich ihn tödten?“ und zu ihm sich wendend fuhr er fort: „Nun, weisst du vielleicht für diese meine Eselsohren irgend ein Täuschungsmittel?“ Der Jüngling antwortete: „Wenn du, grossmächtiger König, auf meinen Vorschlag eingehen willst, so stünde mir wohl ein Mittel zu Gebote“. „Nenne mir nur, o Jüngling“, versetzte der König, „dein Mittel; ich will hören“. Und der Jüngling begann: „Grossmächtiger König! lass für dein Haupt eine Mütze verfertigen, und zwar lass eine die Ohren an beiden Seiten des Hauptes verhüllende Klappen-Mütze verfertigen und setze sie auf; allen andern, die in deine Nähe kommen, wird es dann als geziemend erscheinen, wenn auch sie ihrerseits in derselben Weise angethan vor dich treten“. Der König billigte diesen Vorschlag. Alle spendeten der Mütze, voll

Bewunderung sie betrachtend, ihren Beifall und allenthalben fand sie Anklang. Indem nun niemand wusste, dass die Ohren des Königs Eselsohren gleich seien, führte er die Mütze in die Mode ein, und unter dem Namen der Klappen-Mütze ward sie allgemein bekannt. Von nun an trugen die Würdenträger in der Umgebung Daibang-Chân's solche Mützen. Der Jüngling aber wurde zum Verwaltungs-Minister ernannt, und das Tödten der Leute von Seiten des Königs ward von da an eingestellt. Das ganze Volk erholte sich ausserordentlich und nahm zu an Wohlstand und Gedeihen.

Bei diesen Worten der Erzählung liess sich der auf glücklichem und gutem Pfade wandelnde Chân die Worte entschlüpfen: „Möchtest du so klug und weise werden wie der Sohn dieser Alten, durch den wegen der Ohren eines einzigen Königs so viele Menschen am Leben erhalten wurden!“ Und Siddhi-Kür versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausrufe: „In der Welt bleibe ich nicht!“ eilte er flugs durch die Lüfte davon.

———

XXIII. Erzählung.

Der tanzende Goldfrosch und der singende Papagai. Die steinernen Stiefel. Der weisse Schlangensohn. Der Wünschelstab von Perlmutter. Die Frau in Hundehülle. Der Mann im Elsterbalg. Vier Königssöhne. — Siddhi-Kûr ist zur Ruhe gebracht und das Glück der Welt begründet.

Darauf richtete er die Art und Weise seines Weges wie das vorige Mal ein, gelangte in den kühlen Todtenhain, um den Siddhi-Kûr zu holen, und während er mit ihm auf dem Rücken dahin wandelte, erzählte Siddhi-Kûr abermals folgende Geschichte.

Früh vor Zeiten lebte im Osten Indiens ein König, welcher 30 Minister und 10.000 Städte hatte. Dieser König besass einen tanzenden Goldfrosch und einen kunstvoll sprechenden Papagai. Für die beiden war ein Aufseher bestellt, der sie alle Tage wartete. Jeden Tag führte er den Frosch und den Papagai vor den König, um ihre Künste zu zeigen; der Frosch führte ein Tanzspiel auf, der Papagai aber pflegte Proben seines kunstvollen wunderlieblichen Gesanges zum Besten zu geben. Einstmals erschien ein Fremder, an dessen Spielen des Königs Sinn grosses Gefallen fand; aus lauter Freude darüber gab ihm der König reichliche Geschenke, worauf der Mann sagte: „Von nun an hat wohl der König keinen grösseren Liebling als mich!“ Da sprach der Wärter des Goldfrosches und des Papagai: „O, der Gold-

frosch und der Papagai gelten noch mehr als du!“ Indem sie so um den Vorrang mit einander stritten, begaben sie sich des andern Tages zum König. Als der fremde Sänger seine Lieder ertönen liess, schenkte der König dem Tanze des Goldfrosches keine Aufmerksamkeit mehr, während er sich an der Stimme des Sängers ergetzte und zufrieden lächelte. Der Aufseher schämte sich, weil ihm von dem Sänger der Vorrang streitig gemacht worden war; nach seiner Zurückkunft warf er den tanzenden Goldfrosch hinaus und liess ihn laufen. Da kam eine Krähe, nahm den Frosch weg, und als sie ihn eben auf einem Fels zu verspeisen im Begriffe war, sprach der Frosch: „Du Krähe, wenn du mich verzehren willst, so wasche mich erst im Wasser und dann verzehre mich“. Die Krähe dachte: „Das ist wahr!“ und fragte den Frosch: „Wie ist dein Name?“ worauf der Frosch erwiederte: „Mein Name heisst Bagatur-Ssedkiltu (Heldensinn)“. Darauf nahm ihn die Krähe und setzte ihn in das Wasser, welches aus der Felsenhöhle unaufhörlich hervorströmte, der Frosch aber kroch in die Felsenhöhle hinein. Da rief ihm die Krähe nach: „Bagatur-Ssedkiltu!“ Doch der Frosch sprach: „Ich müsste nicht klug sein, wenn ich mich so von meinem kostbaren Leben trennen wollte; über meines Sinnes Muth und Stolz sollen die drei kostbaren Kleinodien (Buddha, Glaube, Priesterwürde) entscheiden!“ und mit diesen Worten hüpfte er in eine Felsenspalte hinein.

Inzwischen war der frühere Aufseher gekommen und

als er das Erdreich aus einander zu werfen und zu graben anfieng, sprach der Frosch: „Du, decke den Ursprung der Quelle nicht auf; der König hat hier eine Wasserleitung errichten lassen, wozu er mir die Vollmacht übertrug; lege sie ja nicht bloss durch Aufwühlen des Erdreiches. Wenn du jetzt auch in Sorge und Angst sein solltest, so werde ich dir später dafür eine Wundergabe verleihen. Passe wohl auf“, fuhr er fort, „ich will dir was sagen. Ich bin die Tochter der die weissen Perlmuscheln hütenden Drachenfürsten. Als ich einmal gieng des Königs Tochter baden zu sehen, hat sie mich mit einem goldenen Schaumlöffel aufgeschöpft und mitgenommen“.

Als der Mann zurückkam, brachte er die Meldung: „Den Papagai muss wohl ein Habicht geraubt haben“. Der König gerieth hierüber in Zorn und befahl den Mann abzuführen und die Todesstrafe an ihm zu vollziehen. Da sprach der königliche Minister Namens Ssain also: „Wenn wir diesen Mann tödten, so werden künftig weder Tänzer noch Sänger zu uns kommen; demnach wird es passender sein, wenn wir ihn durch Verbannung entfernen“. Der König billigte diesen Vorschlag. Er liess ihn von drei Männern begleiten, lud einem Büffel Lebensmittel auf, liess ihm steinerne Stiefel anziehen, und mit dem Verbote, dass sie nicht eher zurückkommen dürften, als bis er diese Stiefel abgetragen, jagte er ihn in die Verbannung. Da sprach der Mann unterwegs: „Ich bin einmal ein gepeinigter Mann; aber warum sollt

ihr alle drei mit mir leiden? Wenn man diese steinernen Stiefel im Wasser einweicht und mit Stein abreibt, dann sind sie gleich abgenutzt". Und als er bei diesen Worten die Stiefel abrieb, giengen sie entzwei und bekamen Löcher. Darauf kehrten die drei Leute nach Hause zurück.

Der Mann aber gelangte, seinen Büffel weiter führend, an das Ufer eines grossen Wassers. Da schlachtete er den Büffel und nährte sich davon; und nachdem das Fleisch ausgegangen, grub er mit den Hörnern Wurzeln aus und nährte sich von diesen. Da sah er einmal, wie eine Eule eine weisse Schlange im Schnabel festhielt und mit ihr davon flog. Seinen Gürtel abnehmend und ihn im Munde festhaltend rief er, indem er die Eule verfolgte und ihr nachsetzte: „Aus dem Munde hat Feuer gebrannt!" und bei diesen Worten nahm er den im Munde festgehaltenen Gürtel und warf ihn zur Erde. Da liess auch die Eule ihre Schlange, die sie im Schnabel festgehalten, fallen; der Mann hob die Schlange auf und legte sie auf einen Grasplatz, indem er sie mit der Mütze zudeckte. Darauf kamen aus der Mitte des Wassers zahlreiche Fürsten der Schlangendämonen auf Rossen an das Ufer des Wassers geritten; da sie aber nichts fanden, erschien ein weisser Mann, der ein weisses Pferd ritt und ein weisses Gewand anhatte. Dieser sprach zu dem Manne also: „Ich bin der Fürst der die weissen Perlmuscheln hütenden Drachen. Ich habe meinen Sohn verloren und nicht wiedergefunden; hast du, o Mann, ihn vielleicht gesehen?" Auf diese Frage versetzte der

Mann: „Wie sah dein Sohn aus?" „Mein Sohn", erwiederte jener, „war eine weisse Schlange". „Nun", versetzte der andere, „indem ein Garuḍa-Vogel eine weisse Schlange davon tragen wollte, habe ich bewerkstelligt, dass er sie fallen liess, und habe sie dann aufgehoben". Mit diesen Worten holte er den Sohn hervor und überreichte ihm denselben. Der Drachenfürst hatte eine grosse Freude, empfieng seinen Sohn und nahm den Mann in seine Residenz mit. Weil der Sohn wiedergefunden war, versammelten sich alle Fürsten der Schlangendämonen und veranstalteten ein Freudenfest. Nachdem der Mann nicht länger mehr verweilen konnte und den Wunsch äusserte jetzt zurückkehren zu wollen, sprach der Fürst der die weissen Perlmuscheln hütenden Drachen also: „Du hast mir gutes gethan. Zuerst hast du meine Tochter befreit; jetzt hast du meinen einzigen Sohn gefunden und mir zurückgegeben. Dafür will ich dich jetzt belohnen". Mit diesen Worten übergab er dem Manne eine rothfarbige Hündin, gab ihm einen buntbemalten Fettmacher Mirjalaktschi, und nachdem er noch einen Muschelstab beigefügt hatte, brachte er ihn an den Rand des Wassers und gab ihm folgende Anweisung: „Wenn du einmal in Verlegenheit sein solltest um die Mittel zu deinem Unterhalt, so berühre nur den Fettmacher Mirjalaktschi mit diesem Muschelstab, dann werden alle Arten von Speisen zum Vorschein kommen. Von dir werden vier Könige abstammen, welche diese Welt von Ǵambudvîpa beherrschen werden".

Nachdem er ihm diesen Bescheid ertheilt hatte und ins Wasser zurückgekehrt war, machte sich der Mann auf den Weg, indem er seine Hündin mit sich führte. Während ihrer Wanderung verwandelte sich Nachts die Hündin in ein Mädchen und wurde seine Frau, am Tage dagegen warf sie wieder die Hundehülle sich um und zog in Gestalt einer Hündin dahin. Einstmals als ihr Mann sich entfernt hatte, warf sie die Hundehülle ab und liess sie liegen; in gar reizend schöner Gestalt war sie ans Wasser gegangen, um zu baden. Bald darauf erschien der Mann und verbrannte die Hundehülle. Zurückgekehrt sprach die Frau zu ihrem Manne: „Jetzt kannst du mich nicht mehr auf deinen Wanderungen mitnehmen“, und fügte wiederholt noch manche herzbetrübende Worte hinzu.

Wieder einmal bei einer andern Gelegenheit, als sie gegangen war sich in diesem grossen Wasser zu baden, lösten sich ihr einige Haarlocken ab und schwammen im Wasser dahin. Eben war an die Mündung des Flusses die Magd eines mächtigen Königs gekommen, um Wasser zu holen; da die Locken in ihrem Schöpflöffel hängen blieben, nahm die Magd dieselben mit. Diese Haarlocken waren mit fünf Farben und sieben Kostbarkeiten ausgestattet.

Die Magd brachte die Locken zum König und als sie dieselben überreichte, sprach dieser: „Am Ursprung dieses Wassers muss offenbar eine reizende Frau, die Trägerin dieser Locken, wohnen; geht mit Mannschaft hin-

aus und schafft sie mir her". Mit diesem Auftrag sandte er sie ab. Während nun die Leute am Flusse aufwärts zogen, gewahrte die Frau dieselben und sprach zu ihrem Manne: „Ach, jetzt können wir beide nicht mit einander gehen. Es gibt keinen andern Ausweg als folgenden: Bis in einem Jahr will ich dich vermittelst einer List erwarten; innerhalb desselben aber sei der Tag so verabredet, dass ich am fünfzehnten des Monates Pauscha (12. Monats der Inder) auf den Rand eines Berges emporsteigen werde. Du aber mache dir aus dem Balg einer Elster einen Pelz und zieh ihn an; lass dich dann nieder zu mir und beginn lustig drauf loszutanzen; dann werde ich schon eine List anzuwenden wissen". Während sie noch so sprach, erschienen die Soldaten, nahmen sie mit und führten sie vor den König.

Darauf tödtete der Mann nach dem Worte seines Weibes eine in der Schlinge gefangene Elster, zog ihr den Balg ab, machte sich einen Pelz daraus und legte ihn an. Im folgenden Jahre am 15. Tage des Monates Pauscha verweilten der Fürst und die Fürstin auf dem Berge. Da erschien der Mann in seiner Elsterhülle, und wie er lustig drauf loszutanzen begann, fieng die Königin bei seinem Anblick laut zu lachen an. Da sprach der König zu seiner Gemahlin: „Was ich auch immer im Verlaufe des Jahres auf alle erdenkliche Weise veranstalten mochte, niemals hast du gelacht; warum lachst du denn jetzt bei dem Spiele dieses widerlichen Menschen?" Auf diese Frage versetzte die Königin:

„Dass dieser widerliche Mensch eine solche Vogelhülle anhat, darüber habe ich so viel lachen müssen; wenn du, o König, sie anzögest, wie viel mehr würde ich erst dann lachen?“ Der König fand Gefallen an diesen Worten, liess den Mann zu sich herauf bringen, und die Vogelhülle anziehend schlüpfte er hinein. Die Frau aber gab sofort den Mann für den König aus und liess folgendes verkünden: „Wenn etwa ein Mensch erscheinen sollte in einem nach aussen auf die verkehrte Seite gewendeten Kleide, der sich für den König ausgibt, so hetze man die Hunde auf ihn und lasse ihn nicht bis hieher kommen“. Als gleich nach dieser Bekanntmachung ein Mensch in einer Elsterhülle erschien und sich für den König ausgab, da hetzte man von allen Seiten die Hunde auf ihn und erschlug ihn auf der Stelle.

In derselben Nacht wurden dem König vier Söhne geboren. Der älteste von diesen Prinzen übersetzte in einem Tage für die Himmelsgötter und Menschen die heiligen Bücher in 1000 Sprachen, errichtete 100.000 Tempel und machte sich berühmt als geistliches Oberhaupt von Indien. Der jüngere Bruder desselben war in voller Jugendblüte mit aller Kraft und Machtfülle ausgerüstet; wenn er in einem Zuge vier rasch eilenden Menschen den Pfeil in das Herz schoss, stürzten sie nieder zur Erde. Dieser zweite Prinz machte sich unter dem Namen Barin Tschidaktschi Erketu, „der mächtige Ferntreffer“, als Herrscher der Mongolen berühmt. Der nächst jüngere Bruder machte sich als Anführer eines

Heeres von 100.000 Mann, die aus der Öffnung eines einzigen Härchens seines Körpers hervorsprangen, unter dem Namen Gesser-Chân berühmt. Der jüngste Bruder endlich, der an einem Tage nach vier Gegenden vier Karawanen mit Führern an der Spitze abgehen liess und sich dadurch den alle Wünsche befriedigenden Talisman Tschintâmaṇi verschaffte, wurde als Beherrscher der Schätze unter dem Namen Barss-Irbiss (Tiger und Leopard = als Schâh von Persien) hochberühmt. —

Zu der Zeit war die Welt von Ǵambudvîpa in einem überaus blühenden Zustand. Zu der Zeit hatte man auch dem Meister Nâgârǵuna den Siddhi-Kûr überbracht. Jetzt ist dieser mit Wunderkraft ausgestattete Todte sowie die Leichenstätte, welche in der auf einem strahlenden Berge Südindiens belegenen und den Namen des „kühlen Haines“ führenden Felsengrotte sich befindet, hochgefeiert unter dem Namen Siddhitu-Altan. Bis auf den heutigen Tag existiren sie noch. In der Folge wurden sie so die Veranlassung, dass der Menschen Lebenszeit und Glückseligkeit erhöht und ihre Wirksamkeit erweitert, dass Gesetz und Glaube in allen Gegenden immer weiter verbreitet wurden.

Ardschi-Bordschi.

Einleitung.

Der Knaben-König. — Der veruntreute Edelstein. — Die zwei gleichen Brüder. — Vikramâditja's goldener Thron.

Früh vor Zeiten herrschte in einem Reiche Indiens ein Grosskönig Namens Ardschi-Bordschi. Knaben aus der Bevölkerung des Hoflagers dieses Königs pflegten, während sie die Kälber hüteten, zum Behufe ihres Spieles auf den Gipfel eines Hügels zu steigen und von da einen allgemeinen Wettlauf anzustellen. Diejenigen Knaben, die dabei als Sieger hervorgiengen, setzte man jedesmal für eben diesen Tag zum König ein; die übrigen Knaben dagegen mussten als Würdenträger, Minister und Adjutanten fungiren. Wer diesem den König spielenden Knaben nahe kam, musste sich entschliessen, ihn nach der Art und Weise, wie die Menschen sich verbeugen, sich auf die Kniee werfen und tiefe Ehrfurcht bezeigen, gleich einem Könige zu ehren. Da des Knaben Herrlichkeit und Majestät gewaltig war, so war er in der That gewissermassen einem Könige ganz gleich. Als diejenigen, welche ein solches Auftreten gelegentlich erfahren hatten, es dem Herrscher des Landes Ardschi-

Bordschi Chân zur Kenntniss brachten, sprach der König: „Wenn es stets ein und derselbe Knabe bliebe, dann würde ich unter ihm einen Bodhisattva vermuthen; nachdem man aber wahrnimmt, dass bei dem alltäglichen Spiele vieler Knaben von denselben an jedem Tage andere mit der Würde und Majestät bekleidet werden, so dürfte wohl die Ursache im Innern der Stätte selbst liegen".

Mittlerweile hatte ein Unterthan des Grosskönigs sich an das Meer begeben, um Edelsteine zu suchen. Einem Bekannten, der eben im Begriffe war zurückzureisen, hatte er einen Edelstein mitgegeben, mit dem Auftrage, ihn seiner Frau und den Kindern zu überbringen. Der Mann nahm den Edelstein mit; ohne ihn aber der Frau und den Kindern übergeben zu haben, hatte er selbst ihn verkauft und so für sich verwendet. Als der Mann, der auf den Erwerb von Edelsteinen ausgezogen, nach Hause zurückgekehrt war, fragte er seine Frau: „Durch einen Mann Namens Dsük habe ich einen Edelstein übersendet; hat er ihn abgegeben?" Weil nun die Frau dies verneinte und er den Umstand, dass er den Edelstein abgesendet habe, derselbe aber seiner Frau und den Kindern nicht übergeben worden sei, zur Kenntniss seines Königs brachte, so befahl dieser den Mann Namens Dsük zu rufen. Da der Mann von diesem Umstande Wind bekommen hatte, so überreichte er zwei mächtigen Ministern Geschenke mit den Worten: „in Gegenwart von euch beiden als Zeugen

will ich den besagten Edelstein übergeben haben", und diese waren mit dem Vorschlag einverstanden. Als sie nun erschienen waren, fragte der König den Mann Namens Dsük: „Hast du den Edelstein dieses Mannes der Frau und den Kindern desselben übergeben?" „In Gegenwart dieser beiden Minister", sprach er „habe ich ihn übergeben". Und als er nun die beiden Minister fragte, erklärten diese in Übereinstimmung mit den Worten Dsük's, dass die Übergabe richtig sei. Nachdem der König, die Übergabe als geschehen annehmend, das Urtheil in diesem Sinne gefällt hatte, entliess er sie. Sobald die vier nun, mit einander umkehrend, auf dem Heimwege in der Nähe des an diesem Tage den König spielenden Knaben-Königs vorübergiengen, beschied sie der Knaben-König vor sich. Nachdem die vier erschienen, ihre Verbeugung gemacht und zu wiederholten Malen ihre Huldigung dargebracht hatten, fragte sie der Knaben-König: „Was seid ihr für Leute und was für eine Angelegenheit habt ihr?" Nachdem man den Verlauf des Rechtshandels vollständig zu seiner Kenntniss gebracht, sprach der Knaben-König: „Nach der Entscheidung eures Königs kann es unmöglich gehen; ich will die Sache noch einmal untersuchen; wollt ihr euch danach richten?" Da des Knaben-Königs Würde und Majestät gewaltig war, so erklärten sie nach dem Ausspruche des gefürchteten Königs sich richten zu wollen. Er liess die vier Personen von einander abgesondert sich niedersetzen und gab ihnen vier Klumpen Thon, in

Heeres von 100.000 Mann, die aus der Öffnung eines einzigen Härchens seines Körpers hervorsprangen, unter dem Namen Gesser-Chân berühmt. Der jüngste Bruder endlich, der an einem Tage nach vier Gegenden vier Karawanen mit Führern an der Spitze abgehen liess und sich dadurch den alle Wünsche befriedigenden Talisman Tschintâmaṇi verschaffte, wurde als Beherrscher der Schätze unter dem Namen Barss-Irbiss (Tiger und Leopard = als Schâh von Persien) hochberühmt. —

Zu der Zeit war die Welt von Ǵambudvîpa in einem überaus blühenden Zustand. Zu der Zeit hatte man auch dem Meister Nâgârǵuna den Siddhi-Kûr überbracht. Jetzt ist dieser mit Wunderkraft ausgestattete Todte sowie die Leichenstätte, welche in der auf einem strahlenden Berge Südindiens belegenen und den Namen des „kühlen Haines“ führenden Felsengrotte sich befindet, hochgefeiert unter dem Namen Siddhitu-Altan. Bis auf den heutigen Tag existiren sie noch. In der Folge wurden sie so die Veranlassung, dass der Menschen Lebenszeit und Glückseligkeit erhöht und ihre Wirksamkeit erweitert, dass Gesetz und Glaube in allen Gegenden immer weiter verbreitet wurden.

Ardschi-Bordschi.

Einleitung.

Der Knaben-König. — Der veruntreute Edelstein. — Die zwei gleichen Brüder. — Vikramâditja's goldener Thron.

Früh vor Zeiten herrschte in einem Reiche Indiens ein Grosskönig Namens Ardschi-Bordschi. Knaben aus der Bevölkerung des Hoflagers dieses Königs pflegten, während sie die Kälber hüteten, zum Behufe ihres Spieles auf den Gipfel eines Hügels zu steigen und von da einen allgemeinen Wettlauf anzustellen. Diejenigen Knaben, die dabei als Sieger hervorgiengen, setzte man jedesmal für eben diesen Tag zum König ein; die übrigen Knaben dagegen mussten als Würdenträger, Minister und Adjutanten fungiren. Wer diesem den König spielenden Knaben nahe kam, musste sich entschliessen, ihn nach der Art und Weise, wie die Menschen sich verbeugen, sich auf die Kniee werfen und tiefe Ehrfurcht bezeigen, gleich einem Könige zu ehren. Da des Knaben Herrlichkeit und Majestät gewaltig war, so war er in der That gewissermassen einem Könige ganz gleich. Als diejenigen, welche ein solches Auftreten gelegentlich erfahren hatten, es dem Herrscher des Landes Ardschi-

Bordschi Chân zur Kenntniss brachten, sprach der König: „Wenn es stets ein und derselbe Knabe bliebe, dann würde ich unter ihm einen Bodhisattva vermuthen; nachdem man aber wahrnimmt, dass bei dem alltäglichen Spiele vieler Knaben von denselben an jedem Tage andere mit der Würde und Majestät bekleidet werden, so dürfte wohl die Ursache im Innern der Stätte selbst liegen“.

Mittlerweile hatte ein Unterthan des Grosskönigs sich an das Meer begeben, um Edelsteine zu suchen. Einem Bekannten, der eben im Begriffe war zurückzureisen, hatte er einen Edelstein mitgegeben, mit dem Auftrage, ihn seiner Frau und den Kindern zu überbringen. Der Mann nahm den Edelstein mit; ohne ihn aber der Frau und den Kindern übergeben zu haben, hatte er selbst ihn verkauft und so für sich verwendet. Als der Mann, der auf den Erwerb von Edelsteinen ausgezogen, nach Hause zurückgekehrt war, fragte er seine Frau: „Durch einen Mann Namens Dsük habe ich einen Edelstein übersendet; hat er ihn abgegeben?“ Weil nun die Frau dies verneinte und er den Umstand, dass er den Edelstein abgesendet habe, derselbe aber seiner Frau und den Kindern nicht übergeben worden sei, zur Kenntniss seines Königs brachte, so befahl dieser den Mann Namens Dsük zu rufen. Da der Mann von diesem Umstande Wind bekommen hatte, so überreichte er zwei mächtigen Ministern Geschenke mit den Worten: „in Gegenwart von euch beiden als Zeugen

will ich den besagten Edelstein übergeben haben", und diese waren mit dem Vorschlag einverstanden. Als sie nun erschienen waren, fragte der König den Mann Namens Dsük: „Hast du den Edelstein dieses Mannes der Frau und den Kindern desselben übergeben?" „In Gegenwart dieser beiden Minister", sprach er „habe ich ihn übergeben". Und als er nun die beiden Minister fragte, erklärten diese in Übereinstimmung mit den Worten Dsük's, dass die Übergabe richtig sei. Nachdem der König, die Übergabe als geschehen annehmend, das Urtheil in diesem Sinne gefällt hatte, entliess er sie. Sobald die vier nun, mit einander umkehrend, auf dem Heimwege in der Nähe des an diesem Tage den König spielenden Knaben-Königs vorübergiengen, beschied sie der Knaben-König vor sich. Nachdem die vier erschienen, ihre Verbeugung gemacht und zu wiederholten Malen ihre Huldigung dargebracht hatten, fragte sie der Knaben-König: „Was seid ihr für Leute und was für eine Angelegenheit habt ihr?" Nachdem man den Verlauf des Rechtshandels vollständig zu seiner Kenntniss gebracht, sprach der Knaben-König: „Nach der Entscheidung eures Königs kann es unmöglich gehen; ich will die Sache noch einmal untersuchen; wollt ihr euch danach richten?" Da des Knaben-Königs Würde und Majestät gewaltig war, so erklärten sie nach dem Ausspruche des gefürchteten Königs sich richten zu wollen. Er liess die vier Personen von einander abgesondert sich niedersetzen und gab ihnen vier Klumpen Thon, indem er

also sprach: „Da ihr alle vier, der Absender und der Überbringer des Edelsteines sowie die beiden als Augenzeugen dienenden Minister, nur den einen Edelstein gesehen habt, so bildet mir die Gestalt des Edelsteines, den ihr gesehen, jeder für sich in einer Form aus Thon nach“. Als sie ihre Gebilde übersendeten, da war das des Absenders und das des Überbringers des Edelsteines gleich. Weil aber die beiden die Aussage bestätigenden Minister den Edelstein nicht gesehen, so hatte der eine, indem er bei sich dachte: „einem Pferdekopf, heisst es, ist ein Edelstein ähnlich“, ihn wie einen Pferdekopf gebildet; der andere dagegen, indem er bei sich dachte: „einem Schafskopf, heisst es, ist ein Edelstein ähnlich“, ihn wie einen Schafskopf gebildet. Als man die vier vor den König berief, liess der Knaben-König folgenden Ausspruch ergehen: „Wenn ich das Ganze genau untersuche, so haben der Absender und der Überbringer, weil sie beide nur den einen Edelstein gesehen, die Form desselben einerlei und gleich nachgebildet; ihr beiden Minister dagegen, weil ihr den Edelstein nicht gesehen, habt, indem ihr euch einbildetet, wie ein Pferdekopf oder wie ein Schafskopf müsse ein Edelstein sein, denselben danach gestaltet. Im Grundgesetz der Minister muss es heissen: ‚anders als auf die Wahrheit sich zu stützen, mit Lug und Trug vorzugehen, das ist eines Ministers unwürdig‘“. Indem er ihnen diesen derben Verweis gab, befahl er sie festzunehmen und ebenso gebot er auch den Mann Namens

Dsük zu verhaften. Nach der Verhaftung sprachen die beiden Minister: „Weil Dsük mit der Drohung, er würde sich das Leben nehmen, uns gebeten hat, sind wir falsche Zeugen geworden“. Und Dsük erklärte: „Dass ich, ohne den Edelstein der Frau und den Kindern zu übergeben, selbst ihn verkauft und für mich verwendet habe, das ist die Wahrheit“. Er liess diese Personen ein klares Protokoll niederschreiben und schickte dann die drei, nämlich die beiden Minister, die sich als falsche Zeugen gebrauchen liessen, und den Überbringer des Edelsteins, der ihn für sich verwendet, mit dem Befehl ab, die Sache zur Kenntniss des Ardschi-Bordschi Chân zu bringen, indem er ihm folgendes ausrichten liess: „Mit den Grundsätzen eines die weltliche Macht und die Religion gleichmässig aufrecht erhaltenden Herrschers darf es nicht so bestellt sein! Weil deines Leibes und deiner Seele Befinden nicht in der richtigen Ordnung ist, wenn du Entscheidungen triffst, ohne den Gang eines bedeutenden und eines geringfügigen Rechtsstreites klar zu unterscheiden, ohne die Wahrheit und die Lüge gehörig zu ergründen, so wäre es besser, du legtest deine königliche Würde nieder; wenn du aber König bleiben willst, so gebührt es sich, dass du gleich mir nur nach genauer Prüfung das Urtheil fällst“. Mit einem Briefe dieses Inhaltes sandte er sie ab.

Als der König den Brief gelesen, rief er aus: „Was ist das? das muss doch ein ausserordentliches, mit hohem Verstande begabtes Wesen sein! Wenn jeden Tag ein

und derselbe Knabe mit solcher Eigenschaft begabt erschiene, so möchte ich ihn für einen Bodhisattva oder Buddha halten; nachdem aber täglich andere Knaben auftreten, so muss es doch wahrlich etwas immer sich gleich bleibendes sein. Wenn man dieses erwägt, sollte da nicht die Unterlage dieser Hügelhöhe etwa eine Stätte gewesen sein, wo Buddhas oder Bodhisattvas den belebten Wesen die heilige Lehre verkündet haben? oder sollte es vielleicht eine die Weisheit des Menschen erzeugende Kostbarkeit sein? ein ganz bedeutungsloser Ort ist das keinen Falls!" So sprach er und beendete die Untersuchung gemäss der Entscheidung des Knaben-Königs von demselben Tage.

Ein Minister des Königs Ardschi-Bordschi hatte einen einzigen Sohn. Dieser war in den Krieg gezogen und kehrte nach zwei Jahren aus demselben zurück. Während nun der Minister mit der Veranstaltung eines Freudenfestes wegen der Heimkehr seines einzigen Sohnes aus dem Feldzuge beschäftigt war, da erschien neuerdings noch ein zweiter ganz gleicher Sohn. Da bei dem Sohne von früher und bei dem später gekommenen Sohne Farbe, Aussehen, Gestalt, die Rosse die sie ritten, die Kleidung die sie anhatten, die Köcher die sie umgehangen, die Aussprache in der Rede, kurz alles ganz gleich war, so vermochten die Eltern und die übrigen

Verwandten sämmtlich sie nicht zu unterscheiden. Indem nun die beiden erschienenen Jünglinge sich zankten, da jeder behauptete: „Das sind meine, meine Eltern, Frau und Kinder", begaben sie sich zu ihrem Könige, um den Rechtsstreit bei ihm vorzubringen. Weil dieser sie aber nicht zu unterscheiden vermochte, so berief er Eltern, Frau und Kinder. Zu den Eltern sprach er: „welcher von beiden ist euer Sohn?" die Frau fragte er: „welches ist dein Mann?" Doch sie antworteten: „Wir sind nicht im Stande sie zu unterscheiden, alle beide sind ja ganz gleich". Darauf liess der König sie alle abtreten. Nur die beiden Jünglinge forderte er auf, indem er einen nach dem andern vornahm, aus den Zeiten des Urgrossvaters und Ururältervaters und vom Grossvater an herwärts bis auf den heutigen Tag alle Umstände und Begebenheiten, wie sie eingetreten und ausgegangen, nach einander herzuerzählen. Weil nun der eine ein Jüngling war, der sich aus einem Schimnus (bösen Dämon) in diese trügerische und berückende Gestalt verwandelt hatte, so wusste er vom Urgrossvater an herwärts bis auf den heutigen Tag den ganzen Verlauf der Begebenheiten ohne sich zu irren herzuerzählen. Weil dagegen der wirkliche Sohn sich nur vom Grossvater ab erinnerte, vom Urgrossvater aber nichts wusste, so gab der König den Eltern, Frau und Kindern den Urtheilsspruch mit den Worten: „jener ist der wahre". Der Schimnus entfernte sich voll Freude; dem echten Sohne wurden Eltern, Frau und Kinder vom Schimnus

abgenommen, und da er nirgends eine bleibende Stätte fand, wo er leben konnte, folgte er seinen Eltern, Frau und Kindern weinend nach. Wie sie nun vorüberzogen und der den König spielende Knabe sie erblickte, fragte er: „Worüber seid ihr im Streite gewesen? über Mann, Frau, gross oder klein, worüber?“ Während sie insgesammt, in Scheu gerathen vor seiner Majestät, auf die Kniee sanken und mit dem Haupte die Erde berührten, erzählten die beiden Jünglinge, sich verbeugend, den ganzen Sachverhalt. Da liess der Knaben-König sich also vernehmen: „Bei dem Urtheilsspruche des Ardschi-Bordschi Chân kann es unmöglich sein Bewenden haben; indem ich ihn aufhebe, werd' ich die Sache von neuem entscheiden“. Auf diese Worte versetzten sie: „Wir werden uns nach dem Ausspruche des grossen Königs richten“ und verneigten sich bis zur Erde. Der Knaben-König nahm einen vor ihm stehenden Krug und sprach: „Ihr beiden Jünglinge! wer von euch in diesem Kruge Platz hat und hineingeht, nur dem von euch gebe ich Frau und Kinder; wer von euch darin keinen Platz hat, der muss Verzicht leisten!“ Der echte Sohn hatte, von seinem Leibe ganz abgesehen, nicht einmal mit seinem Finger darin Platz. Der zweite Jüngling dagegen verwandelte sich, weil er ein Schimnus war, in eine magische Gestalt und gieng hinein. Der Knaben-König versiegelte die Öffnung sofort mit dem Diamant, und indem er den Schimnus trotz seines lauten fürchterlichen Geschreies dem Ardschi-Bordschi Chân überschickte, liess er ihm

folgendes sagen: „Du Ardschi-Bordschi Chân, steht es so mit deiner Aufrechterhaltung von Gesetz und Glauben? ist das dein Anrecht auf den Titel eines Grosskönigs? Deines eigenen Unterthanes Frau und Kinder hast du einem Schimnus überantwortet, deinen Unterthan vertrieben; ist das recht von dir? wie? Wenn du König sein willst, so entscheide gleich mir nur nach genauer Prüfung; wenn du es aber, ohne dies zu können, sein willst, so darfst du, da du den Unterschied der belebten Wesen nicht kennst und die Unterthanen quälst, nicht länger König bleiben". Auf diese Botschaft hin tödtete Ardschi-Bordschi Chân den Schimnus, indem er ihn verbrennen liess; den echten Jüngling liess er zu seinen Eltern, Frau und Kindern zurückkehren. Den Knaben aber staunte er mit grosser Bewunderung an. „Was muss doch das", rief er aus, „für ein ausserordentlicher Knabe sein! Wenn bloss ein einziger Knabe jeden Tag mit solcher Weisheit begabt wäre, so würde ich einen Buddha oder Bodhisattva in ihm vermuthen; allein es ist ja doch wahrlich jedesmal derjenige, welcher unter allen Knaben aus dem Wettlauf als Sieger hervorgeht, so scharfsinnig, klug und weise. Wenn man das erwägt, so ist es nicht die Weisheit der Knaben, sondern sie dürfte an dem Gipfel des Hügels selbst haften".

Nach diesen Worten machte er sich, von seinen Ministern und Würdenträgern begleitet, auf den Weg dahin. Und als man die den Knaben zum Königsspiel dienende Hügelhöhe umgrub, kam aus dem Innern ein

goldener Thron zum Vorschein, und auf den 32 goldenen Stufen dieses Thrones standen 32 Holzfiguren auf jeder Stufe eine befestigt. Bei diesem Anblick freute sich der König ungemein und liess den Thron in seine eigene Residenz bringen. In Begleitung der zahlreich versammelten Geistlichkeit, unter dem Schlagen der Becken und Pauken und dem Spielen der Geigen und Flöten und unter vielfachen Segenswünschen beabsichtigte er eben, nachdem er einen glückverheissenden Tag ausgewählt, im Glauben, dass er einen ihm vom Himmel bestimmten Thron gefunden habe, sich auf demselben niederzulassen. Aber kaum begann er emporzusteigen, als eine auf der Stufe befestigte Holzfigur ihn am rückwärtigen Schosse des Kleides zog, eine vorn befindliche Holzfigur ihn vor die Brust stiess, eine andere mit den Worten: „das ist doch wohl nur Scherz von dir?“ ihn von hinten fasste, und wieder eine andere rief: „König Ardschi-Bordschi, halt! Dieser von dir beanspruchte Thron war in grauer Vorzeit der Thron, auf dem der Gott Churmusta sass; nach ihm war es der Thron des erhabenen Königs Vikramâditja. Desshalb, o König, wenn du für die sechs Classen der belebten Wesen dein Leben nicht schonen willst, dann setze dich darauf; wo nicht, so verzichte darauf; wenn du ein König wie der erhabene Vikramâditja bist, dann setze dich darauf; bist du das aber nicht, dann kannst du dich nicht darauf setzen“. Auf diese Worte sanken der König und alle Anwesenden auf die Kniee und bezeigten ihre Verehrung, worauf eine Holzfigur

also sprach: „Du König an der Spitze und ihr sämmtlichen Anwesenden! fürchtet euch nicht; ich will euch aus grauer Vorzeit von des erhabenen Königs Vikramâditja Wandel erzählen“.

I. Vikramâditja's Geburt.

In grauer Vorzeit lebte ein mächtiger König Namens Gandharva; er hatte Üdsesskülengtu-Gôa, die reizend schöne Tochter des mächtigen Königs Galindari, geheiratet. Glaube und Gesetz dieser Welt befestigte und schützte er. Weil er indessen ohne Nachkommen blieb, flehte er stets darum zu Buddha und den Himmelsgöttern, und grämte sich unaufhörlich in seinem Herzen darüber. Desshalb sprach Üdsesskülleng-Chatun einst zu ihrem Gemahl also: „Mein Fürst, da du um der Nachkommenschaft willen unaufhörlich im Herzen dich grämst, so meine ich, wenn du noch eine andere Frau nehmen würdest, könntest du vielleicht mit Nachkommen beglückt werden“. Der König war mit diesem Vorschlag einverstanden, wählte ein Mädchen aus der Zahl seiner Unterthanen aus und heiratete dasselbe. Bald gebar diese Gemahlin von niedrigem Stande einen Sohn. Weil der König zu dieser seiner zweiten Gemahlin eine grosse Zuneigung gefasst hatte, betrübte sich Üdsesskülleng-Chatun in ihrem Herzen und dachte bei sich: „Durch

meines Vaters Einfluss ist er König geworden; auf meine Ermächtigung hin hat er diese zweite Gemahlin genommen; jetzt bedarf er meiner nicht mehr; allein was soll ich anfangen? In einer Felsengrotte auf der Rückseite dieses Berges wohnt ein wunderkräftiger Einsiedler; zu ihm will ich mich begeben, ihm meine tiefe Verehrung bezeigen und ihn um Kindersegen bitten". Von fünf Dienerinnen begleitet und mit dem nöthigen Speisevorrath, mit Thee und dergleichen sich versehend begab sie sich auf den Weg zu dem Einsiedler. Dort angelangt machte sie die üblichen Verbeugungen und wollte ihr Anliegen vortragen. Weil aber der Einsiedler eben in seinen frommen Betrachtungen versunken war, umwandelte sie inzwischen ehrerbietig die Stätte. Als der Lama sie um die Mittagszeit gewahrte, sprach er: „Erhabene Königin, was für einen Kummer hast du auf dem Herzen, dass du in gläubiger Andacht zur ehrfurchtsvollen Huldigung hier erschienen bist?" Auf diese Worte brachte die Königin ihr Anliegen vor, indem sie sprach: „Ich erflehe Kindersegen". „Mögest du mit zahlreicher Nachkommenschaft beglückt werden!" antwortete der Lama, und reichte ihr eine Handvoll Erde, welche er segnete. „Koche dies", sagte er, „in Rüböl, verdünne es dann mit Wasser in einem Porcellan-Gefäss und iss es auf". Mit dieser Anweisung kehrte die Königin voll Freude zurück. Sobald sie nun die Masse in einem neuen Porcellan-Gefässe mit Wasser verdünnt hatte, ward dieselbe in einen Gerstenbrei verwandelt. Die Fürstin verzehrte

denselben, und nachdem sie das Porcellan-Gefäss abgegeben, ass noch ein Mädchen den Bodensatz auf. Ohne Verzug wurde die Königin schwanger, und als der letzte Monat zu Ende gieng und es zur Entbindung kam, da traten mancherlei verschiedene Wunderzeichen ein: des Kalavinka melodische Vogelstimme liess sich vielfach vernehmen, vom Himmel fiel ein Blumenregen hernieder, Wohlgerüche verbreiteten sich. Der König an der Spitze und alle Unterthanen freuten sich unendlich über die Geburt eines Sohnes. In seiner Vaterfreude ordnete er die jüngere Gemahlin an der Spitze einer Gesandtschaft mit einer Anzahl Würdenträger ab, mit dem Auftrag, den Einsiedler um das Schicksal des Neugebornen zu befragen. Als sie, bei dem Lama angekommen, ihm die Geburt eines Sohnes und die dabei erfolgten verschiedenen wunderbaren Erscheinungen berichteten, und ihn um das Schicksal des Kindes befragten, sagte der Einsiedler: „Ich kann mich sofort zur frommen Betrachtung niedersetzen“, und ohne viel Worte zu machen, sprach er nur: „Wenn dieser Knabe gross geworden, ist er ein Liebhaber von Mahlzeiten, die also beschaffen sind, dass dabei von dem an die zu verzehrenden Speisen zu mischenden Salze 1500 Wagen aufgehen“. Da ausser diesem also lautenden feierlichen Ausspruch weiter kein Wort mehr erfolgte, kehrten die Königin und die Minister, sich allgemein darüber verwundernd und ihre Bemerkungen dazu machend, zurück und erstatteten dem König ausführlichen Bericht.

Der König, den Ausspruch nicht verstehend und in seinem Herzen darüber sich grämend, sprach: „Was ist das doch für ein sonderbarer Ausspruch! Das muss ein wahrhaftiger Dämon sein!“ Er liess alle seine Unterthanen versammeln und sprach also: „1500 Wagen voll des an die Speisen dieses Knaben zu mischenden Salzes sollen aufgehen, heisst es! Weit entfernt davon, dass ein Mensch allein so viel verzehrt, würden denn sogar viele Menschen selbst bis zu ihrem Lebensende es verbrauchen können? Das muss sicherlich ein tausendfältiger Schimnus sein; tödtet ihn“. Die Minister, darüber betroffen, versetzten: „Wie? den Sprössling des Herrschers sollten wir tödten? wie wäre es denn, wenn wir ihn in eine Einöde entführten und in einem dichten Walde aussetzten?“ Der König war mit dem Vorschlag einverstanden. Zwei Minister brachten das Kind fort und setzten es in einem grossen Dickicht aus. Eben wollten sie weggehen, als der Knabe den beiden Ministern zurief und zu ihnen sprach: „Wartet, ihr Minister; ich will euch ein Wort sagen“. Auf diesen Zuruf standen die Minister still und hörten mit grosser Verwunderung zu. Der Knabe sprach also: „Geht hin zu eurem König und überbringt ihm getreu meine Worte. Die zur Welt kommenden Jungen des Pfauenvogels, sagt man, pflegen während ihres Heranwachsens mit blauer Farbe aufzuwachsen; nachdem sie gross geworden, pflegen sie goldbefiederte Pfauen zu werden. Diesen gleich wird auch einem König ein Sohn ge-

boren. Nach der Geburt, heisst es, wächst er unter der Obhut seiner Eltern und der erhabenen Dynastie heran. Wenn er nun, nachdem er gross geworden, ein die vier Welttheile beherrschender König werden sollte, und wenn er dann als solcher die Fürsten der vier Welttheile zu einer Versammlung beruft und für dieselben ein grosses feierliches Religionsfest veranstaltet, so wird das bei dieser Gelegenheit aufgehende Salz 1500 Wagen weit übersteigen; ja, sagt an, würden selbst 10.000 Wagen Salz dazu ausreichen? Die Papagaien pflegen erst, wenn sie aus den gelegten Eiern ausgekrochen, in Vogelgestalt sich einherzubewegen; nachdem sie gross geworden, lernen sie die Sprache der belebten Wesen und lernen vollständig Klugheit und Weisheit. Diesen gleich wird auch einem König ein Sohn geboren. Nach der Geburt aber, heisst es, pflegt er während seines Wachsthums unter der Obhut seiner Eltern und der gesammten sehr erhabenen Dynastie heranzureifen. Wenn er nun, nachdem er gross geworden, ein Himmel und Erde und die vier Welttheile beherrschender mächtiger König werden sollte, und wenn er dann in der Eigenschaft eines solchen Himmel und Erde und die Welttheile sämmtlich beherrschenden Königs die Himmelsgötter und die Fürsten der vier Welttheile und die zahlreichen Bodhisattvas und die gesammte Geistlichkeit der vier Welttheile beruft und ein grosses feierliches Religionsfest veranstaltet, würden da, ganz zu schweigen davon dass 1500 Wagen an dazu erforderlichem Salze auf-

gehen, sagt an, selbst 10.000 Wagen Salz ausreichen? Dies für euern König!“

Nach dieser Rede kehrten die beiden Minister eiligst zurück und hinterbrachten die von dem Knaben gesprochenen Worte alle vollständig. Als der König das hörte, schlug er die Hände zusammen und aufspringend rief er: „O du mein wahrhafter Bodhisattva! wenn ich sage, dass ich dich nicht erkannt habe, so ist das gewiss die Wahrheit! Geht, geht, schnell will ich meinen Sohn holen“. Der König an der Spitze und die ganze Bevölkerung machten sich zusammen eiligst auf den Weg. Als sie bei der Ankunft nachsuchten, war das Kind an der Stelle, wo es ausgesetzt worden, nirgends zu finden. Der König brach in Thränen aus und rief: „O du mein Bodhisattva, der du von klein an vermöge deiner Gewohnheit Barmherzigkeit übst! o du mein Bodhisattva, der du von Kindheit an sinnvolle Worte weisst und aussprichst! o wie habe ich dich missverstanden! wohin bist du von dem Orte hier, wo man dich ausgesetzt, entschwunden?“ Während er so wehklagend weiter schritt, liess sich auf einmal in einer Felsengrotte ein schallendes Weinen vernehmen. Als er eiligst dahin stürzte, sah er, wie acht grosse Fürsten der Schlangendämonen hinzutretend über das Kind eine Decke von Lotusblumen ausbreiteten; mit dem Munde liessen sie es Honig saugen, vor ihm sanken sie auf die Kniee, verneigten sich, indem sie die zusammengelegten Handflächen bis zur Stirne

erhoben, und berührten mit dem Haupte die Erde: so waren sie unaufhörlich um das Kind beschäftigt. Allein als der König sich näherte, waren sie spurlos verschwunden, ohne weiter gesehen zu werden. Der König nahm das Kind, legte es auf seinen Scheitel und sprach unter Darbringung seiner Huldigung und Verehrung: „O du mein Sohn, barmherziger Bodhisattva! ich bin ja dein Vater!“ Und nachdem er seine verkehrten Gedanken und Fehler bereut, brachte er ihn nach Hause und nannte ihn seines Volkes hocherhabenen machtvollen Prinzen Vikramâditja.

„Du mein König Ardschi-Bordschi!“ sprach zum Schluss die Holzfigur, „dieser hehre Vikramâditja, der schon von Kindheit an so sinnvolle Aussprüche gethan, dessen Vater ihm seine Huldigung dargebracht, war so erhaben und hochheilig. Wenn du ein solcher König sein solltest, dann setze dich auf diesen Thron; bist du es aber nicht, dann kannst du dich nicht darauf niederlassen; kehre um“.

II. Vikramâditja's Jugend. — Schalû das indische Wolfskind. — Vikramâditja der Besieger der Schimnus.

Ardschi-Bordschi Chân stieg abermals die Stufen empor, um sich auf den Thron zu setzen. Da rief eine Holzfigur: „Halt König! habe ich es dir denn nicht gesagt? Bisher habe ich umständlich erzählt, in

welcher Weise, nachdem der hehre heldenmüthige ... Vikramâditja zur Zeit seiner Kindheit in einem ... ausgesetzt worden und so sinnvolle Worte ge... sein Vater, der König Gandharva, und die ... habene Dynastie ihm ihre Huldigung dargebracht ha... Jetzt will ich vom Wandel des hochheiligen ... müthigen Königs Vikramâditja zur Zeit seines Erwachsens erzählen. Du König und alle ihr Anwesende, tretet heran und höret zu“.

Als einst König Gandharva, der Vater des heldenmüthigen Vikramâditja, zum Kampfe mit dem Fürsten der Schimnus auszog, liess er seinen eigenen Leib in der Nähe einer Buddha-Statue zurück. Nachdem er nun als Geist den Himmelsgöttern gleich entschwunden war, trat die jüngere Fürstin aus niederem Stande zu der reizend schönen Gemahlin Üdsesskuleng-Göa-Chatun und sprach: „So lange unser Gebieter mit uns verkehrte, war er in menschlicher Gestalt; jetzt bei seiner Abwesenheit ist er in so reizender, schöner, glänzender Erscheinung abgezogen! möchte er doch im Verkehre mit uns so reizend sein!“ Auf diese Worte versetzte Üdsesskuleng-Chatun lächelnd: „Weil du noch jung bist, so verstehst du das nicht; da er wusste, dass durch die Spitzen der schneidenden Schwerter sein Leib Schaden leiden könnte, so ist er als Geist in Gestalt der Himmelsgötter entschwunden!“ Während ihrer Rückkehr dachte die Fürstin also: „Wenn ich des Königs zurückgelassenen Leichnam verbrenne, so dürfte er nach seiner Wiederk...

ständig in derselben reizenden Gestalt bleiben“.
em Gedanken begab sie sich zu dem Tempel
ddha-Bildes, nahm den dort zurückgelassenen
m des Königs, und indem sie von zahlreichen
nnen Sandelholz herbeibringen liess, verbrannte
Leichnam. Während dies vorgieng, erschien der
in den Lüften und liess sich aus dem Himmels-
also vernehmen: „Von meinen mit so vieler Mühe
mengebrachten Unterthanen und von meinen mit
eler Liebe behandelten Frauen und Kindern und
meinem vielgeliebten Leibe bin ich nun geschieden!
n aber, meine Geliebten, wird das Heer der Schimnus,
ches nach Verlauf von sieben Tagen erscheint und
en Metallhagel herabfallen lässt, euch, meine Theuern,
d es aufzehren. Es wäre gut, wenn ihr vor Ablauf
r sieben Tage euch flüchten und von hier wegziehen
ürdet“. Nach diesen Worten entschwand er zum Nirvâṇa.

Während die Fürstin, die Adjutanten und Minister und das ganze zahlreiche Volk, indem sie sich an des Königs trefflichen Wandel erinnerten, einer fast sinnverwirrenden Trauer sich hingaben, sprach Üdsesskülleng-Chatun: „Wenn ich auch noch so sehr dem Schmerze mich überlasse, so hilft das doch nichts; dagegen dürfte es von Nutzen sein, wenn ich nach dem Rathe des wundervollen Königs dieses eine Kind in Sicherheit bringe“. Und so machte sie sich in Begleitung ihrer fünf Dienerinnen auf, um in die Heimat zurückzukehren. Während sie nun alle sieben dahinzogen, geschah es, dass eines von

den Mädchen unterwegs niederkam. Da sprach die Königin: „Ei, dass du als Mädchen uns auf der Wanderung solchen Aufenthalt machst, was soll das heissen?“ „O Königin“, versetzte das Mädchen, „ich habe mit Männern keinen Umgang gehabt; das ist vom Kosten des Bodensatzes gekommen der von der Königin genossenen Speise, die der Lama gesegnet“. Darauf erwiederte die Königin: „Wie könnten wir das dem Segen des Lama entsprossene Kind zurücklassen? wir wollen es mit auf unsere Wanderung nehmen“. Allein die andern Mädchen sprachen: „Da wir schon den früher gebornen königlichen Prinzen auf der Wanderung zu tragen haben, wie könnten wir jetzt noch ein so junges Blut mit uns weiter schleppen?“ Und da sie alle zusammen diese Bemerkung richtig fanden, so liessen sie das Kind in einer Wolfshöhle zurück. Von da weiter ziehend gelangten sie unter beständigen Sorgen wegen des Ausgehens ihrer Lebensmittel in die Nähe der Residenz des mächtigen Königs Kütschün-Tschidaktschi. Während sie dort an einem Felde Halt machten, versammelten sich eine Menge Leute auf der andern Seite des Feldes, welche die Schönheit der Fürstin Üdsessküleng-Chatun bewunderten und sich nach ihren Verhältnissen erkundigten. Mittlerweile hatte der Grosskönig auf einem Spaziergang in der Nähe des Feldes die zahlreiche Versammlung bemerkt, kam heran, und auf die Frage, was es hier gebe, trat ein Mann hervor und berichtete: „Es ist die Gemahlin eines mächtigen

Königs, heisst es; aus Furcht vor den Schimnus ist sie auf der Wanderung begriffen, der König ist zum Nirvâṇa eingegangen". Der König trat selbst heran und befragte die Fürstin um die näheren Umstände. Die Fürstin erzählte ausführlich den ganzen Hergang, wie der König zum Nirvâṇa entschwunden, wie die jüngere Gemahlin seinen Leichnam verbrannt und wie sie selbst ihr Kind vor den Schimnus geflüchtet habe. Als der König dies vernommen, brach er in die Klage aus: „Wie schwer ist doch die Schuld der Frau, welche den Tod eines so vortrefflichen Königs verursacht hat!" Und mit den Worten: „Wie viel hat doch die Fürstin und das Kind gelitten!" gab er einem seiner Minister den Auftrag: „Nehmet Fürstin und Kind sammt den übrigen und bringet sie unter in einer neuen Wohnung, reichet ihnen Lebensunterhalt in reichlicher Menge und wartet ihrer beständig". Darauf kehrte er in seine eigene Residenz zurück. Der Minister holte Fürstin sammt Kind und den übrigen ab, bezeigte ihnen nach dem Befehle des Königs grosse Ehren und wies ihnen die Wohnung an. Der junge Prinz Vikramâditja nahm zu an seinem Körper und von den Weisen lernte er Weisheit, von den Zauberern lernte er die Zauberkunst, von den Dieben lernte er das Diebshandwerk, von den Lügnern lernte er das Lügen, und indem er von den Handelsleuten den Handel erlernte, wusste er den Gewinn in ausgedehntem Masse zu erzielen.

Während ihres dortigen Aufenthaltes waren 500 Kaufleute ausgezogen, um Schätze zu erwerben. Auf

ihrer Heimkehr sahen sie einen Knaben mit jungen Wölfen spielen. „Wie kann ein Menschenkind“, sprachen sie zu einander, „mit jungen Wölfen spielen?“ Mit diesen Worten fiengen sie den Knaben und nahmen ihn weg. „Wie wirst du“, fragten sie, „als Menschenkind mit Wölfen zusammen bleiben? geh mit uns“. Auf diese Worte versetzte der Knabe: „Ich bin ein Wolfskind; wollt ihr, nachdem ihr mich ergriffen habt, es doch auf meine freie Wahl ankommen lassen?“ Allein der vornehmste unter den Kaufleuten, Galbischa, sprach: „Der Mensch muss mit Menschen umgehen, mit Wölfen umzugehen schickt sich durchaus nicht“, und so nahmen sie ihn mit sich.

Als diese Kaufleute in die Nähe der Residenz des Königs Kütschün-Tschidaktschi kamen und an einem Flussarm das Nachtlager aufgeschlagen hatten, nahten Wölfe und begannen zu heulen. Die Kaufleute pflegten das indische Wolfskind Schalû zu nennen. Daher fragten sie den Jungen: „Schalû, was sagen diese Wölfe?“ „Diese Wölfe“, antwortete Schalû, „sind meine beiden Eltern; sie sagen: ‚fünf oder sechs Frauen zogen des Weges und liessen dich, als du geboren wurdest, bei uns zurück; da haben wir dich aufgezogen und gross gemacht; ohne unserer Wohlthat zu gedenken, hast du nnn mit Menschen dich befreundet? Diese Nacht kommt Regen und da der Fluss eine gewaltige Überschwemg anrichtet, so werden die Kaufleute sich in Sicherzu bergen suchen; bei dieser Gelegenheit komm

du, unser Liebling, wieder zurück. In der Nähe lauert dir ein Dieb auf". Und in der That lag der Prinz Vikramâditja, in der Absicht einen Diebstahl auszuführen, in der Nähe auf der Lauer. Als er nun hörte, wie Schalû seinen Gefährten die Worte der Wölfe mittheilte, dachte er: „Dieser Kenner der Wolfssprache ist kein gewöhnlicher Mensch. Dass ein Regen kommt, mag eine Lüge sein; aber wie konnte er wissen, dass ich auf der Lauer liege?" Und indem er umkehrte, sagte er: „Dir werde ich alle Nacht aufpassen!" Nach dieser Drohung entfernte er sich. Die Kaufleute aber änderten in Folge von Schalû's Verständniss der im Wolfsgeheul enthaltenen Worte ihren Aufenthaltsort und liessen sich auf einem vierseitigen Berge nieder. Als in der Nacht der Regen in Strömen goss und der Fluss mächtig über die Ufer trat, sagten die Kaufleute zu einander: „Ohne Schalû hätten wir umkommen müssen!" und gaben dem Schalû Schätze in reichlicher Menge zur Belohnung.

Als sie in der folgenden Nacht abermals an einem Flussarme lagerten, kam der Prinz Vikramâditja wieder, und während er sich auf der Lauer befand, nahten wiederum die zwei Wölfe von früher und begannen zu heulen. Die Kaufleute fragten den Schalû: „Was sagen die Wölfe?" worauf Schalû antwortete: „Das sind die an mir Elternstelle vertretenden Wölfe; sie sagen: ‚wir haben dich so gross wachsen lassen und auferzogen; ohne dieser unserer Wohlthat zu gedenken, willst du nun mit Menschen davonlaufen? später werden wir nicht

mehr kommen'. Ferner sagen sie: ,du, unser Liebling, schlaf diese Nacht nicht; den Fluss herab, an dem ihr lagert, wird der Leichnam eines todten Menschen geschwommen kommen; fang ihn auf, in der rechten Hüfte befindet sich der Edelstein Tschintâmaṇi; derjenige, welcher im Besitz dieses Talismans ist, wird ein die vier Welttheile beherrschender mächtiger König werden. 'Abermals befindet sich ein Dieb auf der Lauer'". Sobald der Prinz Vikramâditja Schalû's Worte gehört, gab er sein Diebsunternehmen auf, wandte sich stromaufwärts und als er, eine Weile abwartend, den todten Menschen heranschwimmen sah, nahte er sich, fieng ihn auf und nahm, indem er die rechte Hüfte aufschnitt, den Edelstein Tschintâmaṇi heraus. Dabei dachte er: „Dieser Knabe Schalû ist kein gewöhnlicher Junge; durch List will ich den Knaben in Besitz zu bekommen suchen". Dann kehrte er zurück. Die Kaufleute wandten sich stromabwärts, fiengen zwar des Mannes Leichnam auf, fanden sich aber bitter getäuscht, als sie den Talisman verschwunden sahen.

Vikramâditja kam bald wieder. Er hatte Tücher, Leinwand und Wollstoffe mitgebracht; diese Tücher und die übrigen Waaren bot er zum Verkauf an, hatte sie aber mit Merkzeichen versehen, indem er an den einzelnen Enden Aufschriften anbrachte. Er fieng während seines Handels Streit an, geberdete sich ganz unsinnig dabei und liess zuletzt seine Wollstoffe, Tücher und andern Waaren vermittelst einer List in den ein-

zelnen Zelten der Kaufleute unvermerkt liegen. Er kehrte zurück und meldete dem König Kütschün-Tschidaktschi folgendes: „Ich war mit 500 Kaufleuten als Theilnehmer in Geschäftsverbindung getreten; allein sie vertrieben und verjagten mich, setzten mir eiligst nach und haben Tücher, Wollstoffe und die übrigen Waaren meines Antheils mir entrissen und mit sich fortgeschleppt“. In solchen Worten trat er als Ankläger auf und bat um Untersuchung. Indem der König sofort zwei Beamte entsandte an der Spitze von 200 Soldaten, die er mitgab, ertheilte er ihnen folgenden Befehl: „Wenn sich seitens der Kaufleute in Wirklichkeit die Entwendung der Tücher und Wollstoffe des Vikramâditja hier herausstellen sollte, so tödtet sie sämmtlich; wenn aber nicht, so ist Vikramâditja in hohem Grade strafbar“. Bei diesen Worten fiel Vikramâditja dem König zu Füssen und sprach: „Überall habe ich an den Enden meiner Tücher und Wollstoffe als Kennzeichen eine Aufschrift angebracht“. Des Königs Abgesandte sprachen nun zu den 500 Kaufleuten also: „Ihr habt die Waaren des jungen Vikramâditja hier gewaltsam ihm entrissen, sagt er; ferner finden sich an den Enden dieser Waaren schriftliche Merkzeichen vor, sagt er; vom Grosskönig hat er uns als Zeugen mitgebracht. Wir werden uns nun nach eines so mächtigen Königs Befehl richten, der, wenn ihr in der That die Sachen entwendet haben solltet, auf euern Tod lautet“. Darauf erwiederten die Kaufleute: „Weit entfernt davon, dass wir mit diesem

ich werde sie zu überwinden trachten". Und so machte er sich auf den Weg in die heimatliche Residenz. Als er endlich angekommen war, erfuhr er, dass der König Galischa auf die Nachricht, dass König Gandharva gestorben sei und zahlreiche Unterthanen sich flüchteten, daselbst in der Absicht erschienen war, sich dort niederzulassen und sich in den Besitz der Residenz des Königs Gandharva zu setzen. Allein schon früher waren die Schimnus erschienen und hatten Besitz davon ergriffen. Die Schimnus kehrten zurück, liessen den König Galischa zwar eindringen, nahmen ihn aber dann gefangen und pflegten nun als Tributlieferung von ihm 100 Menschen mit einem Edelmann an der Spitze in Empfang zu nehmen. Als der Prinz Vikramâditja bei seiner Ankunft in ein Haus am äussersten Ende der Stadt eintrat, fand er daselbst ein altes Mütterchen, welches mit dem Antlitz nieder zur Erde gekehrt dalag; indem sie in einem fort sich das Gesicht zerkratzte, die Haare ausraufte und Staub und Asche kaute, hob sie der Prinz Vikramâditja auf und fragte sie: „Mütterchen! worüber grämst und kümmerst du dich so ausserordentlich?" Die Alte versetzte: „Ihr meine Jünglinge, wisst ihr es denn nicht? Ich hatte nur zwei Söhne. Unser König Galischa war hieher gekommen, um die Residenz des früheren Königs Namens Gandharva in Besitz zu nehmen; allein da er sich von den Schimnus beherrschen lässt, pflegt er diesen an einem Tage 100 Menschen mit einem Edelmann an der Spitze als Tribut zu überliefern. Einen meiner

mir Vortheil erwachsen“, und so begab er sich mit Vikramâditja auf den Weg, die Kaufleute aber entliess der junge Vikramâditja straflos.

Als der Prinz Vikramâditja den Schalû mitbrachte, sagte seine Mutter Üdsesskûleng-Chatun: „Vikramâditja, du mein Liebling, wo bist du hin gewesen? wem gehört dieser Knabe?“ Auf diese Worte versetzte Vikramâditja: „Du meine theure Mutter! als ihr auf der Flucht begriffen waret, hat eine von euch ihn geboren und zurückgelassen, sagt er“. Die Fürstin sprach: „Allerdings ist eines unserer Mädchen unterwegs niedergekommen und hat das Kind zurückgelassen; das könnte er vielleicht sein“, worauf Vikramâditja sagte: „Wenn er es in der That ist, so möge bei seiner Mutter die Milch eintreten und ihr Knabe Schalû möge noch schöner werden!“ Einen solchen Wunsch sprach er aus. Und die Milch zeigte sich wirklich bei seiner Mutter und Schalû ward schön.

Eines Tages sprach der Prinz Vikramâditja zu seiner Mutter: „Meine Mutter! lebe hier ruhig weiter; von meinem Schalû begleitet will ich in der Residenz, in welcher mein königlicher Vater herrschte, mich umsehen“. „Mein Sohn Vikramâditja!“ versetzte die Mutter, „die Entfernung ist gar weit, der bösen Menschen gibt es so viele; wie willst du, mein theurer, hingelangen?“ Doch der Prinz Vikramâditja antwortete: „Mag auch die Entfernung weit sein, ich werde durch rüstiges Wandern schon hingelangen; wenn der Feinde auch viele sind.

ich werde sie zu überwinden trachten". Und r n davor
er sich auf den Weg in die heimatliche R · Das sei
er endlich angekommen war, erfuhr er, bin ich in
Galischa auf die Nachricht, dass Kön wir nun dar-
storben sei und zahlreiche Unterth einem Edelmann
daselbst in der Absicht erschiener muss!" „Ich habe
zulassen und sich in den Besit bei meiner Ankunft von
Gandharva zu setzen. All der Kummer der Alten so
Schimnus erschienen un gekommen, um in eigener Person
Die Schimnus kehrten des Sohnes zu treten". Der König
zwar eindringen, ne Du wirst nicht im Stande sein den
pflegten nun als entgegenzutreten; es ist nichts anderes zu er-
mit einem Ed dass sie dich aufspeisen". „Nun, ich bin
nehmen. Al erwiederte der Prinz, „um, wenn ich für
kunft in ei Menschen mich aufspeisen lasse, bei meinen künf-
trat, fand Wiedergeburten in einer höheren Stufe als der
dem A geboren zu werden". „Nun, so mag dieser
in ein sagte der König, und schickte den Sohn der
ausr zurück. Als nun Vikramâditja mit den 100 Mann
Vik Alten dem Anscheine nach lustig tanzend abzog, rief der König
gr der ihm nachschaute, voll Erstaunen aus: „In
A Galischa, einen Falle könnte er unser Retter sein; wenn der
dem nicht eintritt, dann dürfte er wohl als Zuwachs zu
aber uns tödtenden Dämonen erschienen sein; was nun
den auch geschehen mag, wir wollen alle den Tag über
aber
versammelt bleiben".

Als der Prinz Vikramâditja unter dem Geleite der
100 Personen nun in die grosse Residenz eintrat, be-

ʻʼst ein prachtvoller Königspalast; im Innern ·ich der von Löwen getragene Thron. ʻemselben empor und setzte sich . sprach er in Thränen aus- es doch ganz anders, so lange glücklich herrschte! seitdem wir ihn ɹeren Regionen entschwinden sahen, wie da die Eitelkeit dieser Welt erfahren! Ach ɹen!“ fuhr er unter Thränen fort, „was hätte früher gedacht, wenn die Schimnus 100 Menschen erspeist hätten! ʻ Schimnus, dass ich deine Sippschaft nur nicht ausrotte!“ Nach dieser Drohung schickte er die 100 Menschen nach Hause zurück. Dem Könige aber liess er sagen: „Deine Schimnus werde ich bändigen; lass in meiner Nähe 400 Gefässe mit Branntwein aufstellen“. Wie der König Galischa das hörte, freute er sich und liess alles so, wie jener es verlangt, aufstellen. Als nun das Heer der Schimnus erschien, fielen sie mit hastiger Gier über die 400 Gefässe voll Branntwein her und tranken im Übermass; wie sie völlig betrunken zu Boden lagen, da tödtete sie der Prinz, indem er sie in Stücke zerhieb. Inzwischen war der König der Schimnus, als er diese Kunde vernahm, erschienen und warf sich mit gezogenem Schwerte auf Vikramâditja. Doch der Prinz sprach: „Halt, König der Schimnus! geniess doch zuerst von den hier bei mir aufgestellten Sachen; wenn du mit ihnen fertig wirst, so will ich dein Sklave werden; bewältigst du sie aber

sich also vernehmen: „Der Himmel möge dich davor bewahren, dass du früher gekommen wärest! Das sei ferne von dir! Da ich zuerst gekommen, bin ich in Noth und Elend gerathen, und so liegen wir nun darnieder, indem ich 100 Menschen mit einem Edelmann an der Spitze als Tribut überliefern muss!" „Ich habe das", versetzte der Prinz, „bei meiner Ankunft von einer alten Frau gehört; weil der Kummer der Alten so gross ist, so bin ich gekommen, um in eigener Person an die Stelle ihres Sohnes zu treten". Der König Galischa sprach: „Du wirst nicht im Stande sein den Schimnus entgegenzutreten; es ist nichts anderes zu erwarten, als dass sie dich aufspeisen". „Nun, ich bin erschienen", erwiederte der Prinz, „um, wenn ich für einen Menschen mich aufspeisen lasse, bei meinen künftigen Wiedergeburten in einer höheren Stufe als der jetzigen geboren zu werden". „Nun, so mag dieser gehen!" sagte der König, und schickte den Sohn der Alten zurück. Als nun Vikramâditja mit den 100 Mann dem Anscheine nach lustig tanzend abzog, rief der König Galischa, der ihm nachschaute, voll Erstaunen aus: „In dem einen Falle könnte er unser Retter sein; wenn der aber nicht eintritt, dann dürfte er wohl als Zuwachs zu den uns tödtenden Dämonen erschienen sein; was nun aber auch geschehen mag, wir wollen alle den Tag über versammelt bleiben".

Als der Prinz Vikramâditja unter dem Geleite der 100 Personen nun in die grosse Residenz eintrat, be-

fand sich daselbst ein prachtvoller Königspalast; im Innern desselben befand sich der von Löwen getragene Thron. Der Prinz stieg zu demselben empor und setzte sich darauf nieder. „Ach“, sprach er in Thränen ausbrechend, „wie war es doch ganz anders, so lange mein armer Vater glücklich herrschte! seitdem wir ihn aber in die höheren Regionen entschwinden sahen, wie müssen wir da die Eitelkeit dieser Welt erfahren! Ach diese armen!“ fuhr er unter Thränen fort, „was hätte man früher gedacht, wenn die Schimnus 100 Menschen verspeist hätten! Schimnus, dass ich deine Sippschaft nur nicht ausrotte!“ Nach dieser Drohung schickte er die 100 Menschen nach Hause zurück. Dem Könige aber liess er sagen: „Deine Schimnus werde ich bändigen; lass in meiner Nähe 400 Gefässe mit Branntwein aufstellen“. Wie der König Galischa das hörte, freute er sich und liess alles so, wie jener es verlangt, aufstellen. Als nun das Heer der Schimnus erschien, fielen sie mit hastiger Gier über die 400 Gefässe voll Branntwein her und tranken im Übermass; wie sie völlig betrunken zu Boden lagen, da tödtete sie der Prinz, indem er sie in Stücke zerhieb. Inzwischen war der König der Schimnus, als er diese Kunde vernahm, erschienen und warf sich mit gezogenem Schwerte auf Vikramâditja. Doch der Prinz sprach: „Halt, König der Schimnus! geniess doch zuerst von den hier bei mir aufgestellten Sachen; wenn du mit ihnen fertig wirst, so will ich dein Sklave werden; bewältigst du sie aber

nicht, so werde du mein Sklave". Der König der Schimnus verschlang alles, ward berauscht und fiel zu Boden. Da dachte der Prinz: „Der Ruhm, durch Tapferkeit ihn getödtet zu haben, dürfte höher sein, als der Ruhm, wenn es hiesse: ‚er hat ihn durch List getödtet'". Und so hielt sich Vikramâditja ruhig abwartend zurück. Als der König der Schimnus sich mittlerweile wieder erholt und zum Kampfe sich emporgerichtet hatte, da hieb ihn der Prinz in zwei Stücke; daraus wurden zwei Menschen, die mit ihm zu ringen begannen. Diese zerhieb er in vier Stücke, woraus vier Menschen wurden, die mit ihm den Kampf aufnahmen. Diese hieb er in acht Stücke entzwei; daraus wurden acht Menschen, die auf ihn losstürzten. Da verwandelte sich der Prinz in acht Löwen, welche ein fürchterliches Gebrüll erhoben und jene vollständig zerrissen. Während dessen stürzten Berge ein und wurden zu Ebenen, die Ebenen aber zertheilten sich und Wasser stürzte aus ihnen hervor, das ganze Volk des Königs Galischa fiel besinnungslos nieder. Doch nachdem er den König der Schimnus getödtet, veranstaltete er eine Räucherung, versetzte die Erde wieder in ihre ruhige Stellung und rief das Volk zur Besinnung zurück; auf diese Weise ward alles in Glück und Freude verwandelt. Das gesammte Volk mit dem König Galischa an der Spitze bezeigte dem Prinzen Vikramâditja seine Verehrung. In solcher Weise hat der hehre heldenmüthige König Vikramâditja das Glück und die Freude der Königin-Mutter und seines ganzen Volkes begründet.

„Wenn du ihm gleich bist“, sprach die Holzfigur, „dann setze dich auf den Thron; bist du es aber nicht, dann kannst du dich nicht darauf niederlassen“.

III. Vikramâditja besteigt als Bettler den Thron. — Der Minister mit den Opferkerzen. — Vikramâditja und die schweigende Jungfrau.

Als der König Ardschi-Bordschi abermals den Wunsch äusserte, sich auf den Thron setzen zu wollen, sprach eine Holzfigur: „Halt König! du kannst dich nicht darauf setzen. Ich will eine Begebenheit aus dem Leben des hehren heldenmüthigen Königs Vikramâditja erzählen“. Und damit erzählte sie folgende Geschichte.

Während König Vikramâditja sein ganzes Volk fortwährend beglückte, war ein anderer mächtiger König zum Nirvâṇa eingegangen. Weil kein Sprössling vorhanden war, um seinen Thron zu besteigen, so wählte man einen Jüngling aus dem Volke und setzte ihn als König ein. Weil nun aber, wenn einer einen Tag regiert hatte, derselbe jedesmal in der Nacht starb, so machte der hochheilige König Vikramâditja, als er den fortwährenden Kummer und das Leiden des zahlreichen Volkes erfuhr, von Schalû begleitet in Bettlergestalt sich auf den Weg, um dem Volke Rettung zu bringen. Als er bei seiner Ankunft in ein Haus eintrat, fand er einen Greis mit seiner betagten Frau, welche, für einen schönen Jüngling einen Thron zurecht machend und ihm alle

Ehre erweisend, voll Betrübniss dasassen. „Worüber seid ihr betrübt?“ fragte er sie. „Unser König“, antworteten sie, „ist verschieden; und da er ohne Nachkommen ist, und auch die edlen Jünglinge unseres Volkes bereits ausgegangen sind, so trifft unsern einzigen Sohn das Loos heute den Thron zu besteigen, und so wird er in der Nacht sterben müssen. Desswegen sind wir betrübt“. Vikramâditja sprach: „Da für uns zwei Bettler der Tod gleichgiltig ist, so wollen wir um deines Sohnes willen 24 Stunden lang König werden und dann sterben“. Da versetzte der Greis: „Wir können darüber nicht entscheiden; drei mit der Bestimmung der hiebei zu beobachtenden Reihenfolge beauftragte einsichtsvolle Minister haben darüber zu entscheiden. Ich will es zu ihrer Kenntniss bringen“. Darauf begab er sich zu den drei weisen Ministern, und als er ihnen den Vorschlag der beiden Bettler genau mittheilte, sprachen die Minister: „Wenn die Bettler sterben zu wollen erklären, wenn sie auch nur für einen Tag König gewesen, so haben sie ganz Recht; führe sie her“. Nachdem sie erschienen waren und man sie auf den Thron gesetzt hatte, machten die Minister dem zahlreichen Volke bei dessen Auseinandergehen folgendes bekannt: „Bisher haben wir gewöhnlich jeden Tag eines Königs Gebeine bestattet; weil wir morgen früh die Gebeine von zwei Königen werden bestatten müssen, so versammelt euch recht früh“. Damit gieng das Volk aus einander. Nachdem der König Vikramâditja den Thron bestiegen hatte

und die Sache sorgfältig prüfte und untersuchte, fand er, dass die Grosskönige von früher den Himmelsgöttern und den Herrschern der Erde und des Wassers sowie den acht Abtheilungen der Geister jede Nacht ein geheimnissvolles Opfer darzubringen pflegten; die folgenden Könige aber (weil sie die Opfer unterliessen), erkannte er, hatten diese Geister getödtet. Der hochheilige heldenmüthige König Vikramâditja setzte nun aus dem Schatze des Königs die unumgänglich nöthigen Opfer in Bereitschaft, rief die Geister zusammen und brachte ihnen die Gaben dar. Die Götter freuten sich ungemein, errichteten ein kostbares mongolisches Zelt, das sie ihm übergaben, und kehrten dann zurück. Als den andern Tag in der Frühe zahlreiches Volk mit Holz und Brennmaterialien, um die Gebeine des Königs zu bestatten, zusammen kam, waren die beiden natürlich nicht gestorben; die drei Minister an der Spitze und das hohe und niedere Volk beschenkte und belohnte der König mit dem Edelstein Dsching bis zur Genüge. Das gesammte Volk berief die Geistlichkeit, sprach öffentliche Segenswünsche aus und bezeigte dem Vikramâditja seine Verehrung, wobei es ihn den vom Schicksal bestimmten hochheiligen König nannte. Dann gieng alles aus einander.

Während nun der hochheilige König Vikramâditja glücklich hier herrschte, brachten ihm einst, da ein Minister in ungerechtem Vorgehen zahlreiche Unterthanen bedrückte, die anderen Minister eine Klage darüber vor.

Der König sprach: „Was soll man den ärmsten tödten? man jage ihn weit fort“. Nachdem man ihn in die weite Welt verstossen, pflegte dieser Minister an drei Festtagen eines jeden Monates in Beobachtung eines Gelübdes die Fasten zu halten. Einst, nachdem er Fasten gehalten, waren ihm die Lebensmittel ausgegangen und nirgends fand sich mehr etwas vor. Früher hatte er aus wenigen Überbleibseln von Brodkrümchen und Fett vier kleine Opferkerzen gebildet und, indem er aus einem Steine einen Altar bildete, sie auf demselben aufgestellt. Während er nun so dasass, war Mittag herangerückt. Ohne einen Imbiss zu sich zu nehmen, geht es nicht; da aber nichts vorhanden war geeignet zum Imbiss zu nehmen, so griff er nach einem Endchen der von ihm zum Zeitvertreib aus Teig angefertigten Opferkerzen, um es zu verzehren; ohne sich aber greifen zu lassen, verschwand dasselbe und verkroch sich hinter die andern Opferkerzen; und als er die andern Kerzchen greifen wollte, da dachte der Minister, weil sie sämmtlich Reissaus nahmen: „Zwar waren diese meine Gebilde zum Opfer bestimmt, allein da sie vor mir Reissaus nehmen, so will ich sie sämmtlich verzehren“. Wie er sie aber alle mit einander ergreifen wollte, da nahmen sie sämmtlich nebst dem steinernen Altar Reissaus und machten sich auf und davon. Indem der Minister hinter ihnen her stürzte, veranlasste er, dass sie in eine Felsenhöhle flüchteten; als er sie verfolgend in dieselbe Höhle eindringen wollte, da riefen zwei über dem Eingang der Höhle

stehende steinerne Widder, die ihn erblickten, also: „Da du dies schlimme Wahrzeichen hier siehst, so dring nicht ein. In dieser Grotte sitzt die Ḍâkinî Tegrijin Naran (Göttersonne) in tiefe Betrachtung versunken; wer sie zweimal zum Sprechen bringt, dem wird das Glück zu Theil sie heimzuführen. Wenn du etwa in der Absicht gekommen bist sie zum Sprechen zu bringen, so lass dir das ja nicht einfallen; obgleich schon die Söhne von 500 Königen nach einander erschienen sind, in der Absicht sie zum Sprechen zu bringen, so vermochten sie ihr dennoch keinen Laut zu entlocken, sondern sie schmachten dafür hier in diesem Felsengewölbe eingeschlossen".

Nach diesen Worten packten sie ihn mit den Hörnern und schleuderten ihn empor. Der Minister flog schwebend dahin und fiel gerade auf den Schooss des hochheiligen Königs Vikramâditja nieder. Da rief der König: „Ei, der strafwürdige Minister! warum bist du gekommen?" Als der Minister das, was er von Naran-Ḍâkinî wusste, umständlich erzählt hatte, sprach der König: „Ich und Schalû und die drei einsichtsvollen Minister, wir wollen alle fünf hingehen!" Sie machten sich auf den Weg, und angelangt hielt er sofort die zwei steinernen Widder fest und gab Schalû und den drei weisen Ministern folgenden Auftrag: „Ihr alle vier geht hinein und verwandelt euch in den Rosenkranz, den Altar, den Opferkrug und die Lampe der Naran-Ḍâkinî; ich werde nachkommen und eine

Geschichte aus alten Zeiten erzählen; ihr alle vier gebt dann meiner Erzählung eine ganz verkehrte Auslegung". Damit schickte er sie voraus. Alle vier verwandelten sich dem Befehle gemäss. Etwas später trat der König ein und liess sich also vernehmen: „Ich bin der Herr und König von Ǵambudvîpa; indem es hiess, dass ‚dies hier Tegrijin Naran Ḍâkinî sei, bin ich hieher gekommen sie zu besuchen". Auf diese Worte gab Naran-Ḍâkinî keinen Laut von sich. Der König sprach abermals: „Aus Anlass dieser meiner Herkunft will ich eine Geschichte erzählen; oder, Naran-Ḍâkinî, erzähle du selbst eine Geschichte". Als Naran-Ḍâkinî auch hierauf keinen Laut von sich gab, sprach der Altar: „Dass von einem persönlichen Wesen wie Naran-Ḍâkinî ein Laut komme, das schickt sich nicht; dass von einem unpersönlichen Wesen, wie ich Altar bin, eine Antwort ausgehe, dazu bin ich eigentlich wohl nicht berufen; allein da der hehre König sich aufgemacht hat und hier erschienen ist, in der Absicht eine Geschichte zu erzählen, so wäre es ungeziemend, wenn keine Antwort erfolgte. So gerne nun ich Altar mich auch zum Erzählen erbieten möchte, so ist doch, weil Naran-Chatun Tag und Nacht auf mir ihre frommen Betrachtungen anstellt, mein Inneres stets ohne die nöthige Sammlung; König, erzähle daher du eine Geschichte". Bei diesen Worten warf Naran-Chatun einen Blick auf ihren Altar, blieb aber ruhig sitzen. Da erzählte der König folgende Geschichte:

Die hölzerne Frau.

Früh vor Zeiten pflegten vier Knaben aus vier Dörfern ihre Heerden zu hüten, wobei sie einen bestimmten Platz verabredet hatten. Einstmals hatte der eine von ihnen, der zuerst gekommen war, nachdem er seine Gefährten lange vergebens erwartet hatte, weil sie aber nicht erschienen waren, bei seinem Weggehen aus einem Stück Holz die Figur einer Frau gebildet, sie aufgestellt und sich dann entfernt. Als der zweite von ihnen kam, dachte er: „wenn sie mich sehen, will ich sie lachen machen!" und trug gelbe Farbe auf; dann gieng er ebenfalls weg. Als der dritte kam, blieb er lächelnd stehen, gab ihr noch die charakteristischen Zeichen, und entfernte sich gleichfalls. Endlich erschien der vierte, und nachdem er ihr Leben eingehaucht, ward sie eine schöne reizende Frau zum Heiraten. Indem nun alle vier sich um die Frau stritten, sagt der eine: „ich habe sie zu allererst aus Holz geformt". Der andere sagt: „ich habe die Farbe aufgetragen". Der dritte spricht: „ich habe die charakteristischen Zeichen hinzugefügt". Der vierte sagt: „ich habe sie beseelt". Da sie nun alle vier so mit einander stritten, fuhr der König fort, welchem von ihnen wird man sie geben müssen? Da versetzten Altar und Rosenkranz: „Naran-Chatun antwortet in der Regel nicht. Von unpersönlichen Gegenständen, wie wir zwei, Altar und Rosenkranz, sind, pflegt sonst auch keine Rede zu erfolgen; allein da der gross-

mächtige König erschienen ist und bei Erzählung einer Geschichte um die Meinung fragt, wie könnte man da die Antwort schuldig bleiben? Weil mir jedoch davon, dass Naran-Chatun Tag und Nacht Gebete hersagt, der Kopf ganz schwindelig geworden ist, so bin ich, da mein Inneres beständig unaufgeklärt bleibt, nicht im Stande, das richtige zu unterscheiden; indess sollte doch wohl, scheint mir, derjenige, welcher zu allererst die Figur gemacht hat, sie zu erhalten berechtigt sein". Bei diesen Worten warf Naran-Chatun einen Blick auf ihren Altar und Rosenkranz und sprach also: „Ein persönliches Wesen wie ich fühlte nicht den Muth zu antworten, geschweige denn zwei unpersönliche Gegenstände, wie ihr seid; wenn ihr daher mit eurer so eben gegebenen Antwort das richtige nicht treffet, ist das ein Wunder? Derjenige", fuhr sie fort, „der die Figur zuerst gemacht hat, ist der Vater; der die Farbe aufgetragen, ist die Mutter; der die charakteristischen Zeichen hinzugefügt hat, ist der Lama; der ihr das Leben einhauchte, wie sollte der nicht ihr Mann sein?" Also hatte sie zur Antwort gegeben.

Darauf sprach der König: „Von einem persönlichen Wesen, der Naran-Chatun, ist eine Antwort erfolgt; von zwei unpersönlichen Gegenständen, dem Altar und Rosenkranz, ist eine Antwort erfolgt. Erzählet nun auch ihr eine Geschichte". Während Naran-Chatun, ohne irgend einen Laut von sich zu geben, ruhig dasass, sprach der Opferkrug: „Weil mein Inneres bestimmt

ist mit Weihwasser angefüllt zu werden, und ich stets in Rauch gehüllt bin, so bin ich nicht im Stande zu erzählen; erzähle daher du, o König, eine Geschichte". Naran-Chatun warf bei diesen Worten ihrem Opferkrug einen Blick zu und blieb ruhig sitzen. Da erzählte der König folgende Geschichte:

Bestrafte Untreue.

Einstmals zogen zwei Verheiratete, Mann und Frau, mit einander am Fusse einer Felswand vorüber. Von der Felswand herab liess sich eine wohlklingende, liebliche Stimme vernehmen; selbst die berittenen Rosse blieben stehen und hörten zu, geschweige denn die Menschen. Die Frau sich danach hinwendend dachte bei sich: „Einem Manne, der mit einer so lieblichen Stimme begabt ist, möchte ich angehören!" Während sie mit diesem Gedanken weiter gieng, kamen sie zu einem reichlich mit Wasser versehenen Brunnen. Da sprach die Frau zu ihrem Manne: „Hole mir doch von diesem Wasser, ich habe Durst". Der Mann machte Halt; indem er aber zum Wasser nicht hinabreichte und das Gleichgewicht zu behalten suchend sich über den Brunnen lehnte, fasste die Frau, die ebenfalls abgestiegen war, ihn an den beiden Füssen, stiess ihn in das Wasser und tödtete so ihren Mann. Als sie nun jene liebliche Stimme aufsuchte und sich danach umschaute, stellte es sich heraus, dass es die stöhnende Stimme eines am Rücken und Hals mit Wunden und

Beulen bedeckten Mannes war, die, an der Felswand wiederhallend, sich so lieblich vernehmen liess. Die Frau war über diese Entdeckung sehr betroffen. „Weil ich“, sprach sie, „als ich die Stimme eines solchen Leidenden vernahm, meinen edlen Mann getödtet habe, so ist nun meine Begegnung mit diesem unglücklichen Manne die Wiedervergeltung dafür“. Mit diesen Worten nahm sie den kranken Mann auf ihre Schultern, und indem sie sich mühsam mit ihm dahin schleppte, schrumpfte sie allmählich zusammen und magerte ab, bis sie zuletzt starb. Ist das ein gutes oder ein schlechtes Weib? fragte der König. Doch Naran-Chatun gab keinen Laut von sich. Die Lampe aber sprach: „Naran-Chatun hier lässt die Lampe Tag und Nacht ohne Unterlass brennen; weil ich dadurch ganz erschöpft und zusammengeschrumpft bin, so bleibe ich stets ohne die nöthige Sammlung, um in richtiger Unterscheidung zu sprechen. Indess, wenn ich berücksichtige, dass die Frau, nachdem sie ihren biedern Mann getödtet und dafür einen kranken Mann gefunden hat, diesen doch nicht unter dem Vorwande, er sei schlecht, im Stiche liess, so verdient sie als gutes Weib zu gelten“. Nachdem Naran-Chatun bei diesen Worten ihrem Opferkrug und der Lampe einen Blick zugeworfen, liess sie sich also vernehmen: „Ich für meine Person gebe doch, nicht wahr? gewöhnlich keine Antwort, geschweige denn ihr vier unpersönlichen Gegenstände. Wenn ihr daher bei einer einmaligen Antwort das richtige nicht treffet, ist das ein Wun-

der? Was konntet ihr gutes finden an einer Frau, welche, als sie die an einer Felswand wiederhallende kunstvoll melodische Stimme vernahm, den ihr zu eigen gehörenden Mann tödtete, und, indem sie einen kranken dahinschleppte, nach Erschöpfung ihrer Kräfte zusammenbrach? Ein solches schlechtgesinntes Weib dürfte eine Schimnus sein!"

Nachdem sie also sich hatte vernehmen lassen, sprach der König: „Naran-Chatun, als derjenige, welcher dich zweimal zum Sprechen gebracht hat, darf ich dich jetzt heimführen!" Mit diesen Worten nahm er Naran-Chatun in Empfang, und von Schalû und seinen drei weisen Ministern begleitet machte er, nachdem er die früher erwähnten im Felsengewölbe eingeschlossenen Söhne von 500 Königen befreit hatte, sich auf den Weg in sein Reich. Dort angelangt berief er sein Volk Tai-tsing zu einer Versammlung, begann sofort Glaube und Religion in hohen Ehren zu halten, machte hohe und niedere so glücklich, als man es sich nur vorstellen kann, und sass als der vom Schicksal bestimmte hochheilige König Vikramâditja mit seiner, Milde und Gnade übenden, Gemahlin Ḍâkinî fest auf diesem Thron.

„König Ardschi-Bordschi", schloss die Figur, „wenn du ein solcher Gesetz und Glaube gleichmässig hochhaltender König sein solltest, dann setze dich auf den Thron; bist du das aber nicht, dann lass es sein!" Und mit diesen Worten verwehrte sie es ihm.

IV. Vikramâditja's Gemahlin Tsetsen Büdschiktschi. — Der weise Papagai. — Der falsche Eid.

Der König Ardschi-Bordschi hatte 71 Gemahlinnen. Eine der vornehmsten unter diesen seinen Gemahlinnen forderte er auf, sich vor dem Throne zu verneigen und die Weihe zu empfangen. Als sie dem Throne nahe gekommen war, da rief eine Holzfigur: „O halt! berühre mit deinem Haupte den Thron nicht. Tsetsen Büdschiktschi, vormaleinst die Gemahlin des hochheiligen Königs Vikramâditja, pflegte nie abseits von ihrem Manne unrechten Gedanken nachzuhängen; wenn du eine solche Fürstin sein solltest, dann nahe dich und empfang die Weihe; wenn aber nicht, so lass es sein!" Ausserdem aber erzählte sie noch dazu die Geschichte von den 71 Papagaien.

Früh vor Zeiten war einmal die Gemahlin eines Königs krank geworden und die Ärzte waren nicht im Stande sie zu heilen. Weil aber in Folge des Genusses eines Vogelhirnes nach und nach ihre Krankheit sich zum Bessern gewendet hatte, gedachte der Grosskönig von seinen Unterthanen Vogelgehirn als Abgabe zu erheben. Desshalb berief er einen Vogelsteller zu sich, und als dieser erschien, sprach er zu ihm: „Wenn du mir aus der hiesigen Umgegend 71 Vogelgehirne lieferst, so werde ich dich belohnen; vermagst du sie nicht aufzutreiben, so bestrafe ich dich". Während der Mann

nun in der äussersten Verlegenheit war, fiel ihm ein, dass auf einem Baume immer 71 Papagaien zu übernachten pflegten. „Auf demselben werde ich Netze ausstellen“, dachte er, und so stellte er denn auch in der That auf dem Baume die Netze aus. Allein unter diesen Papagaien befand sich ein besonders kluger; dieser kluge Papagai sprach zu seinen Gefährten also: „Auf diesem Baume hat sich unser Feind niedergelassen; wir wollen auf einem Felsen übernachten“. Nachdem sie vier bis fünf Nächte hier zugebracht hatten, nahm der Mann seine Netze und stellte sie auf dem Felsen aus. Da sprach der kluge Papagai abermals zu seinen Gefährten: „Auf diesem Felsen hat sich wiederum ein Feind niedergelassen; wir wollen uns nach einem andern Platz wenden“. Darüber geriethen die Gefährten in Zorn und versetzten: „Wir sind von unserm ursprünglichen Baum, indem du sagtest, dass daselbst ein Feind sich eingeschlichen habe, auf diesen Felsen gezogen; jetzt sagst du abermals, auf dem Felsen sei ein Feind erschienen; wohin willst du denn gehen? Wenn man die Sache genauer betrachtet, so dürfte im Gegentheil der Feind es auf dich allein abgesehen haben“. Der kluge Papagai versetzte: „Wenn der Feind es auf mich absehen würde, so handelte es sich nur um ein einziges Wesen; allein es hat sich der Feind 71 Köpfen genaht, und so dürfte das Verderben über alle kommen. Wie könnte ich aber trotz meines bestimmten Wissens ganz allein mich davon machen? Auf diese Weise dürfte denn,

scheinbar als hätten wir nichts gewusst, das Verderben über uns alle kommen". Als sie nun ungeachtet dieser Warnung auf dem Felsen weiter übernachteten, blieben sie alle in den Netzen hangen, und während sie so dalagen, sprachen die andern klagend: „Für uns unverständige musst du, der verständige, nun mit büssen!" Dabei aber fragten sie den klugen Papagai: „Da der Besitzer dieser Schlingen mit einem Stocke in der Hand daherkommt, sollte dir nicht noch ein Rettungsmittel einfallen?" Der kluge Papagai sprach: „Was für ein anderes Mittel gäbe es für uns als zu entfliehen! Indess wollen wir alle, scheinbar als wären wir todt, uns auf den Rücken, kopfüber und auf die Seite legen. Denn er wird denken: ‚die lebenden muss ich tödten', und so könnte er uns alle todt schlagen; wozu sollte er aber die todten noch einmal todt schlagen? er wird uns ja doch wohl nur um unseres Fleisches willen tödten wollen. Nachdem wir einmal in die Hände des Mannes gefallen sind, dürfte es von Vortheil sein ruhig liegen zu bleiben. Betrachtet man diesen unsern Fels genauer, so ist der Zugang sehr eng; wenn er auch durch eine Felsspalte hindurchkriecht und herankommt, so hat er hier keinen Platz; und wenn er uns mit sich fortschleppen will, so wird er, weil er uns nicht erträgt, uns abzählen und wahrscheinlich sogar hinabwerfen; diejenigen von uns, die zuerst hinabgefallen, bleiben wie todt liegen; sobald er aber bei seinem Abzählen 71 gesagt, dann wollen wir alle der Reihe nach uns er-

heben und davonfliegen". Auf diesen Rath legten sie sich ruhig hin. Als der Mann herankam und sie sah, sprach er: „O ihr schlimmen, listigen Papagaien, das dürfte euer Tod sein! ihr habt mir durch euer schlaues Hin- und Herwandern ordentlich Kummer verursacht; ich will euch weich klopfen!" Als er hinzutrat und sie auf dem Rücken und kopfüber liegend todt sah, rief er: „Sie sind ja todt! ich will sie sämmtlich, weil der Platz so eng ist, im Abzählen hinabwerfen und dann aufheben". Und so warf er sie, indem er sie zählte, hinab; ganz zuletzt war noch der kluge Papagai allein übrig. Während er ihn losknüpfte und, schon 71 ausrufend, eben hinabwerfen wollte, fiel der Wetzstein, den er im Gürtel bei sich trug, mit Geräusch hinunter; die andern, in der Meinung, die Zahl 71 sei voll, flogen insgesammt auf und davon und der kluge Papagai blieb allein in den Händen des Mannes zurück. Da sprach der Vogelsteller: „Diese Papagaien haben es mit ihrer Schlauheit seit so langer Zeit bis heute getrieben; diesen allein noch übrig gebliebenen werd' ich mit nach Hause nehmen und tödten, indem ich ihn lebendig sieden und schmoren lasse". Da sprach der kluge Papagai: „Wenn ich dich vormaleinst grausamer Weise getödtet haben sollte, dann dürfte dies in der That dein Wiedervergeltungs-Tod sein; hat aber eine Feindschaft nicht Statt gefunden, dann werde ich wohl meinerseits einmal an dir Rache nehmen. Während du, wenn du uns tödtetest, von deinem König eine Be-

lohnung zu erhalten vermeintest, haben wir durch eine List unser Leben gerettet. Wenn du mich jetzt auch auf alle Arten tödten wolltest, so ist es doch besser, da einmal diese in Sicherheit entkommenen 70 Papagaien nicht wiederkehren werden, mich an einen reichen Mann zu verkaufen; ich werde bis auf 100 Unzen Silber kommen; um 71 Unzen davon kaufe 71 Vögel und überreiche sie deinem König; wenn du mit den übrigen 29 Unzen dich, Kinder, Frau und deine Verwandten unterhältst, sollte das schlecht sein?“ Der Mann hielt diese Bemerkungen für richtig, verkaufte den Papagai und erhielt 100 Unzen dafür.

Da der reiche Käufer des Papagai denselben zu jeglichem Dienste verwendete, und stets unzertrennlich von ihm seine Geschäfte besorgte, so sprach er einst zu seinem Papagai also: „Während ich auf eine Strecke von 71 Tagereisen mich entfernen sollte, muss ich, weil meine Frau leichtfertig ist und an ihre Geliebten mein Eigenthum verschwendet, beständig hier weilen, ohne mich nach auswärts begeben zu können. Wenn du, mein Bruder Papagai, diese deine Schwägerin zu bewachen im Stande wärest, dann möchte ich mich aufmachen, meine Geschäfte besorgen und ruhigen Herzens gehen und kommen“. Auf diese Ansprache versetzte der Papagai: „Ich werde schon im Stande sein, sie bis zu deiner Zurückkunft zu bewachen“. „O vortrefflich, mein Bruder!“ sprach der reiche Mann, „dann ist mein Herz ganz ruhig“.

Nach seiner Abreise erhob sich sofort die Frau, zog ihre Prachtgewänder an, und als sie mit den Worten: „bin ich doch endlich zu mir selbst gekommen!“ eben ausgehen wollte, da kam der Papagai heran, ergriff sie bei der Hand, und sprach gefasst: „Halt Muhme! für eine Frau schickt es sich in Abwesenheit ihres Mannes weit weniger auswärts Besuche zu machen, als vielmehr ihren Hausstand fleissig in Ordnung zu halten!“ „O du böser Papagai!“ rief die Frau, „sieh doch einer, wie er mich zurückhalten und meinen Vergnügungen Hindernisse in den Weg legen will!“ Der Papagai sagte: „Dein Mann hat mir aufgetragen, fleissig auf dich Acht zu geben; dich festzuhalten, dazu fehlt mir die Kraft; und wenn ich es dir verbieten wollte, so würdest du auf meine Worte nicht hören. Indessen möchte ich dir doch eine Geschichte erzählen. Willst du sie anhören?“ „Gut“, sprach die Frau, indem sie sich setzte, „so erzähle schnell deine Geschichte“. Da begann der Papagai:

Früh vor Zeiten lebte ein König mit Namen Tsoktu Ilagukssan, der eine Tochter Namens Naran Gerel („Sonnenschein“) hatte. Wer Naran ansah, dem wurden die Augen ausgestochen; dem Manne, der in das Wohnzimmer trat, schlug man beide Beine entzwei: so unerbittlich hart war der König mit seinem Machtgebot. Diese Tochter Naran sprach einst zu ihrem Vater: „Da ich weder Menschen noch Thiere zu sehen Gelegenheit habe, so wird mir die Zeit lang; am fünfzehnten des

Monates hätte ich Lust auszugehen und mich etwas umzuschauen". Der König war damit einverstanden. Er liess überallhin einen Befehl des Inhaltes verbreiten: alle Auslage-Gegenstände solle man öffentlich zur Schau ausstellen, alles Vieh lasse man herein, die Männer und Frauen dagegen sollten Fenster und Thüren schliessen und nicht heraustreten; wenn einer heraustrete, den werde er mit strenger Strafe züchtigen.

Am fünfzehnten des Monates nun fuhr Naran in einem neuen Wagen sitzend, von zahlreichen Mädchen und Frauen rings umgeben, in der Stadt umher und betrachtete sich alle Waaren und Auslage-Gegenstände. Inzwischen hatte ein Minister Namens Ssaran („Mond") vom Söller aus, auf den er, in der Absicht die Königstochter zu schauen, emporgestiegen war, dieselbe mit Musse betrachtet. Diesen gewahrte Naran. Sofort streckte sie einen Finger in die Höhe und machte mit der andern Hand auswärts rings um denselben eine Kreisbewegung; darauf ballte sie die Hand zusammen und liess sie wieder frei; dann legte sie zwei Finger zusammen und deutete damit nach ihrem Hause hin. Ssaran stieg eiligst herab und gieng in seine Wohnung. „Nun", fragte ihn seine Frau, „hast du die Königstochter gesehen?" „Sie hat mir", erwiederte er, „böses gedroht; was soll ich anfangen?" „Wie hat sie dir denn gedroht?" fragte die Frau. Da machte er sie mit sämmtlichen Zeichen von Naran bekannt. Die Frau sprach: „Sie hat dir keineswegs gedroht; es dürften vielmehr Zeichen sein, darauf

berechnet dich anzulocken. Das Emporstrecken des einen Fingers in die Höhe bedeutet, dass sich in der Nähe der Wohnung ein einzelner Baum befindet. Dass sie die Hand auswärts um den Finger einen Kreis machen liess, damit dürfte eine Ringmauer gemeint sein. Dass sie die Hand zusammenballte und dann wieder frei liess, damit dürfte sie angedeutet haben: ‚komm in den Blumengarten'. Das Zusammenlegen der beiden Finger dürfte heissen: ‚mit dir möcht' ich eine Zusammenkunft haben'. Geh nur hin". Der Minister erwiederte: „Ist denn nicht das Verbot des Königs Tsoktu Ilagukssan so streng?" worauf die Frau sagte: „Wenn die Fürstentochter einladet, pflegt man da nicht zu gehen? Geh; nimm diesen Edelstein und mache dich auf den Weg; für einen Mann ist ein Edelstein von Nutzen". Mit diesen Worten schickte sie ihn hin.

Ssaran machte sich auf, begab sich in den Blumengarten und setzte sich an den Fuss des Baumes. Inzwischen war auch Naran herausgetreten, und die beiden überliessen sich den Freuden der Liebe und ruhten schlummernd bis Sonnenaufgang. Da erschien ein Beamter, der die Aufsicht über den Garten führte, mit hundert Bewaffneten, erkannte die Königstochter Naran und den Minister Ssaran, ergriff sie beide, führte sie ab und setzte sie ins Gefängniss. Bei diesem Anlass sprach die Königstochter: „Ich sollte eigentlich zu meinem Vater, dem Könige, gehen". Doch der Beamte, der sie verhaftet, versetzte: „Wie viele Menschen, die

hatte Lust den königlichen Blumengarten zu besuchen; indem ich sie hinführte, um ihn ihr zu zeigen, haben wir die Nacht da zugebracht; einer anderen Schuld sind wir uns nicht bewusst". Der König sprach: „Wo auch immer der Mann und die Frau die Nacht zugebracht haben, dafür sind sie nicht strafwürdig; wozu war es nöthig, sie desshalb gefangen zu setzen?" Damit überliess er den commandirenden Aufsichtsbeamten sammt den 100 Mann dem Minister Ssaran auf Gnade und Ungnade. Da wagte der Aufsichtsbeamte dem Könige folgende Vorstellung zu machen: „Bei der unlängst erfolgten Verhaftung war es in der That deine Tochter Naran; den Mann aber kenne ich nicht im geringsten. Es bleibt mir freilich nichts anderes übrig als der Tod; doch lass deine Tochter Naran zuvor einen Eid über Gerstenkörnern leisten, dann will ich sterben". Der König willigte ein und befahl seiner Tochter Naran den Eid über Gerstenkörnern zu schwören. Bei einer solchen Gelegenheit pflegt alles, was Gerstenkorn heisst, sobald ein Mensch schwört, der vorher böses gethan hat, auf eine falsche Aussage hin mächtig in die Höhe zu schiessen, bei einer wahren Aussage dagegen wächst sicherlich nichts. Naran sprach zu ihrem Vater: „Warum soll ich, deine einzige Tochter, schwören? Mag ich nun aber rein oder unrein sein, vor einer zahlreichen Menge will ich den Eid leisten". Der König gieng darauf ein und liess mittelst einer Kundmachung eine allgemeine Versammlung ausschreiben.

Als die Gemahlin des Ministers Ssaran dies erfahren, bestrich sie ihren Mann am ganzen Leibe mit schwarzer Farbe und, indem sie auf diese Weise ihn ganz schwarz aussehend machte, gab sie ihm folgende Anweisung: „Zur Stunde wann die Königstochter Naran sich daran macht, bei der Führung ihres Processes vermittelst Gerstenkörner den Eid zu leisten, da suche, das eine Auge halb schliessend, auf einem Fuss hinkend, blindlings und blödsinnig lachend, eine Krücke bei dir führend, dich unter allerlei bösartigen Possen in der zahlreich versammelten Menge umherzutreiben; bei dieser Gelegenheit wird vielleicht die Königstochter Naran für sich irgend einen Ausweg finden; den königlichen Unterthanen suche ihr Essen wegzunehmen". Mit solchen Anweisungen entliess sie ihn. Als er nun diesen Vorschriften gemäss auftrat, sprach der König: „Entfernt doch dieses widrige, abscheuliche Wesen, das man nicht anschauen kann!" Während ihn nun die Minister, den Abscheu gegen ihn noch mehr erregend, zurückstiessen, erhob sich die Königstochter Naran und sprach zu ihrem Vater also: „Während ich unschuldig bin, hat mich dieser Aufsichtsbeamte verleumdet. Doch wäre es für eine als Jungfrau sich ausgebende Dirne, die über diesen Gerstenkörnern hier schwören soll, unschicklich, verstohlene Liebe gänzlich abzuschwören. Unter diesen Umständen will ich den Eid leisten, indem ich dabei auf irgend ein Mannsbild hinweise. Wollte ich nun auf einen schönen Mann hinweisen und bei ihm schwören,

so würde ich neuerdings wieder mit diesem einen Scherz treiben. Ich bezeichne euch daher diesen bresthaften Menschen hier, bei ihm will ich schwören; sprecht nur eure Zustimmung dazu aus". Da riefen die sämmtlichen Minister: „Wie kann die Königstochter auf ein so hässliches, widriges Geschöpf hinweisen und bei ihm schwören?" Doch Naran antwortete: „Bei dem hat's keine Gefahr; sollte ich denn mit dem wirklich in einem Liebesverhältniss gestanden haben? und was hat es auf sich, mit inhaltsleerem Munde ein Geständniss abzulegen?" Dabei erhob sie sich und begann also: „Von klein an bis auf heute habe ich meines königlichen Vaters Namen nimmermehr befleckt; der einzige Mann, mit dem ich ein Liebesverhältniss gehabt, ist dieser krüppelhafte Mensch hier; mit einem andern Menschen ausser ihm habe ich nimmer männlichen Umgang gepflogen". In solchen Worten leistete sie ihren Eid. Da sie ihrerseits die Wahrheit gesprochen, so erhoben sich die Körner auch nicht im geringsten. Alle Anwesenden mit dem König an der Spitze glaubten jetzt an die Unschuld der Königstochter Naran; den Aufsichtsbeamten liess der König hinrichten; den Minister Ssaran liess er straflos ausgehen.

„Diese Frau des Ministers Ssaran vermochte die Zukunft vorauszusehen", sprach der Papagai am Schlusse seiner Erzählung. „Wenn du, Muhme, deinem Manne, gleich der Frau des Ministers Ssaran, treu sein solltest, so magst du zum Nachbar gehen; ist das aber nicht

der Fall, dann dürfte es kaum angehen, den Nachbar zu besuchen". Nach diesen Worten des Papagai gab die Frau ihren beabsichtigten Besuch beim Nachbar auf.

So hatte die Figur erzählt. „Wenn deine Gemahlin, o König Ardschi-Bordschi", fuhr die Holzfigur fort, „von Tsetsen Büdschiktschi, der Gemahlin des erhabenen Königs Vikramâditja, ganz abgesehen, auch nur eine der Frau dieses Ministers gleiche Fürstin ist, so mag sie sich vor diesem Throne verneigen; wenn aber nicht, so geht es nicht an sich zu verneigen. Kehr' um!" So sprach sie und wies sie zurück.

so würde ich neuerdings wied
treiben. Ich bezeichne
Menschen hier, bei
eure Zustimmung
lichen Minister:
so hässliches,
schwören?“
keine Gef
Liebesv
sich,
lege
kle
V

Anmerkungen.

I. Siddhi-Kür.

XIV. Erzählung.

S. 3. Z. 4. *Nâgârdschuna.* Stifter der buddhistischen *Mahâjâna*-Lehre, als buddhistischer Lehrer und Heiliger hochgefeiert. Vgl. meine „Kalmükische Märchen“ (Leipzig 1866) S. 66.

S. 3. Z. 7. Siddhi-Kür. Vgl. Kalm. Märchen S. 66.

S. 4. Z. 6 v. u. *Dâkinîs* sind sonst weibliche Unholde, die nur in der Nacht besonders auf Leichenstätten ihr Unwesen treiben. Doch ist hier wohl eher an die *Râginîs* zu denken, holde weibliche Genien, Verkörperungen der die Lüfte erfüllenden Töne und Melodien. Beide Vorstellungen haben sich wahrscheinlich mit einander vermischt. Vgl. übrigens I. J. Schmidt, Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses von *Ssanang Ssetsen* u. s. w. St. Petersburg 1829. S. 438 ff.

S. 8. Z. 6. *Lama.* Buddhistischer Oberpriester.

XV. Erzählung.

S. 11. Z. 7. „*abaraschika*“ ist natürlich ein erdichtetes Wort.

S. 11. Z. 15. Das Diamantenreich Mittelindiens ist *Magadha*, von wo die Buddha-Lehre ausgieng.

S. 15. Z. 1 v. u. Die *Fünfzahl* ist im Buddhismus überaus häufig. Man vgl. W. Wassiljew, Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Literatur. Aus dem Russischen übersetzt. St. Petersburg 1860. S. 207. 212 und an vielen andern Stellen. — Auch ein Epitheton Buddha's ist: „*der die fünf Kenntnisse besitzende*“.

XVII. Erzählung.

18. Z. 13. Die *drei Kostbarkeiten* oder *Kleinodien*, die drei ...n buddhistischen Glaubensgüter, die immer angerufen werden, sind: ...*ddha*, seine *Lehre* (das Gesetz, die religiöse Satzung, Glaubenslehre) und die *Versammlung*, der *Verein* der *Geistlichkeit* (der *Klerus*, die *Kirche*, die *Gemeinschaft der Heiligen*). Näheres bei W. Schott, Ueber den Buddhaismus in Hochasien und in China. Berlin 1846. S. 39f. 127f. — C. F. Köppen, Die Religion des Buddha. 2 Bde. Berlin 1857. 1859. I. 373. 550—553. II. 292—294.

XVIII. Erzählung.

S. 23. Z. 6. Man vgl. hiezu die täuschende Aehnlichkeit eines alten französischen Fabliau, auf welche schon Benfey (Pantschat. I. S. XXV) aufmerksam gemacht; es findet sich ausführlich bei Barbazan, Fabliaux et contes des poètes françois des XI.—XV. siècles. Nouvelle édition, augmentée et revue par Méon. 4 voll. Paris 1808. IV. 287—295. — Man vgl. auch den Aufsatz von Fel. Liebrecht in Benfey's Orient und Occident 1862. I. 116—121 und dazu Benfey 136—138.

S. 25. Z. 1 v. u. *Sûrja* ist das sanskritische, *bagatur* das mongolische Wort für „Held". Derartige Nebeneinanderstellungen sind häufig.

XIX. Erzählung.

S. 28. Z. 9. *Sanggasba* ist vielleicht tibetisch: *bsang. grags. pa* = „guter Ruhm"; möglicher Weise steckt aber auch in dem ersten Worttheile das mongolische *ssang* „Schatz", also: der „schatzberühmte", wozu dann Z. 18 gleichsam die Uebersetzung, Z. 1 und 2 v. u. und S. 29. Z. 5 v. u. Ausführungen enthalten würden.

S. 30. Z. 6. *Garuda* ist der indische Wundervogel, König der Vögel, Träger Wischnu's; hier ist sein Bild festlich aufgeputzt und mit wallenden Seidenstoffen, der gewöhnlichen Verzierung der heiligen Bilder und Altäre, behangen.

S. 30. Z. 8. Solche beim Opfer gebrauchte Figuren (mong. *baling*, tibet. *gtor . ma*) sind aus Mehl- oder Reisteig verfertigt und ge-

wöhnlich pyramidenförmig. Beim sog. „*braunen Brandopfer*“ werden die Teigpyramiden mit verschiedenen brennbaren, in Watte u. dgl. gewickelten Gegenständen umhüllt, das Ganze mit brauner Farbe überzogen und dann angezündet.

XX. Erzählung.

S. 36. Z. 1—2. Der *Mango*-Baum = Mangifera indica. „Kalm. Märchen“ S. 4. — Die Axt „*weisser Mond*“ ebendas. S. 6 und 67.

XXI. Erzählung.

S. 41. Z. 2. Der *goldfarbige* Fluss ist skr. die Hiraṇjavatî.

S. 41. Z. 18 ff. Ueber solche *Almosenvertheilungen* vgl. Köppen I. 581 f.

S. 42. Z. 8 v. u. Der gewöhnliche *Branntwein* ist destillirter Milchbranntwein aus Stutenmilch, der sehr berauschend ist. Ueber die Zubereitungsart vgl. P. S. Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften. 2 Thle. St. Petersburg 1776. 1801. I. 132 ff.

S. 45. Z. 11 ff. Als Thron wird natürlich das Weberschiff verwendet. — Die Verbindung des *Mondes* und des *Hasen*, über deren weitere Verbreitung man Liebrecht in Lazarus und Steinthal's Zeitschr. Bd. V. H. 1 sehe, hat bei den Mongolen noch ihre besondere Bedeutung; die Flecken im Monde sind die Figur eines Hasen, dahin versetzt zur Erinnerung daran, dass einst *Çâkjamuni* sich in einen Hasen verwandelt hatte, bloss um einem verhungernden Wanderer als Nahrung zu dienen. s. Benj. Bergmann, Nomadische Streifereien unter den Kalmüken in den Jahren 1802 und 1803. 4 Thle. Riga 1804—1805. III. 40.

S. 45. Z. 17. *Churmusta* = Indra, Herrscher der Himmelsgötter, König der Erd- und Elementargeister, Herr und Schutzgeist des gesammten Erdenrundes.

XXII. Erzählung.

S. 46. Z. 5. Vgl. hiezu „die Wunderharfe“ in *Kletke*'s Märchensaal. 1845. II. 131—132 (S. 319: aus Keating's Gesch. Irlands

von W. Lindau übers. im Morgenblatt. 1810. Nr. 237) und *Wuk Steph. Karadschitsch*, Srpske narodne pripovijetke. Wien 1853. S. 189—192: König Trojans Ziegenohren.

S. 46. Z. 11—12. *Schwarz-China* (*Chara Kitad*) heisst sonst der nördliche Theil Chinas. — *Daibang-Chán* (chines. *Tai-ping* — Ruhe, Glück) ist eine gewöhnliche mongolische Bezeichnung für den chinesischen Kaiser.

XXIII. Erzählung.

S. 53. Z. 4 v. u. Die *drei kostbaren Kleinodien* s. zu S. 18. Z. 13. Statt Priesterwürde sollte es richtiger heissen Priesterschaft die Gesammtheit der Geistlichkeit (Klerus, Kirche).

S. 54. Z. 10ff. *Drachenfürsten.* Die Drachen, Schlangen, Schlangendämonen (skr. *nâga*, tib. *klu*, mong. *lû*) spielen in der indischen Mythologie eine grosse Rolle; sie gehören zu den göttlichen, Wunderkräfte besitzenden Thieren; ihre Lebensdauer reicht weit über die menschliche hinaus; sie haben ihre Könige.

S. 54. Z. 15. Das Abhandenkommen des Goldfrosches wird gar nicht gemeldet.

S. 56. Z. 3. Was S. 55. Z. 11ff. eine Eule hiess, ist jetzt ein Garuda.

S. 56. Z. 9 v. u. *Mirjalaktschi.* Ich habe das Wort *mirjalaktschi* mit „Fettmacher" übersetzt, ohne von der Richtigkeit überzeugt zu sein. Ich glaube vermuthen zu dürfen, dass damit etwa scherzweise ein *Dickbauch* oder *Fettwanst* bezeichnet werde, ein *Füllhorn* u. dgl. (vgl. das Horn der Amalthea, Preller griech. Mythol. 2. Aufl. I. 30f. 103. II. 245. Anm. 1), allenfalls wie wir in ähnlicher Weise von einem „*Dukatenscheisser*" sprechen.

S. 56. Z. 1 v. u. *Dschambudvîpa* (skr. Insel des *Dschambu*) nach buddhistischer Kosmologie der südliche von den vier Welttheilen, die als Inseln um den Götterberg Mêru (Sumêru) lagernd gedacht werden, vorzüglich Indien, dann das ganze bekannte Festland begreifend. Den Namen hat die Insel von einem riesigen *Dschambu*-Baum (*Eugenia Jambolana*, Rosenapfel), der auf der Spitze des Mêru als Standarte über das ganze Land erhoben ist. Böhtlingk und Roth Sanskrit-Wörterb. III. 39. — Köppen I. 232—234.

S. 57. Z. 11. Mit dem Verbrennen der Hundehülle vgl. das ähnliche Verbrennen des Vogelhauses in der VII. Erzählung der „Kalm. Märchen" S. 41.

S. 57. Z. 16ff. Vgl. den ähnlichen Zug in den „Kalm. Märchen" I. Erz. S. 6.

S. 57. Z. 6 v. u. Die *fünf Farben* sind gewöhnlich: blau, weiss, grün, gelb, roth. Köppen II. 307. Anm. 3. — Die *sieben Kostbarkeiten* werden verschieden aufgeführt: Gold, Silber, Lasurstein, Krystall, rothe Perlen, Diamant, Korallen; daneben Rubin und Smaragd; anderwärts fehlt Gold und Silber. Köppen I. 540f.

S. 59. Z. 18. Die *Himmelsgötter* stehen in keinem so grossen Abstand von den Menschen; sie sind eben auch nur Uebergangswesen von der Menschheit zur Buddha-Würde. Sie sind der Täuschung, Sünde und Metempsychosis unterworfen wie jede niedere Creatur. Sie wohnen zwar in den Götterhimmeln, aber diese gehören so gut wie unsere Erde noch in die dritte oder unterste, der Zerstörung unterliegende Welt; daher theilen sie auch bei jeder Weltzerstörung das Schicksal der Erde; nur kommen sie zuletzt an die Reihe, da sie aus weit feinerem Stoffe sind. Der ätherische Leib auch der niedrigsten dieser Götter oder Genien widersteht dem Alter und der Auflösung weit länger als der menschliche; auch können sie andere Gestalten annehmen und sich unsichtbar machen, eine Gabe, die der Erdbewohner selten erwirbt. Erst die Regionen der Buddhas sind über unsere Welt erhaben und bilden, von der Zerstörung unberührt, die erste und zweite Welt. Schott Buddhaismus S. 5.

S. 60. Z. 3. Die Thaten *Gesser-Chan's* bilden den Gegenstand der mongolischen Heldensage. Vgl. Die Thaten Bogda Gesser Chan's, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage, aus dem Mongolischen übers. von I. J. Schmidt. St. Petersburg 1839. — Dazu W. Schott, Ueber die Sage von Geserchan. Abhandl. d. Berl. Akad. Philos.—hist. Cl. 1851. S. 263—295.

S. 60. Z. 7. *Tschintâmani* (skr. Gedanken-Edelstein) ist „ein Edelstein, der die Zauberkraft besitzt das herbeizuschaffen, worauf der Besitzer seine Gedanken gerichtet hat" (Böhtlingk und Roth Sanskrit-Wörterb. II. 1030).

S. 60. Z. 10. *Dschambudvîpa* s. zu S. 56. Z. 1 v. u. — Z. 12. *dschuna* s. zu S. 3. Z. 4.

II. Ardschi-Bordschi.

Einleitung.

S. 63. Z. 6. *Ardschi-Bordschi* den Mongolen mundgerecht gemacht aus *râdschi Bhodscha* „König Bhodscha". Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde II. 806.

S. 64. Z. 3. *Bodhisattva* skr. *Bodhi*-Wesenheit, derjenige, dessen Wesenheit *(sattva)* die höchste Weisheit *(bodhi)* geworden, der also ganz mit dieser gesättigt und in sie aufgegangen ist; ist in der langen Kette des buddhistischen Geburtenwechsels der Name für diejenigen, die nur noch eine einzige Geburt zu bestehen haben, um als allerherrlichst vollendete Buddhas zu erscheinen: *die Stufe, die dem Buddha vorhergeht.* Schott Buddhaismus S. 49f. Anm. 3. — Köppen I. 312f. 422—426. II. 18f. — Wassiljew S. 6. 106. 134f.

Solche *Bodhisattvas* erscheinen unzählige Male in leibhaftiger Menschengestalt als fleischgewordene Heilige, um an dem Geschäfte der Erlösung der lebenden Wesen weiter zu arbeiten. Als solche haben sie unbegränzte Wunderkraft. Einen solchen vermuthet hier Ardschi-Bordschi nach diesen wunderbaren Anzeichen.

S. 64—67. *Der veruntreute Edelstein.* Vgl. die täuschende Aehnlichkeit in Tausend und eine Nacht. 589.—593. Nacht, bei *Weil* (Pforzheim 1842) Bd. III. S. 364—379, und speciell S. 374—379.

S. 68. Z. 2ff. s. zu S. 64. Z. 3. — *Buddha*, die höchste Stufe der buddhistischen Heiligkeit. Das nähere bei Köppen I. 310—313. 429—441.

S. 68—71. *Die zwei gleichen Brüder.* Vgl. als Seitenstück die „Geschichte des Jünglings, der dem Mansûr nachahmte" in Rosen's Papagaienbuch (Lpz. 1858) II. 15—24. und in Wickerhauser's Papageimärchen (Lpz. 1858) S. 167—172.

S. 69. Z. 18. *Schimnu, Schimnus* (= skr. *Mâra* oder *Kâma*), der „Versucher", ist der buddhistische Teufel, das personificirte Böse. Er ist der Gott der Liebe, der Sünde und des Todes, der Fürst dieser Welt, d. i. der dritten, untersten Welt, der gesammten Welt des Verlangens, thronend im sechsten, obersten Himmel derselben, erhaben über alle Naturgötter. Sein Reich ist das der Sinnlichkeit. Die Schimnus

verlocken und reizen, versuchen, verführen, um das Wesen in seinem Streben nach Vervollkommnung zu hindern; sie erscheinen unter jeglicher Hülle, um desto leichter berücken zu können. Schmidt zu *Ssanang Ssetsen* S. 310, 45—312. Schott Buddhaismus S. 6f. Köppen I. 88. 111. 253f.

S. 70. Z. 3 v. u. Der Diamant (skr. *vadschra*), ursprünglich der Donnerkeil, das Scepter Indra's, dann das Gebetsscepter der Priester, Symbol der Stärke, der undurchdringlichen Festigkeit und Unzerstörbarkeit. Köppen I. 251. II. 271f.

S. 72. Z. 1. *Goldener Thron.* Vgl. die indische Darstellung bei Lassen II. 806f. Anm. 2.

S. 72. Z. 10 v. u. *Churmusta* s. zu S. 45. Z. 17.

S. 72. Z. 9 v. u. *Vikramâditja* (skr. *vikrama* und *âditja*), — Sonne des Heldenthums.

S. 72. Z. 8 v. u. Die sechs Classen der belebten Wesen, welche zur Buddha-Stufe zu erheben der Inbegriff und das Endziel der Buddha-Lehre ist und wozu jedes Wesen mit unbedingter Selbstaufopferung mitzuwirken berufen ist, sind 1) die reinen Geister oder Himmelsgötter (skr. *Surâs*, mong. *Tegri*, kalm. *Tenggeri*), 2) die unreinen oder götterfeindlichen Geister (skr. *Asurâs*), 3) Menschen, 4) Thiere, 5) Pretâs (Vorhöllen-Ungeheuer) und 6) die Höllengeschöpfe. Köppen I. 238ff.

I.

S. 73. Z. 5—7. *Gandharva, Vikramâditja's Geburt.* Vgl. Lassen II. 800—802.

S. 73. Z. 7. *Üdsesskülengtu-Gôa*, „die reizend schöne". Beide Wörter heissen „schön"; *gôa* ist ein mongolischer Ehrentitel für vornehme Frauen, ebenso *chatun* (Fürstin, vornehme Frau). Daher bald *Üdsessküleng*, *Üdsesskülengtu* (tu ist Adjectivbildung), bald *Üdsesskülengtu-Gôa*, bald *Üdsessküleng-Chatun* und *Üdsessküleng-Gôa-Chatun*.

Zum Verhältniss der *Üdsessküleng-Chatun* und der zweiten Gemahlin und Geburt des *Vikramâditja* ein Seitenstück bei Herodot V. 39—41.

S. 74. Z. 14. Das *Umwandeln* geschieht zur Bezeigung der Ehrfurcht, aus Andacht, eine Aufmerksamkeit zu erweisen u. s. w., gewöhnlich dreimal.

S. 75. Z. 6. Der *Kalavinka* (skr. Sperling) gehört zu den heiligen Vögeln; er scheint hier die Stelle des sonst oft genannten *Kokila* (Kukuk) zu vertreten, der bei den Indern unserer Nachtigall gleich gilt.

S. 76. Z. 11. *Schimnus* s. zu S. 69. Z. 18.

S. 77. Z. 4 ff. Die *vier Welttheile* s. zu S. 56. Z. 1 v. u.

S. 77. Z. 6 ff. Ueber solche *Versammlungen und Religionsfeste* s. Köppen I. 396. 579—583. II. 115. 311 f.

S. 77. Z. 6 v. u. *Himmelsgötter* s. zu S. 59. Z. 18.

S. 78. Z. 7 ff. *Bodhisattva* s. zu S. 64. Z. 3.

S. 78. Z. 5 v. u. *Schlangendämonen* s. zu S. 54. Z. 10.

II.

S. 79. II. *Vikramaditja und Schali.* Vgl. die indische Darstellung bei Lassen II. 808—811.

S. 80. Z. 12 ff. Dieser König muss in der Stufenleiter des Geburtenwechsels schon eine hohe Vollkommenheit erreicht haben, da er die Gestalt der Himmelsgötter annehmen konnte. s. zu S. 59. Z. 18.

S. 81. Z. 17. *Nirvâṇa* (skr. das Auswehen, Erlöschen; „das Erlöschen der Lebensflamme, Auflösung, Erlösung, die ewige Seligkeit, die Vereinigung mit der Gottheit" Böhtlingk und Roth Sanskrit-Wörterb. IV. 208) ist kurz gesagt die *buddhistische Seligkeit.* Oft wird mit dem Eingehen zum *Nirvâṇa* bloss der zeitliche Tod bezeichnet. Nach buddhistischen Begriffen wird darunter „der Tod solcher Personen verstanden, welche durch Erfüllung aller Pflichten und Vorschriften der Lehre und gänzliche Reinigung von allem irdischen Wollen die Schuld der früheren Thaten abgebüsst haben, aus dem Kreislaufe der Metempsychose und der Wandelbarkeit des Daseins heraustreten und Buddha werden". Schmidt zu *Ssanang Ssetsen* S. 307, 31. — Schott Buddhaismus S. 10: „Aber so heisst auch in viel abstracterem Sinne eine über allen Sphären der Buddha-Persönlichkeit culminirende ewige Region, in der es keine Persönlichkeit und Offenbarung überhaupt mehr geben kann — ein irdischen Sinnen und irdischem Denken ganz unfassliches Sein, das, mit der Welt der Erscheinungen verglichen, vollkommenes Nichts ist und bleiben wird, obschon es alle Wesen absorbirt — das Endergebniss der absolutesten Scheidung des Geistes von der Materie. In den höchsten, an den Nirvâṇa gränzenden Buddha-Regionen, deren Bewohner keine Gestalt mehr haben, ist wenigstens immer noch Individualität und die Fähigkeit des

Erscheinens; sie sind noch ein begreifliches Etwas und eben darum nicht ewig; im Nirvâṇa aber fliesst alles befreite Geistige zu einer absoluten Monas zusammen; aus den unzähligen Buddha's wird unpersönliches Buddha". s. auch noch S. 127. — Ueber die verschiedenen Auffassungen des *Nirvâṇa* s. Köppen I. 304—309.

S. 82. Z. 10 v. u. *Kütschün-Tschidaktschi* = der kraftvermögende.

S. 84. Z. 2ff. *Vikramâditja* und *Schaki* erinnern unwillkürlich an Romulus und Remus. Es spielt aber der Wolf auch in den Stammsagen der Mongolen eine bedeutungsvolle Rolle, indem sie ihre Fürstenreihe beginnen mit *Bürte Tschinoa „dem Wolf im Winterbalge"* s. I. J. Schmidt, Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter. St. Petersburg 1824. S. 11—18. 33ff. 70—75, und zu *Ssanang Ssetsen* S. 56f. 372f.

S. 86. Z. 5. 6. *Tschintâmaṇi* s. zu S. 60. Z. 7. — Die *vier Welttheile* s. zu S. 56. Z. 1 v. u.

S. 89. Z. 13. Der Wunsch hat wohl den Sinn: Bei seiner Mutter möge die Milch eintreten und wenn sie ihn mit derselben wäscht, möge er noch schöner werden!

S. 92. Z. 16. Die ganze Lehre des Buddhismus beruht auf der Lehre von der Wiedergeburt oder der Seelenwanderung. Jedes Wesen durchläuft eine unbegränzte Zahl von irdischen Geburten, die je nach den Handlungen einer früheren Periode in höheren oder niederen Regionen erfolgen. Selbst die Götter sind diesem Geburtswechsel unterworfen, bis die höchste Stufe erreicht, bis das Wesen Buddha geworden, zum *Nirvâṇa* eingegangen ist. — Die Tugend des Mitleids oder der Almosen ist eine Cardinaltugend und fordert von dem Buddhisten jegliches, auch das grösste Opfer, die unbedingte Hingabe seiner selbst, seines Lebens für das seiner Mitgeschöpfe.

S. 93. Z. 2. Auch im Sanskrit ist *sinhâsana* (Löwensitz) = Thron.

S. 94. Z. 16ff. Solche ausserordentliche Thaten erregen Erdbeben und andere Naturerscheinungen. Zur Beruhigung der aufgeregten Natur werden Opfer veranstaltet, Räucherwerk angezündet u. dgl. Vgl. Schmidt, Gesser-Chan S. 228. 238. 243.

III.

S. 95. Z. 8 v. u. *in der Nacht starb.* Vgl. bei Lassen II. 804.

S. 97. Z. 3. Ueber *Opfer* überhaupt vgl. Köppen I. 560f. — Die Opfer an die Geister der Erde, der Berge, der Gewässer u. s. w. sind mehr Ueberreste des alten Schamanenglaubens, der auch bei den Mongolen noch nicht gänzlich verschwunden ist. Ueber dergleichen Geister, welche die Erde, ihr Inneres und deren Dunstkreis bevölkern vgl. Schmidt zu *Ssanang Ssetsen* S. 352f. Köppen I. 246—248.

S. 97. Z. 10 v. u. Der Edelstein Dsching ist mir unbekannt.

S. 98. Z. 3 ff. Die Kalmüken haben am 8., 15. und 30., die Mongolen am 13., 14. und 15. des Monats *Fasttage.* Pallas II. 168—189. 382—385. Bergmann III. 127—134. Köppen I. 564—566. II. 307. 316.

S. 99. Z. 3 ff. *Tegrijin Naran Dâkinî* = die *Dâkinî* „Göttersonne". *Naran-Dâkinî* = Sonnen-Dâkinî. „Unter *Dâkinî* verstehen die Buddhaisten weibliche Intelligenzen von hoher Vortrefflichkeit, wenn gleich gespenstiger Natur und bisweilen unter Schreckgestalten". Schmidt im Anhang zu *Ssanang Ssetsen* S. 438, wo in der Geschichte des Chongschim Bodhisattva S. 425—488 die *Dâkinîs* eine grosse Rolle spielen. Vgl. auch oben zu S. 4. Z. 6 v. u.

S. 99. Z. 2 v. u. *Rosenkranz, Altar, Opferkrug* und *Lampe* sind dem Buddhisten unentbehrliche Cultusgegenstände.

S. 100. Z. 6. *Dschambudvîpa* s. zu S. 56. Z. 1 v. u.

S. 100. Z. 6 v. u. *Naran-Chatun* s. zu S. 73. Z. 7.

S. 101. *Die hölzerne Frau.* Vgl. *Benfey* im *Pantschatantra* I. 488—493. — Täuschend ähnlich ist in Rosen's Papagaienbuch I. 151—159. 162—164: Geschichte der hölzernen Jungfrau und ihrer Liebhaber. Wickerhauser's Papageimärchen S. 78—85: Die vier Wanderer und das Frauenbild. — Das von Benfey erwähnte einschlagende böhmische Märchen „*Der kluge Goldschmied*" befindet sich in der neuen Ausgabe der Gesammelten Schriften der Frau Božena Němec (Leitomischl und Prag 1862) Thl. V. S. 159—167. — Die Entscheidung erinnert lebhaft an Vetâlapankavinçatî II. bei *Lassen-Gildemeister* Sanskrit-Chrestomathie (Bonn 1865. 2. Ausg. 1868) S. 12—15, und dazu *Brockhaus* in Berichte über die Verhandl. der kgl. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. (Lpz. 1854) S. 193—197, und in dessen Ausgabe der Märchensammlung des Somadeva. Buch IX—

XVIII (Leipz. 1866) Cap. 76. S. 296—298. — Der Streit bietet theilweise auch Anklänge an Siddhi-Kûr I. („Kalm. Märchen" S. 8—9).

S. 102. Z. 10 v. u. Der *Lama* d. h. der geistliche Vater.

S. 103. *Bestrafte Untreue.* Eine ähnliche Brunnenscene in der Elegie des Alexandros von Aetolien, nacherzählt von Parthenios XIV. Vgl. Hartung griech. Elegiker (Lpz. 1859) II. 135—139.

S. 105. Z. 6. *Schimnus* s. zu S. 69. Z. 18. Die Schimnus erscheinen bald in männlicher bald in weiblicher Hülle.

S. 105. Z. 15. *Tai-tsing* ist sonst der Name für die seit 1644 in China herrschende Mandschu-Dynastie („die *allerreinste*"). Was aber bei einer in Indien spielenden Geschichte die chinesische Dynastie soll, ist schwer abzusehen. Wahrscheinlich steckt in diesem *Tai-tsing* oder richtiger ausgesprochen *Taitsching* (eigentlich *Taidsching*) nichts anderes als Udschdschajinî, die Hauptstadt von Mâlava und Residenz Vikramâditja's.

IV.

S. 106. Z. 1. *Tsetsen Büdschiktschi* = die kluge Tänzerin.

S. 109. Z. 6 ff. v. u. *Vormaleinst* = in einem früheren Dasein; die Drohung aber bezieht sich auf eine künftige Wiedergeburt. s. das zu S. 92. Z. 16 Bemerkte.

S. 111—118. *Der falsche Eid.* Vgl. dieses Seitenstück zum *Gottesgerichte* in Gottfrieds von Strassburg *Tristan* und *Isolde* in meiner Specialausgabe (Innsbruck 1867) und dazu die gehaltvollen Anzeigen und Nachweise ähnlicher Erzählungen in andern Sagenkreisen von Liebrecht in *Heidelberger Jahrbücher* 1866. Nr. 59. S. 934—937 und von Comparetti in der *Revue Critique* 1867. Nr. 12. p. 185—187. — Täuschend ähnliche Situationen finden sich auch in *Tausend und eine Nacht*, 380.—389. Nacht, bei Weil (Pforzheim 1842) II. S. 287, namentlich aber S. 298, 304—308.

S. 111. Z. 20. *Tsoktu Ilagukssan* etwa = „strahlende Majestät".

S. 114. Z. 6 v. u. *umwandle dreimal* s. zu S. 74. Z. 14.

S. 115. Z. 16. Die Vertauschung des übrigen Anzugs wird stillschweigend vorausgesetzt.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . V—VIII
Einleitung . . . . IX—XVI

I. **Siddhi-Kür** . . . . 1—60

XIV. Erzählung. Die Knotennase . . . . . 3—11
XV. Erzählung. Abaraschika, das vielbedeutende Wort . . . . 11—16
XVII. Erzählung. Der Vielfrass . . . . . . 16—23
XVIII. Erzählung. Die verrätherische Trompete . 23—27
XIX. Erzählung. Der arme Weber und die indische Königstochter . . . . . . 28—35
XX. Erzählung. Der Fuchs, der Löwe und das Rind . . . . 35—40
XXI. Erzählung. Das Plane schmiedende Bettelpaar. — Der kluge Hase . . 40—46
XXII. Erzählung. Der König mit den Eselsohren 46—51
XXIII. Erzählung. Der tanzende Goldfrosch und der singende Papagai. Die steinernen Stiefel. Der weisse Schlangensohn. Der Wünschelstab von Perlmutter. Die Frau in Hundehülle. Der Mann im Elsterbalg. Vier Königssöhne. — Siddhi-Kür ist zur Ruhe gebracht und das Glück der Welt begründet . . . . 52—60

Seite

II. Ardschi-Bordschi . . . . 61—119

Einleitung. Der Knabenkönig. Der veruntreute Edelstein. Die zwei gleichen Brüder. Vikramâditja's goldener Thron . . . . . 63—73

Der veruntreute Edelstein . . . . 64—68

Die zwei gleichen Brüder . . . . 68—71

I. Vikramâditja's Geburt . . . . 73—79

II. Vikramâditja's Jugend. — Schalû das indische Wolfskind. — Vikramâditja der Besieger der Schimnus . . . . 79—95

Vikramâditja's Jugend . . . . . 80—83

Schalû das indische Wolfskind . . 83—89

Vikramâditja der Besieger der Schimnus 89—94

III. Vikramâditja besteigt als Bettler den Thron. — Der Minister mit den Opferkerzen. — Vikramâditja und die schweigende Jungfrau . . . . . . 95—105

Vikramâditja besteigt als Bettler den Thron . . . . 95—97

Der Minister mit den Opferkerzen . 97—99

Vikramâditja und die schweigende Jungfrau . . . . 99—105

Die hölzerne Frau . . 101—102

Bestrafte Untreue . . 103—105

IV. Vikramâditja's Gemahlin Tsetsen Büdschiktschi. — Der weise Papagai. — Der falsche Eid . . . 106—119

Der weise Papagai . . . . . . 106—111

Der falsche Eid . . . . 111—118

Anmerkungen . . . . 120—130

AUG 17 1965